

Charles Sealsfield, (Carl Postl) der dichter beider hemisphären

Albert Bernhardt Faust





CHARLES SEALSFIELD,

(CARL POSTL)

DER DICHTER BEIDER HEMISPHÄREN.



Sealsfield.

CHARLES SEALSFIELD,

(CARL POSTL)

DER DICHTER BEIDER HEMISPHÄREN.

SEIN LEBEN UND SEINE WERKE.

Von

ALBERT B. FAUST, Ph. D.
ASSOCIATE PROFESSOR OF GERMAN, WESLEYAN UNIVERSITY MIDDLETOWN, CONN.

MIT DEM BILDNIS DES DICHTERS
UND DEN ANSICHTEN SEINES GEBURTS- UND WOHNHAUSES.



WEIMAR.
VERLAG VON EMIL FELBER.
1897.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

Vorwort.

Seit des Dichters Ableben im Jahre 1864 ist in Journalen und Flugschriften vieles Interessante über Sealsfield-Postl erschienen. Der Versuch, alle erreichbaren Hilfsquellen in einer Biographie zusammenzufassen, ist aber noch nie gemacht worden. Indem nun ein solcher Plan der nachstehenden Arbeit zu Grunde liegt, war es jedoch mein Bestreben, neues Material darin vorzulegen, was teils durch Besuche der Aufenthaltsorte Sealsfields in diesem Lande sowohl als in Europa, teils durch den Verkehr mit Personen, die einst zu dem Dichter in näheren Beziehungen standen, ermöglicht wurde. Vor zwanzig Jahren wären derartige Forschungen zweifelsohne von grösserem Erfolg gekrönt worden, es kam jedoch, selbst nachdem geraume Zeit verflossen, manches ans Tageslicht, das den Schleier, der so lange über gewissen Abschnitten der Laufbahn des „grossen Unbekannten" gehaftet, einigermassen lüftet.

Es wird in der Einleitung angestrebt, klarzulegen, welche hervorragende Stellung der Dichter in der Litteratur „beider Hemisphären" beanspruchen kann. Da Sealsfield besonders anregend auf den modernen deutschen Roman, in der Richtung des Realismus, wirkte, darf man eine Abhandlung über des Schriftstellers Leben und

Werke als einen Beitrag betrachten zur Geschichte des deutschen Romans im 19. Jahrhundert, ein für wissenschaftliche Untersuchungen vielversprechendes Gebiet, welches noch nicht vollkommen ausgebeutet worden.

Obgleich ich vielen in dem deutschsprechenden Europa, die mir bei dieser Arbeit ihre Teilnahme schenkten, verpflichtet bin, wofür ich hier meine volle Anerkennung auszusprechen wünsche, so fühle ich eine noch grössere Verbindlichkeit gegen Freunde diesseits des Oceans. Das beifolgende Werk, obgleich in Deutschland veröffentlicht, ist deswegen als von Amerika ausgehend anzusehen, zumal da die Vorarbeiten ungefähr sechs Jahre zurück an der Johns Hopkins Universität in Baltimore in Angriff genommen wurden.

Den Inhabern der J. G. Cottaschen und der Metzlerschen (E. & A. Werlitz Nachf.) Buchhandlung in Stuttgart verdanke ich die Erlaubnis, die in ihrem Besitz befindlichen Briefe von Charles Sealsfield abzudrucken; das Lebensbild eines Schriftstellers ohne einen Einblick in seine Korrespondenz wäre unvollständig.

Sealsfields Briefe an Fräulein Elise Meyer sind beigefügt, desgleichen diejenigen an Fräulein Marie Meyer, eine der wenigen überlebenden Freunde des Dichters, für deren Aufmunterung und hochgeschätzte Überlieferung von biographischem Material ich meine Anerkennung nur ungenügend durch die schleunige Vollendung dieser Monographie erweisen kann.

Baltimore, im Juli 1896.

Albert B. Faust.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Charles Sealsfields Stellung in der Litteratur.

Es giebt wenig Schriftsteller, deren wohlverdienter Ruhm so meteorartig erstrahlte und doch so rasch erlosch, wie dies bei Charles Sealsfield (Carl Postl) zu beobachten war. Der allgemeine Beifall, mit welchem seine „Bilder aus dem amerikanischen Leben“ in ganz Europa aufgenommen wurden, lässt sich dem ausserordentlichen Erfolg, den seine Zeitgenossen Walter Scott und Cooper erzielten, zur Seite stellen. Ein unsterblicher Name schien die einzig passende Belohnung für Sealsfields wahrheitsgetreue Darstellung amerikanischer Charakterbilder zu sein. Aber des Dichters Ruhm erblühte zu einer unglücklichen Zeit. Das Jahr 1848 wirkte wie ein tötlicher Frost auf das Blühen litterarischer Talente. Poesie und Prosadichtung waren in der Zeit der heftigsten Kämpfe um konstitutionelle Freiheit verbannt und der politische Kreuzzug presste jede Feder, die zu schreiben wagte, in seine Dienste.

Als die Krisis vorüber war, hätte Sealsfield das allgemeine Interesse wohl wiedergewonnen, wäre nicht durch die finanzielle Lage seines Verlegers eine neue Herausgabe seiner Werke unmöglich gemacht worden. Des Autors übertriebene Geringschätzung des historischen

Wertes seiner Romane liess ihn mehrere schmeichelhafte Anerbietungen von anderen Verlegern zurückweisen. Wenn man diese Thatsachen im Auge behält, so ist es leicht verständlich, dass Sealsfields Name so vollständig in Vergessenheit geraten konnte, sogar noch zu seinen Lebzeiten. Die bei seinem Tode 1864 gemachte Entdeckung seiner Identität mit Carl Postl, dem flüchtigen Mönch aus dem Kreuzherrenstift in Prag, erweckte neues Interesse für ihn und seine geheimnisvolle Vergangenheit, aber es wurde kein Versuch gemacht, seinen Werken die öffentliche Gunst wieder zu gewinnen. Heutigen Tages ist Sealsfield-Postl für die meisten nur ein Name, seine Romane sind beinahe ganz unbekannt. Es könnte fast scheinen, als ob Vergessenheit die Strafe eines endgültigen Urteils der Nachwelt über Sealsfields Werke sei, wäre es nicht anderen grossen Namen ungerechterweise ähnlich ergangen. Das Thema des deutschen Romans vom 19. Jahrhundert hat noch nicht Gelehrte zur Bearbeitung in demselben Masse angezogen wie andere Gebiete der deutschen Litteratur. Dichter sind wohl nach Gattungen unterschieden worden (wie in Gottschalls Geschichte der deutschen Litteratur im 19. Jahrhundert), aber sie sind nicht genügend perspektivisch betrachtet; verschiedene Arten des Romans sind wohl beschrieben, aber ihre wechselseitige Wirkung ist nicht gründlich geprüft worden.

Sealsfield wurde oft „der Dichter beider Hemisphären" genannt, ein sehr bezeichnender Name, der nicht nur ausdrückt, dass er in beiden, der alten und neuen Welt, gewohnt hat, sondern dass seine Werke auch der Litteratur der einen sowohl als der anderen angehören. Indem man nun dem Dichter seine Stellung in der Litteratur anweist, muss man ihn erst als amerikanischen und dann als deutschen Schriftsteller betrachten.

Die Übersetzungen der Werke des Dichters in die



englische Sprache, welche alle tief unter den Originalen standen, wurden nie weit in den Vereinigten Staaten verbreitet. Eine vollständige Liste der englischen Übersetzungen, die erschienen sind, folgt hier; Nr. 3 und 7 darunter wurden am meisten gelesen.

1. Adventures in Texas. Abridged from the German of Sealsfield, by F. Hardman, Edinburgh 1860.
2. Life in Texas. By Sealsfield. 3 parts. Transl. by Mersch, Philadelphia 1845.
3. Life in the New World, or Sketches of American Society. Transl. by Hebbe & Mackay, New-York, New World Press, 7 numbers, 5 parts, 1844.
4. Rambleton; a Romance of Fashionable Life in New-York, during the Great Speculation of 1836. By Sealsfield. Transl. from the German by S., New-York 1846. Also Flirtations in America etc.
5. The Cabin Book. Transl. by Mersch, New-York. J. Winchester 1844.
6. The Cabin Book. London Edition. Scenes and sketches of the late American & Mexican war. 1853.
7. The Cabin Book. Transl. by Sarah Powell, New-York 1852. 2nd. Ed. 1871.
8. Blackwood's Edinburgh Magazine.
   Vol. LIV, 1843, „The Prairie and the Swamp; an Adventure in Louisiana", p. 34—50. „A Sketch in the Tropics", p. 362—372. „Adventures in Louisiana; the Blockhouse", p. 234—243. „Adventures in Texas, No. 1; Prairie of St. Jacinto" p. 551—564. „Adventures in Texas, No. 2; A Trial by Jury", p. 779—799. Vol. LV, 1844. „Adventures in Texas, No. 3: The Struggle", p. 18—33. „Two Nights in Southern Mexico", p. 449—462. Vol. LVI. „My First Love; a Sketch in New-York", p. 69 f. „The Stolen Child; a True

Tale of the Backwoods", p. 227 f. „A Night on the Banks of the Tennessee", p. 278 f. „My Last Courtship; a Voyage on the Red River", p. 507 f. „Upstream or Steamboat Reminiscences", p. 640 —651. Vol. LVII, 1845, „Settled at Last, or Red River Recollections", p. 18—29. „German American Romance; a Short Biography of Sealsfield", p. 251—268. „Mexico in 1812", Part I, p. 251 f.; Part II, p. 331 f.; Part III, p. 561 f.

Reprinted under the titles: „Scenes and Adventures in Central America", Wm. Blackwood & Sons, 1852 (Translations by F. Hardman). „Frontier Life; or Scenes and Adventures in the Southwest". Auburn, Derby & Miller, 1853 (by the same translator).

9. North and South, or Scenes and Adventures in Mexico. By Sealsfield. Transl. from German by J. T. H. 2 Vols. New-York. New World Press. 1844.

Da das Studium der deutschen Sprache vor 50 Jahren in Amerika nicht mit demselben Eifer betrieben wurde wie zur jetzigen Zeit, so ist es leicht erklärlich, dass die deutschen Originalwerke in den Vereinigten Staaten nicht viel gelesen wurden. Einem so für die deutsche Litteratur eingenommenen Kenner derselben wie Henry Wadsworth Longfellow, war jedoch dieser deutsche Dichter nicht unbekannt, wie wir aus folgender Stelle seines Tagebuches entnehmen können:[1]) „Morning as yesterday, . . sitting by the fire in a darkened room; writing with a pencil in my portfolio, without the use of eyes. In the evening F. read our favorite Sealsfield. His descriptions of the Southwest are very stri-

[1]) Life of H. W. Longfellow, with extracts from his journals and correspondence, ed. by Samuel Longfellow, ... vol. II, p. 77.

king. The Creole Ball quite life-like, and the passage through the cypress swamp terrible."

„Favorite" genannt zu werden, ist ein hohes Lob, und doch war es das Urteil aller, die einigermassen für den Reiz von Sealsfields Erzählungen empfänglich waren. Obgleich seine Werke in diesem Lande sich nie einen weiten Leserkreis erwarben, so finden wir doch vielfache Beweise, dass sie amerikanischen Schriftstellern wohlbekannt waren. Dieses versuchte icb an anderem Ort [1]) zu beweisen, wo einige Beispiele von Sealsfields Einfluss auf amerikanische Dichter angeführt sind.

Ein Vergleich wurde dort gemacht zwischen Sealsfields „Tokeah or the White Rose" (Der Legitime und die Republikaner) und Mrs. Jacksons Roman „Ramona" (Roberts Bros, Boston 1891). Wenn im „Tokeah" das tragische Geschick des roten Mannes östlich vom Mississippi zu Grunde gelegt ist, so behandelt Mrs. Jacksons Erzählung den Niedergang der indianischen Rasse westlich von diesem Flusse. Tokeah und Alessandro, jeder der letzte seines Stammes und einer edlen Rasse, werden allmählich aber unvermeidlich zu Verzweiflung und Tod getrieben durch die Unterdrückung seitens der weissen Rasse. Der alte Vater Alessandros äussert sich in derselben prophetischen Weise wie Tokeah. Ramona, die Heldin, scheint Charaktereigenschaften von Canondah und der weissen Rose zu vereinigen. Ramonas aufopferndes Leben in dem indianischen Dorfe gleicht auffallend dem Canondahs. Sie sind beide Ideale indianischer Weiblichkeit und die rettenden Engel ihres Volkes. Wenn Mrs. Jacksons Erzählung als eine Fortsetzung von „Tokeah" betrachtet werden darf, so kann

---

[1]) „Charles Sealsfield (Carl Postl); Materials for a Biography; a Study of his Style; his Influence upon American Literature." Baltimore 1892, p. 45 f. (A dissertation presented at the Johns Hophins University for the degree of doctor of philosophy.)

es scheinen, als ob der junge und tapfere El Sol, die Hoffnung seiner Rasse, mehrere Generationen später in der Person Alessandros wieder erschienen sei, um dasselbe Schicksal, welches Tokeah in der Vergangenheit traf, zu teilen.

Der Roman „Guy Rivers", von William Gilmore Simms (veröffentlicht im Jahre 1834) enthält ein Kapitel, von welchem Griswold [1]) und Trent [2]) behaupteten, dass Sealsfield es kopiert habe. Der fragliche Teil ist das VI. Kapitel in „Guy Rivers", wo ein Yankee-Hausierer, Namens Jared Bunce, erscheint, welchen die Regulatoren „theeren und federn", weil er verfälschte Waren verkauft hat. In Sealsfields Ralph Doughbys Brautfahrt (1. Kapitel) wird der Yankee Jared Bundle in nicht ganz so grausamer Weise für dasselbe Verbrechen, welches er an Bord eines Mississippi-Dampfers begeht, bestraft. Da aber Sealsfields „Transatlantische Reiseskizzen", seiner eigenen Aussage nach, bereits 1828—29 geschrieben und einige davon in amerikanischen Journalen während dieser Zeit veröffentlicht wurden (siehe New-York Mirror, 31. Okt. 1829; 7. Nov. 1829), so kann man viel eher annehmen, dass dieses Kapitel von dem deutschen Schriftsteller entnommen ist, wenn man nicht die Hypothese aufstellen will, dass beide Autoren es aus einer dritten, uns noch unbekannten Quelle schöpften.

Ein auffallendes Plagiat findet sich in Mayne Reids „Wild Life" (1856), in welchem die Kapitel XVIII bis XXVII vollständig aus Sealsfields Kajütenbuch gestohlen sind (siehe Band I, II.—XI. Kapitel, „Die Prärie am Jacinto" und Band II, XIII. und XIV. Kapitel, „Der Krieg"). Mayne Reid hat nicht direkt aus dem Deutschen übersetzt, sondern er schrieb aus dem „Blackwoods

[1]) Griswold, Prose Writers of America, 4th Ed., p. 504.

[2]) Wm. P. Trent, William Gilmore Simms, p. 88. American Men of Letters Series. Houghton, Mifflin and Co., Boston, 1892.

Edinburgh Magazine“ ab, in welchem viele Übersetzungen aus Sealsfields Werken erschienen (von F. Hardman). Die entnommenen Stellen sind folgende:

Dezember 1843. Adventures in Texas, No. 1. The Prairie of Jacinto p. 551—564. Dez. 1843 Adventures in Texas, No. 2. A Trial by Jury p. 778—799. Januar 1844. Adventures in Texas, No. 3. The Struggle p. 18 bis 33. Diese Teile sind wörtlich von dem räuberischen Schriftsteller abgeschrieben worden und wurden seinem Buche von Seite 186—287 einverleibt. Sogar die Einteilung in Paragraphen bleibt unverändert. Er arrangiert das ganze in kurze Kapitel, allein was der 186. Seite vorangeht, ist eine blutige Geschichte, die in gar keinem Zusammenhang mit Sealsfields Erzählung steht: der Versuch, der auf Seite 287—88 gemacht ist, die beiden Geschichten zu verschmelzen, ist geradezu lächerlich.

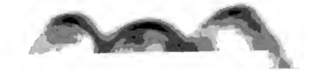
Durch die Thatsache, dass Sealsfield solange anonym schrieb, wurden seine Werke viel leichter ein Opfer litterarischen Diebstahls. Weitere Beispiele hiervon könnten wohl auf dem Gebiet der Jugendschriften gefunden werden, wenn es wichtig und lehrreich genug wäre, die Spuren zu verfolgen.

Sealsfields Bedeutung in der amerikanischen Litteratur ist aber nicht besonders auf die Anregung, die er anderen Schriftstellern gegeben hat, oder auf die Zahl der entdeckten Plagiate begründet, sondern auf den litterarischen und historischen Wert der Werke selbst, eine Thatsache, welche allgemeinere Anerkennung finden sollte. Hätte der Dichter, als er im Jahre 1854 in New-York war, das Anerbieten der Firma Appleton für die Veröffentlichung seiner vollständigen Werke (gleich der Stuttgarter deutschen Ausgabe), angenommen, so würde ohne Zweifel Sealsfield schon lange ein ehrenvoller Rang in der Geschichte der amerikanischen Litteratur angewiesen worden sein.

Er hat typische amerikanische Charaktere unsterblich gemacht, wie sie zwischen 1820—1840 existiert haben und er hielt sie gerade auf der Höhe ihrer Entwickelung und Thatkraft fest, ehe sie ganz im Strudel des amerikanischen Lebens verschwanden. Der furchtlose Squatter und der biedere Pionier, der südliche Pflanzer und patriarchalische Sklavenhalter, der habgierige Millionär und seine Emissäre, der New-Yorker Dandy und die herrschende Schönheit der Gesellschaft, der schweigsame Yankee-Seekapitän und der heissblütige Kentuckyer, der dem Nützlichkeitsprinzip huldigende Alkalde und der gerettete Desperado, — — alle sind in Sealsfields Werken einem dauernden Leben erhalten. Wie Bret Hartes kalifornische Goldgräber, die waghalsigen Seeleute aus Coopers Romanen, George Cables Kreolen, Hawthornes Neu-England-Puritaner, ebenso werden Sealsfields Charakterbilder immer als Meilensteine in der amerikanischen Kulturgeschichte gelten.

In ihrem Reichtum an geschichtlichem Material übertreffen unseres Dichters Werke bei weitem die seines südlichen Zeitgenossen Wm. Gilmore Simms, und wo auch Sealsfield den gleichen Stoff wie ein anderer Schriftsteller behandelt, verliert er doch sehr selten durch einen Vergleich. Coopers Indianer gelten im allgemeinen für weniger naturgetreu als Sealsfields und der sentimentale Halbwilde, Natty Bumppo, weckt unsere Teilnahme lange nicht in dem Grade, wie der wahrheitsgetreue und kräftige Nathan Strong, der Squatter-Regulator. Jedoch dürfen wir nicht übersehen, dass in der Anlage und Ausarbeitung eines Planes und in der Abrundung einer Erzählung Cooper grössere Kunst entfaltet als Sealsfield.

Letzterer hatte einen scharfen Blick für nationale Charakteristiken und bringt in alle seine Erzählungen einen oder mehrere Fremde, die dann gewöhnlich seinem Witz zum Opfer fallen. Seine treffenden Bemerkungen



über amerikanische Lokalverhältnisse und seine Nachahmung der verschiedenen Dialekte verhelfen seinem an und für sich eigenartigen und kräftigen Stil noch zu grösserer Lebhaftigkeit der Darstellung. Er ist immer gleich erfolgreich, wenn er die Natur in ihren grossartigsten Formen und Ausbrüchen beschreibt, einerlei, ob er ein Prairiefeuer, einen Sonnenaufgang in den Tropen, das ehrfurchtgebietende Schweigen des Urwaldes, oder die Pracht eines südlichen Himmels zum Gegenstand macht. Der Künstler ist jedoch in der Anschauung der Einzelheiten seiner Bilder versunken und nimmt selten deren Einklang mit dem menschlichen Leben wahr. Seine Beschreibung der St. Jacinto-Prairie (Kajütenbuch) wird trotzdem als ein Meisterstück der deutschen beschreibenden Prosa betrachtet. Durch die Zusammenstellung von interessantem Material und die fortgesetzte Einschaltung fesselnder Ereignisse übt der Dichter eine fascinierende Macht, und hält den Leser in atemloser Spannung bis zum Ende seiner Erzählungen; ein Kunstgriff, den er wahrscheinlich von Walter Scott gelernt.

Wie es auch bei Cooper und Bret Harte der Fall ist, hatte Sealsfield durch seine Fruchtbarkeit wenig Gelegenheit, psychologische Analysen zu machen und deshalb sind viele seiner Schöpfungen blosse Marionetten oder Schattenbilder. Aber die Charaktere, die er sorgfältig ausgearbeitet hat und die einen bleibenden Wert haben, sind diejenigen, welche er als nationale Typen erkannt hat. Die Bedeutung dieser Schöpfungen kann kaum hoch genug geschätzt werden, wenn wir bedenken, dass zu dieser Zeit amerikanische Schriftsteller kaum den Anfang gemacht hatten, ihre geistige Unabhängigkeit von dem Einfluss Englands zu erklären.

Es ist eine schwierige Aufgabe bei einem Schriftsteller von so eigenartigem Gepräge wie Charles Seals-

field, zu erforschen, welche Vorbilder die Entwickelung seiner Kunst beeinflusst haben. Sealsfield war eine bahnbrechende Erscheinung in der Litteratur, der Gründer einer neuen Schule deutscher Romanschriftsteller, ein selbstgemachter Mann („a self-made man“), um ihm den Namen zu geben, den er selbst am höchsten schätzte, der die viel betretenen Hauptstrassen der Belletristik verliess, um seinen eigenen Pfad durch noch unbekannte Regionen zu bahnen. Und aus diesem nämlichen Grunde war die deutsche Kritik immer geneigt, ihn zu isolieren und ihn ganz ohne Zusammenhang mit seinen Zeitgenossen zu betrachten, ihn einfach mit dem Namen „Der grosse Unbekannte“ abzufertigen, als einen, der etwas Exotisches und Geheimnisvolles aus fremden Ländern gebracht hätte, wo die Bäume und Berge höher aufsteigen, die Ströme breiter fliessen und die Wasserfälle lauter donnern als in der weniger begünstigten Heimat. Aber Sealsfield kann nicht getrennt von dem Zeitalter, in welchem er lebte, verstanden werden; er ist in Wirklichkeit ein Produkt seiner Zeit, deren Vorurteile er besitzt und von deren raschem Strom er mit fortgerissen wird.

Die ersten Jahre seines Mannesalters verbrachte der Dichter als Priester in Prag. Er lebte in einer gebildeten Umgebung und in den Adelskreisen, zu denen er Zutritt hatte, wehte ein Hauch von Freiheit, im Gegensatz zu dem tyrannischen Regiment von Metternich. Bis zu seiner Flucht im Jahre 1823 war Carl Postl in allen neuen Erscheinungen in europäischer Politik und Litteratur wohl zu Hause. Es unterliegt keinem Zweifel, dass er auch mit Börnes Schriften bekannt war, den wir schon seit 1818 als Redakteur „Der Wage“ finden, und der bereits 1820 den Ruhm genoss, einer der geistreichsten Schriftsteller der Opposition zu sein. Der Einfluss von Börnes Schriften wurde in Österreich wohl empfunden



und geschätzt, denn oft wurde der Versuch gemacht, ihn durch das Anerbieten einer Stellung in des Kaisers Diensten zu bestechen, wobei der eigene Vater Börnes, der ein Schulgenosse Metternichs gewesen sein soll, den Unterhändler machte.

Charles Sealsfield war sein Lebenlang ein Verehrer Börnes und besuchte ihn 1832 in Paris. Es ist eine Thatsache, die wohl Beachtung verdient, dass unser Dichter sein erstes Buch: „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach ihren politischen etc. Verhältnissen betrachtet“, dem Freiherrn von Cotta zur Veröffentlichung angeboten hatte, der das „junge Deutschland“ begünstigte, ein eifriger Beschützer des Liberalismus war und Börne als Korrespondenten in Paris beschäftigte. Sealsfield wurde selbst Korrespondent für Cottas Journale und identificierte sich dadurch mit der jungdeutschen journalistischen Richtung. Reisebeschreibungen, in denen versteckte liberale Ansichten für den Leser schmackhaft zubereitet waren, wurden oft von den jungen Schriftstellern als List angewendet, um die Zensur zu betrügen. Sealsfields „Austria as it is“ war in jeder Hinsicht ein derartiges Werk, eine Bombe, gegen politische Unterdrückung geschleudert, obwohl scheinbar nur eine Reisebeschreibung.

Der Dichter blieb jedoch nicht lange im Dienste Jungdeutschlands. Während er in den Vereinigten Staaten war, plante er die Reihe von Romanen, welche hauptsächlich seinen Ruhm begründeten. Die Anregung zu diesen ging nicht von dem „jungen Deutschland“ aus, sondern von dem Erfolg, den Cooper, Walter Scott und Irving errungen. Hier folgt eine darauf bezügliche Stelle aus Kertbeny:[1])

---

[1]) „Erinnerungen an Charles Sealsfield, von K. M. Kertbeny“ Brüssel u. Leipzig 1864, p. 78 f.

„Als ich einst das Gespräch auf die Rolle brachte, die der Roman im modernen Leben spiele, bemerkte Sealsfield: In Frankreich und Deutschland, wo der Roman entweder nur Mittel zur Aufregung der Fantasie ist, oder doch nur Unterhaltung, höchstens geistreiche Lösung von Gemütsproblemen bieten soll, hat man keine Ahnung, welch ein bedeutender Zivilisationsfaktor der Roman in England und Amerika ist. Dort ventiliert man in dieser Form alle Fragen des reellen und sozialen Lebens, und die Masse des Volks, das fast nur Journale und Romane liest, zieht seine gesamten Bildungsstoffe beinahe bloss aus diesen beiden Vermittlern. Ein gut Teil daher der Überraschung und Fascinierung, den meine Romane hervorbrachten, ist weniger meiner individuellen Begabung zuzuschreiben, als dem Vorteile für mich, dass ich als erster ein derart bestimmtes Romangenre in die deutsche Litteratur einführte, so ungeniert gleich auf diesem Terrain stehend, als wäre es das längstgewohnte auch Deutschlands. Dies Genre aber heisst: die Realität, jedoch durch tiefangelegte, psychologische Probleme zu künstlerischem Interesse daran, gesteigert."

Wir ersehen hieraus, dass der englische Roman Sealsfield zum Schreiben anregte. Da er sich nie einem gründlichen Studium der Litteratur unterwarf, suchte er sich nicht mit den verschiedenen Formen des englischen Romans bekannt zu machen, sondern führte eine eigene Art des Romans ein. Er zeigt aber zeitweise eine auffallende Hinneigung zu deutschen Vorbildern. Durch Börne wurde er ein Bewunderer von Jean Paul Friedrich Richter, mit dem er den gemeinsamen Fehler besitzt, dass er so viele seiner Werke unvollendet liess. J. Schmidt (Geschichte der deutschen Litteratur seit Lessings Tod) weist den Einfluss der deutschen Romantik nach in Sealsfields Beschreibungen von Naturscenerien, die manchmal an das Übernatürliche streifen; ein anderes Merkmal

kann in unseres Dichters sentimentalen und schwankenden Helden gefunden werden und in seiner Vorliebe, Charakteren und Scenen eine symbolische Bedeutung zu geben.

Sealsfield bewunderte sehr die einflussreiche Stellung, welche der Roman in England und Amerika in Beziehung auf Kultur und Erziehung einnahm, und sein Wunsch war, den deutschen Roman auf dieselbe Höhe zu bringen. Er gab dem deutschen Roman eine neue Richtung, er war der Gründer der Schule des „Ethnographischen Romans", oder „Exotischen Kulturromans".[1]) Seine Bücher beschreiben in glühenden Farben die Entwickelung der Nationen in fremden Ländern, ihr Ringen um Unabhängigkeit, ihren Unternehmungsgeist, ihren feindseligen Kampf mit dem Urfeind des Menschen, der wilden Natur. Der Autor zeigt in einem wundervollen Kaleidoskop immer wechselnde Bilder des titanischen Freiheitskampfes junger, aber kräftiger Nationen, und er führt sie den Augen der Unterdrückten aller Völker vor, aber ganz besonders als zu erreichendes Ideal den verstümmelten Fragmenten des deutschen Volkes.

Obgleich seine Wurzeln in demselben Grunde mit dem „jungen Deutschland" gewachsen waren, weigerte sich der exotische Roman, Freiheit als Zügellosigkeit anzusehen und kämpfte gegen die verderblichen Grundsätze seines Zeitgenossen. Sealsfields Schriften hatten einen sittlichen Zweck, wie er es in einer Einleitung zu seinen gesammelten Werken (Band VII) betont: „Ich wünsche das meinige beizutragen, dem geschichtlichen Roman jene höhere Betonung zu geben, durch welche derselbe wohlthätiger auf die Bildung des Zeitalters ein-

---

[1]) Rudolf Gottschall: „Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts." Breslau 1854.

Rudolf Gottschall: „Porträts und Studien." Leipzig 1870. Abgedruckt: „Unsere Zeit", 1865. „Charles Sealsfield, ein lit. Porträt."

wirken könne; mitzuhelfen, dass die tausend albernen, schädlichen, dummen Bücher, Moderomane genannt, und geschrieben, um die bereits unnatürlich genug gespannten gesellschaftlichen Verhältnisse noch unnatürlicher, straffer zu spannen, durch eine kräftigere Geistesnahrung ersetzt, durch ein Gegengift weniger schädlich werden."

Der erfolgreichste und produktivste von Sealsfields Nachfolgern im exotischen Roman war Friedrich Gerstäcker. Er wurde auch „der Doppelgänger"[1]) von Sealsfield genannt, aber die kritische Anwendung dieses Namens könnte irreführen, denn die beiden Autoren, obgleich sie augenscheinlich dasselbe Thema behandeln, haben doch ganz verschiedene Wege eingeschlagen. Sealsfields Charaktere sind meistens Amerikaner, Gerstäckers Helden sind Deutsche. Der letztere versucht die Geschichte der grossen Völkerwanderung der Deutschen nach Amerika darzustellen, während sein Vorgänger das Leben des amerikanischen Volkes in den verschiedensten Verhältnissen beschreibt. Ausserdem sind Unterschiede in der Behandlung bemerkbar, welchen Gottschall am besten in seiner Formel Ausdruck gegeben hat: „Der exotische Roman Sealsfields ist die Blüte eines begeisterten Kosmopolitismus, der exotische Roman Gerstäckers die Frucht eines gesunden Realismus."

Der Schriftsteller, der mit Recht „der Doppelgänger" Sealsfields genannt werden sollte, ist Theodor Mügge, obgleich dies bisher vollständig der Beachtung entgangen ist. Dieser wohlbekannte Autor hatte sich im Jahr 1830 durch die Veröffentlichung von zwei politischen Pamphleten bemerklich gemacht, welche der preussischen Regierung missfielen, und den Verfasser jeder Aussicht

[1]) Honegger, „Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte." Leipzig 1871. Bd. 4, S. 244 f.

auf eine Anstellung im Staatsdienst beraubten. Er widmete sich nun ganz der Litteratur und publizierte 1840 seinen Roman „Toussaint“, in welchem er den Freiheitskampf auf der Insel St. Domingo und den Hass der streitenden weissen und schwarzen Rasse beschreibt; in diesem Ausmalen eines Rassenkampfes folgt er dem Beispiel, das Sealsfield in dem „Virey und die Aristokraten“ (1834) gegeben hatte, einem Werk, welches von allen seinen Schriften das grösste Aufsehen erregte. Der Held des Müggeschen Romans, ein Repräsentant der besseren Klasse der Eingeborenen, ein Staatsmann und General, wie der tapfere Mulatte Rigaud, ein Ideal des Volkes, und auch das Ungeheuer Desalines haben alle ihresgleichen in Sealsfields mexikanischer Geschichte. Mügge ist immer der Vorkämpfer der Unterdrückten; er malt grosse historische Fresken und zeichnet meisterhaft, in wenigen Strichen, die hervorragenden Momente politischer Revolutionen. In dieser Hinsicht ist er der einzige wahre Nachfolger Sealsfields. Auch ist er sehr glücklich im Ausmalen des Erhabenen in der Natur und macht seinem Lehrer den Rang streitig durch seine künstlerische Beschreibung der Fjords und Fjelds von Norwegen, einem Lande, das er mehrere Male besucht, und dessen soziale und politische Verhältnisse er gründlich studiert hat (siehe „Afraja“ 1854 und „Erich Randal“ 1856). Theodor Mügges Erzählungen bieten in mancher Hinsicht einen Fortschritt; sie sind weniger skizzenhaft und alle zu einem zufriedenstellenden Ende geführt.

Eines der populärsten Werke von Mügge, „Afraja“ (1854), entlehnt eine Anzahl von Charakteren aus Sealsfields Romanen. Wie in dem „Legitimen u. d. Republikaner“, finden wir hier das letzte Ringen einer im Aussterben befindlichen Rasse, — nämlich der Finnen gegen die sie verdrängenden Dänen. Der alte finnische Häuptling Afraja und seine Tochter Gula sind offenbar

die Nachbildungen des Indianerhäuptlings Tokeah und seiner Tochter Canondah. Der dänische Pionier und Fischhändler Helgestad ist eine genaue Wiedergabe von Sealsfields Nathan Strong, dem Squatter-Regulator, mit der einzigen Abänderung, dass Helgestad sich als Bösewicht entpuppt und im Verderben endet. Auffallend genug ahmt Mügge sogar Sealsfields eigentümlichen deutschen Stil und seinen Wortgebrauch, die Sprache der Personen (vgl. die spätere Untersuchung) nach.

Wir finden bei Helgestad folgende Redensarten: — „Kalkuliere, verstehst die Kunst.“ „Ist ein mächtig sonderlicher Traum.“ „Ist kurios,“ rief Helgestad lachend, „habt Wild und Vögel hier genug, dazu das Meer voll Fische, die bis an Euere Schwelle schwimmen, sieht aber doch elend in Eurer Küche aus.“ „Ist ein Faktum,“ rief Helgestad dazwischen, „ist es nicht so, Björnarne? Denke ja“. „Mary, altes Weib am Feuer,“ schrie er dann mit lustiger Heftigkeit der Frau zu, „bring Punsch, heissen Punsch. Wird eine kalte Nacht.“ Diese Ausdrucksweise ist eine deutliche Nachahmung von Sealsfields Squatter-Dialekt.

Eine Biographie Mügges ist nie erschienen, noch sind Briefe dieses bedeutenden Romandichters zur Veröffentlichung gekommen, in denen eine Bestätigung des Einflusses von Sealsfields Schriften gefunden werden könnte. Eine Anerkennung der Verdienste seiner Vorgänger im historischen Roman sieht man in Mügges Vorrede zur zweiten Auflage seiner gesammelten Werke (Breslau 1862): „Er (Walter Scott) hat viele ausgezeichnete Nachahmer gefunden. Es wäre mehr als vermessen, wollte ich meine schwachen Leistungen neben diese stellen; allein wenn ich auch nicht mit den gleichen hochgearteten Gaben belehnt wurde, so werde ich niemals Einem weichen, wenn es auf den Willen ankommt, meinem Vaterlande nützlich zu sein; etc.“

Kürnbergers „der Amerikamüde“, diese geschickte, aber beissende Betrachtung der Kulturgeschichte der Vereinigten Staaten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, enthält ein Plagiat von Sealsfield, welches bisher unentdeckt blieb. Der geborgte Teil befindet sich im zweiten Buch, I. Kapitel, S. 338 f. (Reclam Ausg.) und ist von Sealsfields „Morton, oder die grosse Tour“ entlehnt. (Erster Teil, Kp. I, S. 64). Es ist die Geschichte von dem deutschen Auswanderer Martin, der seine Überfahrt abgearbeitet und in einem schmutzigen Lumpenbündel sein Geld versteckt hat, und der seine Knechtschaft mit Fleiss verlängert, um so besser im Stande zu sein, eine in gedeihlichem Zustande befindliche Farm zu erwerben. Er ist ein Gegenstand der Verachtung für den Held im Amerikamüden, wie er es für Sealsfields Morton war. Ein Plagiat in einem so bedeutenden Werk wie das genannte, zeigt, welch einen Einfluss Sealsfield auf alle Zeitgenossen, die über Amerika schrieben, ausübte. Der Dichter machte einst folgende selbstbewusste Bemerkung zu Cotta: „Ich glaube mit Recht behaupten zu können, dass E. Hochwohlgeboren schwerlich jemanden finden dürften, der eine genauere und vollständigere Kenntnis der Vereinigten Staaten hat.“

Zahlreiche Namen gehören noch zu der Schule des exotischen Romans, die drei bedeutendsten darunter sind: Balduin Möllhausen, Fried. A. Strubberg (Pseud. Armand) und Otto Ruppius. Jeder von diesen hat gefällige Romane, reich an Abenteuern, geschrieben, welche alle auf eigener Erfahrung in der neuen Welt beruhen, ungleich Kürnberger, der nie selbst in Amerika war. Obgleich sie grössere Kunst in der Abrundung ihrer Erzählungen entfalten als der Gründer dieser Schule, sind ihre Ideale in Bezug auf den kulturhistorischen und erzieherischen Inhalt ihrer Werke lange nicht so hoch. Ähnlich wie Gerstäcker beschreiben sie den Sieg deutschen Fleisses

und deutscher Ehrlichkeit über die feindselige Natur und die Tücke der Eingeborenen, der weissen sowohl als der roten, aber der Leser wird nicht, wie bei Sealsfield und Mügge, in das Leben einer grossen historischen Epoche eingeführt.

Die Schule des exotischen Romans hat einen Zweck als bildender Faktor in Deutschland erfüllt, sie hat auch dazu beigetragen, den Weg für politische Freiheit zu ebnen durch geschicktes Verbergen radikaler Ansichten in der künstlerischen Form der Erzählung. Aber den grössten Dienst, den der exotische Roman der deutschen Litteratur leistete, war die Anregung, die er zum *Realismus* gab. Der Gründer der Schule hat selbst den Realismns die Charakteristik der neuen Art des Romans genannt. (Siehe die schon angeführte Stelle S. 12.) Wir finden in Treitschkes „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“ IV. Band S. 451, den folgenden interessanten Sealsfield betreffenden Abschnitt: „Es ragt als erzählender Dichter nur noch einer über die Unzahl der Unterhaltungsschriftsteller empor. Charles Sealsfield, ursprünglich Carl Postl geheissen, ein mährischer Mönch, der aus dem Kloster entflohen, nachher lange in Amerika umherzog, und sich auch das seltsame Kauderwelsch der Deutsch-Amerikaner aneignete. Seine Romane „Die Legitimisten“ und „Der Virey“ führten unsere Poesie zum ersten Mal in den fernen Westen, in jene Kultur- und Rassenkämpfe Amerikas, an denen schon so viele Deutsche teilnahmen. Durch die brennende Pracht seiner tropischen Landschaftsbilder und die Energie der Charakterbezeichnung übertraf er Cooper bei weitem, doch in allen seinen Schriften arbeitete eine fieberische Unruhe, die der Masse der Leser unbequemer war als die Breite des Amerikaners. An solchen starken ungeschulten Talenten lässt sich der Geist einer Epoche am sichersten erkennen,

Sealsfields Schriften beweisen, wie unaufhaltsam die Zeit dem *Realismus* zudrängte."

Der letzte Satz erklärt Sealsfields Stellung in der deutschen Litteratur. Seine Schriften bezeichnen das Drängen der Zeit nach *Realismus.* Gerstäcker und Mügge folgen in dieser Beziehung beide in seinen Fussstapfen. Sogar die Schriftsteller, deren Ideale weniger erhaben waren, repräsentieren dieselbe Richtung. Wenn auch diese Erzählungen von wilden Abenteuern in den Augen der Amerikaner nicht so realistisch erschienen, so stellten sie sich doch dem europäischen Geist als Wirklichkeit dar. Selbst bis auf den heutigen Tag meinen ja leichtgläubige Fremde, die einer Vorstellung abgerichteter Indianer und „Cowboys" beigewohnt, sie hätten ein richtiges Stück amerikanischen Lebens gesehen.

Die exotische Schule bedeutet deshalb Realismus und sollte in der Geschichte des deutschen Romans als eine Zwischenstufe betrachtet werden, die den Übergang von der Romantik zu dem Zeitraum eines Gutzkow, Freitag und Spielhagen vermittelte.

Nachdem angedeutet worden, wie weit Sealsfield mit der deutschen Romantik in Berührung blieb, ist es nun an der Zeit, zu beachten, dass er dem realistischen Roman Gutzkows noch weit näher stand.

Gutzkow behauptet in seinem Zeitroman „Die Ritter vom Geist" (1850—1852) und ebenso in seinem späteren Roman „Der Zauberer von Rom (1858—1861), eine neue Art von Roman eingeführt zu haben. Diese beschreibt er in dem Vorwort zu dem „Ritter vom Geist" (1850) wie folgt:

„Denn ich glaube, dass der Roman eine neue Phase erlebt. Er soll in der That mehr werden, als der Roman von früher gewesen. Der Roman von früher, ich spreche nicht verachtend, sondern bewundernd, stellte das Nacheinander kunstvoll verschlungener Begebenheiten dar.

O, diese prächtigen Romane mit ihrer klassischen Unglaubwürdigkeit! Diese herrlichen, farbenreichen Gebilde des Falschen, Unmöglichen, willkürlich Vorausgesetzten!... Die seltenen Fälle eines drastischen Nacheinanders greift im Grunde nur das Drama auf. Sonst aber — lebenslange Strecken liegen ja zwischen einer That und ihren Folgen! Wieviel drängt sich nicht zwischen einem Schicksal hier und einem Schicksal dort! Und Ihr verbandet das alles so rasch? Ihr warft da, was dazwischen lag, sorglos beiseite? Der alte Roman that das. Er konnte nichts von dem brauchen, was zwischen seinen willkürlichen Motiven in der Mitte liegt. Und doch liegt das ganze Leben dazwischen, die Zeit, die Wahrheit, die Wirklichkeit, die Widerspiegelung, die Reflexion aller Lichtstrahlen des Lebens; kurz das, was einen Roman, wenn er eine Wahrheit aufstellte, fast immer sogleich widerlegte und nur eine Thatsache gelten liess, die alte Wahrheit von einer — unwahren, erträumten Romanwelt.

Nein, der neue Roman ist der Roman des Nebeneinander. Da liegt die ganze Welt. — Da begegnen sich Könige und Bettler. — Die Menschen, die zu einer erzählten Geschichte gehören, und die, die ihr eine widerstrahlte Bedeutung geben. Der Stumme redet da auch, auch der Abwesende spielt mit. Das, was der Dichter sagen, schildern will, ist oft nur das, was zwischen zwei seiner Schilderungen als ein Drittes, nur dem Hörer Fühlbares, in Gott Ruhendes, in der Mitte liegt. Nun fällt die Willkür der Erfindung fort. Kein Abschnitt des Lebens mehr, der ganze runde, volle Kreis liegt vor uns; der Dichter baut eine Welt oder stellt wenigstens seine Beleuchtung der der Wirklichkeit gegenüber. Er sieht aus der Perspektive des in den Lüften schwebenden Adlers herab und hat eine Weltanschauung, neu, eigentümlich. Leider ist es eine polemische. Thron

und Hütte, Markt und Wald sind zusammengerückt und bekämpfen sich.

Resultat: — Durch diese Behandlung kann die Menschheit aus der Poesie wieder den Glauben und das Vertrauen schöpfen — dass die Erde von einem und demselben Geiste regiert wird.

Ein solcher Versuch, die zerstreuten Lichtstrahlen des Lebens in einen Brennpunkt zu sammeln, das ist die Geschichte, die ich dir, lieber Leser, hier aufgerollt habe. Sie ist in den Thatsachen und in dem sozusagen allegorischen Rahmen keineswegs neu, sie ist es aber vielleicht in der Verknüpfung. Kurz konnte sie ihrer Natur nach nicht werden, denn um Millionen zu schildern, müssen sich wenigstens hundert Menschen vor deinen Augen vorüberdrängen.“ p. IV. f.

„In den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ gab der Verfasser vom „Roman des *Nebeneinander*“ diesem souffre douleur der mehrfach befahrenen Kritik, die nähere Erklärung, man würde ihn verstehen, wenn man sich gewisse Durchschnittsbeziehungen eines Bergwerks, eines Kriegsschiffes vergegenwärtigen wollte, wo das nebeneinander existierende Leben von hundert Kammern und Kämmerchen, wo die eine von dem anderen keine Einsicht hat, doch zu einer überschauten Einsicht sichtbar wird.“

Welchen Anspruch Gutzkow auch für seinen „Roman des Nebeneinander“ macht, die Idee desselben verdankte ihm nicht ihren Ursprung. Sechzehn Jahre vorher war Sealsfields „Der Virey und die Aristokraten“ erschienen, worin er eine Anschauung aus der Vogelperspektive bietet, gerade wie Gutzkow, nur nicht wie letzterer über den gegenwärtigen Zustand von Deutschland, sondern über Mexiko während der Revolution von 1825. Es werden dem Leser zahlreiche Rassenelemente und Kastenstreitigkeiten vor Augen geführt; er sieht sie,

gerade wie in dem oben beschriebenen Gleichnis von dem Bergwerk oder dem Kriegsschiff, alle auf einmal und doch jedes mit seinem eigenen besonderen Leben. „Der Virey“, wie bereits erwähnt, erregte grosses Aufsehen in der ganzen Welt und begründete des Verfassers Ruhm. Mügges „Toussaint“, die Geschichte der Rebellion der Schwarzen in St. Domingo (1840), hatte denselben Plan zu Grunde. Sealsfields Skizzen aus dem amerikanischen Leben sind auf dieselbe Weise konstruiert; des Dichters eigene Angabe darüber lautet:

„Die sehr günstige Aufnahme seiner Werke brachte den Verfasser endlich zum Entschluss, seinen Lieblingsgedanken auszuführen, die Vereinigten Staaten nämlich im nationalen oder höheren Volksromane darzustellen. Statt dass wie früher im familiengeschichtlichen, Schelmen- oder wie er sonst heissen möge — Roman — der Held des Romans die Hauptperson war, um den sich die anderen Persönlichkeiten herumreihten, ist hier der Held — wenn wir so sagen dürfen — das ganze Volk; sein soziales, sein öffentliches, sein Privatleben, seine materiellen, politischen religiösen Beziehungen treten an die Stelle der Abenteuer, seine Vergangenheit, seine Zukunft werden als historische Gewänder benutzt, Liebesscenen und Abenteuer nur gelegentlich als Folie, um zu beleben, herauszuheben, angewandt. Es ist in diesem Romangenre, dem er die Benennung des nationalen öder höheren Volksromanes (zum Unterschied vom sog. Volksroman) geben zu sollen glaubt, dem Romane die breiteste Unterlage gegeben, durch die derselbe zunächst der Geschichte sich anzunehmen, eine wichtige Seitenquelle derselben zu werden, berufen sein dürfte. Wohl ist begreiflicherweise vieles da zu thun, und er ist weit davon entfernt zu glauben, dass er bereits das Vollkommene geliefert, allein er hält sich berechtigt, sich für den Gründer dieses neuen und, wie er nicht bezweifelt, tonangebend

werdenden Gliedes der Romanfamilie erklären zu dürfen, da er seines Wissens der erste war, der diese breite geschichtliche, nationale und soziale Basis zu Grunde legte."

Dieser Brief an Hrn. Brockhaus aus dem Jahre 1854, etwas später als Gutzkows Plan veröffentlicht wurde (1850), war für die 10. Auflage des Brockhausschen Konversationslexikons geschrieben, und zwar von New-York aus, wo Sealsfield schwerlich Gutzkows Vorwort vor Augen haben konnte. Er mag es vielleicht auch gelesen und in Gedanken gehabt haben und gewünscht, die Priorität seiner eigenen Romangattung zu sichern, deren Plan bereits 1834 festgestellt war, als er den „Virey" veröffentlichte. Die Thatsache, dass Gutzkows Zeitroman genau dieselbe Konstruktion wie Sealsfields exotischer Roman hat, obgleich dies dem Scharfblick des Litteraturhistorikers entgangen, ist für uns von grosser Wichtigkeit. Der Dienst, den der exotische Roman der deutschen Prosadichtung geleistet hat, erscheint dadurch vergrössert, und das Verdienst des Gründers der Schule wird um ein Bedeutendes erhöht.

Die neue Art des Romans war ganz besonders populär, weil sie dem Geist der Zeit so wohl angepasst war. Der Roman versuchte die Wahrheit durch eine erschöpfende Methode wiederzugeben; die Welt sollte von jedem Standpunkte aus, dem sozialen, politischen und religiösen betrachtet, das ganze menschliche Leben in einem und demselben Augenblick mit allen seinen Verwickelungen dargestellt werden.

Der andere, für die Zeit besonders anziehende Zug des neuen Romans war seine feindliche Stellung gegen alle existierende Vorbilder. Das Individuum ist nicht länger ein Gegenstand von genügendem Interesse, ein ganzes Volk wird der Held einer Erzählung. Von welcher Bedeutung sind die Versuchungen und der Zweifel eines

einzelnen Menschen, verglichen mit dem Ringen und der Entwickelung einer ganzen Rasse?

Der revolutionäre Sturmwind, der über jeden deutschen Kleinstaat in politischer Beziehung gefegt war, hatte auch die deutsche Litteratur nicht verschont, er hatte dem deutschen Roman eine neue, wenn auch nicht bleibende Gattung aufgezwungen. Das alte Regiment war, für den Augenblick wenigstens, vollständig über den Haufen geworfen; der dadurch entthronte Monarch war kein anderer als der Heldenroman „Wilhelm Meister," der seit 1796 mit eisernem Scepter über deutsche Novellendichtung geherrscht hatte, und mit ihm der Heldenroman von Walter Scott, welcher nicht weniger selbstbewusst und diktatorisch erschien.

In diesem revolutionären Beginnen reichten sich Sealsfield und Gutzkow unbewusst die Hand. Es ist von Bedeutung und der Beachtung wert, dass Männer von so verschiedenem Charakter, beide bahnbrechende Erscheinungen in der Litteratur, durch die Macht des Zeitgeistes gezwungen wurden, zuletzt nach demselben Ziele zu streben.

Das Bewusstsein, dass Chas. Sealsfield zum mindesten eine wichtige Stellung in der Litteratur zweier Weltteile einnimmt, kann nur weiteres Interesse für seine ereignisvolle Lebensgeschichte erwecken. Seine Popularität vor 1848 hatte schon in jener Zeit besondere Aufmersamkeit auf seine Persönlichkeit gerichtet, aber die Schwierigkeit, die Neugierde des lesenden Publikums zu befriedigen, wurde bald klar. „Der grosse Unbekannte," wie man den Dichter zu nennen pflegte, ehe er den Schleier seiner Anonymität im Jahre 1845 lüftete, verweigerte entschieden den Fragen, seine eigene Vergangenheit betreffend, die Antwort, und als letzte Zuflucht verglichen ihn Biographen mit solch historischen Rätseln wie Kaspar Hauser und dem Mann mit der

eisernen Maske. Nicht eher als bei Veröffentlichung von Sealsfields Testament nach seinem Tode (1864) wurde der Schlüssel gefunden, der das Rätsel seiner Abstammung und Jugend lösen sollte. Das Testament ernannte die Kinder von Anton und Juliane Postl, welche zwischen 1810—1820 und später Grundbesitzer in dem österreichischen Dorfe Poppitz waren, zu Erben. Eine auffallende Klausel ist in dem letzten Willen des Dichters enthalten, in welchem er ganz deutlich von sich selbst als einem verlorenen Mitglied der Familie Postl spricht, nämlich: „Sollte jedoch einer dieser fünf Söhne oder zwei Töchter mit Tod abgegangen *oder sonst abhanden gekommen sein*, so fällt sein Hauptanteil den Überlebenden zu u. s. w.“

Die Familie Postl erkannte in diesem fremden Wohlthäter sogleich ihren verlorenen Bruder Carl, der 1823 von Prag geflohen und von dem nie wieder etwas gehört worden war. Die Identität Chas. Sealsfields mit Carl Postl wurde von einer Reihe überzeugender Umstände bewiesen, z. B. die ausserordentliche Familienähnlichkeit des Verstorbenen mit Joseph Postl, seinem jüngeren Bruder, der als einer der Erben nach Solothurn kam, wo sein Aussehen manchen Schrecken verursachte: die ausgesprochene Übereinstimmung von Sealsfields Handschrift in seinen Manuskripten mit den Autographen des flüchtigen Mönches: und endlich, dass Sealsfield die Initiale C. P. auf seinen Grabstein setzen liess mit dem Datum 3. März 1793, welches sein eigener Geburtstag und zugleich der von Carl Postl war.

Die in vielen Hinsichten lehrreiche Geschichte von Sealsfields Leben, kann Amerikaner hauptsächlich deswegen interessieren, weil sie uns Einblicke in die Zustände des kontinentalen Europas vor 1850 gewährt. Die sozialen und geistigen Strömungen dieser Epoche haben für Amerika eine Klasse von Bürgern gewonnen, welche

jetzt als eine der besten in der ganzen deutschen Einwanderungsgeschichte angesehen wird.

Des Dichters Lebensgeschichte kann in folgende vier Abschnitte eingeteilt werden. I. 1793—1823, von Sealsfields Geburt bis zu seiner Flucht aus dem Kloster in Prag. II. 1823—1832, seine überseeischen Reisen und sein Aufenthalt in den Vereinigten Staaten. III. 1832 bis 1848, die Periode seiner grössten litterarischen Thätigkeit. IV. 1848—1864, des Dichters abnehmende Popularität, Alter und Vereinsamung.

Kapitel I.

1793—1823. Sealsfields Geburt bis zu seiner Flucht aus dem Ordenshaus der Kreuzherren in Prag.

Karl Postl wurde am 3. März 1793 in dem österreichischen Dorfe Poppitz, bei Znaim, geboren. Er war der älteste Sohn von Anton Postl und seiner Frau Juliane geb. Rabel, einfacher aber angesehener Bauersleute, deren Vorfahren schon lange in der Umgegend von Poppitz ansässig waren. Sie besassen ausser ihm noch sechs Kinder, vier Söhne und zwei Töchter. Anton Postl bekleidete die doppelte Würde eines Ortsrichters und Gemeindevorstehers in seiner Vaterstadt, wo er sein Amtsszepter mit unnachsichtiger Strenge, sowohl über seine Untergebenen, als auch in der eigenen Familie schwang. Karl Postl war das Lieblingskind seiner Mutter, einer einfachen sanftmütigen Bauernfrau. — Das Wohnhaus war einstöckig, mit Ziegeln gedeckt, genau nach der, in diesem Teil Österreichs herrschenden Bauart der Bauernhäuser. Eine schwere Holzthüre führt auf einen gepflasterten Gang, welcher das Haus in zwei Teile scheidet und zurückgeht bis zu dem Garten und Kelterhaus. Zu beiden Seiten dieses Ganges befinden sich Zimmer; die rechts dienen der Familie als Wohnräume. Die alte Familienheimstätte wird von dem gegenwärtigen Besitzer, Herrn Jo-

hann Pahr, genau in demselben Zustand erhalten, in dem sie sich vor hundert Jahren befand. Herr Pahr ist der Sohn einer jüngeren Schwester Karl Postls, welche sich mit Daniel Pahr, dem damaligen Schullehrer verheiratet hatte. Das Haus unterscheidet sich von anderen derselben Art durch eine Gedenktafel, welche folgende Inschrift trägt: „S" (Ein Monogramm welches die Anfangsbuchstaben C.P. und C.S. vereinigt) „dem Dichter Charles Sealsfield (Karl Postl), Bürger von Nordamerika, geboren am 3. März 1793, gestorben am 26. Mai 1864."

Besuchern wird das Frontzimmer rechts als dasjenige gezeigt, in welchem vor hundert Jahren der „Dichter beider Hemisphären" geboren wurde. Es enthält eine eigenartige, altfränkische Einrichtung, eine unvollständige Ausgabe von Sealsfields Werken, eine seltene Photographie des Dichters, im Alter aufgenommen und die noch höher geschätzte Zeichnung von Elise Meyer, welche eine lange Zeit das einzig existierende Bildnis Sealsfields war.[1]) Wenn der Besucher ein Amerikaner ist, was selten vorkommt, dann wird ihm Johann Pahr, der Erbe des alten Familiensitzes, doppelt freundlich die biedere Hand reichen, die mehr gewöhnt ist, den Pflug zu führen und den Weinberg zu bearbeiten, als die Bücher zu durchblättern, die sein grosser Verwandter schrieb. Er wird nicht verfehlen, ihn zu dem tiefen unterirdischen Weinkeller seiner Ahnen zu führen, ihn die verschiedenen Jahrgänge kosten lassen, und, den nie leer werdenden Becher in der Hand, ihm Gelegenheit geben, anzustossen zur Erinnerung an den berühmten Postl, und dessen Adoptiv-Vaterland.

Im Alter von neun Jahren wurde Karl Postl zur Schule nach dem einige Meilen entfernten Znaim geschickt, wo ihn seine Mutter zu dem Tischlermeister Schmid in

[1]) Das Frontispiece ist nach der gelungensten Zeichnung Elisa Meyers, welche ihre Schwester Marie mir hierzu schenkte.

Kost gab. Auf dem „Gymnasium Znaimensis Societatis Jesu“ machte er einen fünfjährigen Studienkursus durch, von 1802—1807. Dasselbe zählte damals fünf Klassen: 1. Infima classis grammatica: 2. media classis grammatica; 3. suprema classis grammatica; 4. rhetorum classis; 5. poetarum classis. Karls Zeugnisse, welche noch in der Anstalt aufbewahrt werden, sind durchaus nicht schmeichelhaft. Er erhielt z. B. unter der Rubrik „Talentum“ die Note „II“, ein Zeichen, dass er entweder in diesen Jahren ein nur mittelmässig begabter Knabe war, oder dass ihn seine Lehrer nicht zu beurteilen verstanden. Er war bei seinen Mitschülern nicht beliebt, einige unter ihnen sahen, seiner Abstammung wegen, auf ihn herab; diesen setzte er seinen schroffen Bauernstolz entgegen, andere wurden durch sein streitsüchtiges Wesen abgestossen.

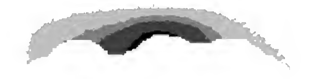
Im Jahre 1805 wurde das Gymnasium auf zwei Monate geschlossen und während dieser Zeit kam Napoleon auf dem Wege nach Wien mit seiner Garde und seinen Chasseuren durch Znaim, welches mitten in dem damaligen Kriegsschauplatze liegt. Die aufregenden Szenen dieses militärischen Schauspieles von denen der junge Student Zeuge war, weckten in ihm wohl den Sinn und die Bewunderung für grosse historische Epochen.

Seine Vorliebe für das Schöne und Grossartige in der Natur wurde ebenfalls schon früh wachgerufen, lebte er doch in einer Umgebung, welche seitdem vielfach von erfahrenen Reisenden ihrer Schönheit wegen aufgesucht wurde. Wenn man von dem anmutig zwischen Rebenhügeln liegenden Dorfe Poppitz einen aufwärts führenden Weg einschlägt, so kommt man durch fruchtbare Felder und bewaldete Hügel, zu einer malerischen Bergschlucht, durch welche sich die rauschende Thaja windet. Auf dem gegenüberliegenden Ufer, fünfhundert Fuss über dem Flusse, liegt die Kreisstadt Znaim, welche in ihren Mauern

manch interessante Erinnerung an vergangene Zeiten birgt. Noch etwas höher wie die Stadt liegt das Kloster Pöltenberg, zu welchem man auf einem im Zickzack laufenden Weg gelangt, der reichlich mit Heiligenbildern und Kruzifixen geschmückt ist, vor denen der fromme Pilger seine Andacht verrichten kann. Folgt man der Schlucht für einige Meilen aufwärts, so erreicht man einen Felsvorsprung der sich fünfzehnhundert Fuss über dem Meeresspiegel erhebt, und von dem man an klaren Tagen eine herrliche Aussicht geniesst. Die Blicke schweifen bis nach Wien und den österreichischen Alpen und umfassen meilenweit historischen Boden, der nicht nur durch den Krieg zu Anfang unseres Jahrhunderts berühmt wurde, sondern auf dem sich schon Kämpfe gegen die Wenden und ein Teil des dreissigjährigen Krieges abspielten. Die entzückendste Aussicht jedoch bietet sich dem Auge, wenn man dem Lauf der Thaja folgt, die sich durch fruchtbare Felder und Weinberge windet, vorbei an waldigen Hügeln, welche manchmal sanft abfallend ihr entgegenzukommen, öfter aber ihren Lauf durch drohende Felsmassen abzuschliessen scheinen.

Nahe diesem Beobachtungsplatze ist ein grosser Felsblock auf welchem der Name Charles Sealsfields von einem seiner Bewunderer eingehauen wurde. Die Landleute sagen, dass dies der Lieblingsaufenthalt Karl Postls war und dass er sich an dieser Stelle seinen Zukunftsträumen überlies. Die romantische Landschaft bot ihm in der verschiedenartigen Tagesbeleuchtung und durch den Wechsel der Jahreszeiten immer neue Reize und er überliess sich diesem Einfluss um so lieber, als er sonst wenig Vergnügen genoss, ja sein Ferienaufenthalt ihm durch des Vaters tyrannisches Regiment vergällt wurde, was ihn in dem Hang zur Einsamkeit noch bestärkte.

Im Jahre 1808 trat Karl Postl als Koventsstudent in das Kloster der Kreuzherren zu Prag ein, und widmete sich



dort philosophischen Studien, die ohne Zweifel denen der Universität gleichkamen, doch ihm dort nicht so leicht zugänglich waren als den wohlhabenden Klassen. Während dieser Periode nahm der junge Student die neuen Ideen gierig in sich auf, die durch Errichtung eines Lehrstuhls für Religion und Philosophie an der Universität Prag im Jahre 1808 in Umlauf gesetzt, und späterhin als aufrührerisch von der österreichischen Regierung bezeichnet wurden. Diese fortschrittlichen Ideen waren gleichzeitig mit ähnlichen Strömungen in Deutschland, wo sie zuletzt in der Bewegung „das junge Deutschland“ Ausdruck fanden. Metternichs überwiegender Einfluss auf den Kaiser machte allen derartigen Ideen in Österreich ein Ende, aber der Samen der gesät worden war, trug in manchen Fällen Frucht. Die folgenden Auszüge aus Sealsfields Buch „Austria as it is,“ werden dazu dienen klar zu machen, welchen Beschränkungen Metternich das Erziehungswesen und den Staatsdienst unterwarf.

Erziehungswesen in Österreich.

Austria as it is, p. 77—81. (Hurst, Chance et Comp. London 1828.)

Wenn der Knabe die Elementarschule durchgemacht hat, kommt er in die Lateinschule oder das Gymnasium, in welchem er vier Jahre Unterricht in der lateinischen Sprache und Religion geniesst; die beiden nächsten Jahre liesst er Auszüge aus lateinischen Dichtern und lernt die Anfangsgründe der griechischen Sprache, zwei Stunden in der Woche sind für Religion, Mathematik, Geographie und Geschichte bewilligt. Jedes Gymnasium hat einen Vorsteher, sechs Professoren und einen Religionslehrer. In sechs Jahren hat der Jüngling seine Gymnasialstudien beendet und ist nun reif für die Universität. Dort hört

er im ersten Jahre Auszüge aus Philosophie, Religion, Geschichte, Mathematik und Griechisch; im zweiten Jahre wieder dasselbe, mit Ausnahme von Mathematik, wofür er Physik und Astronomie hört. Im dritten Jahre liesst er die Geschichte des deutschen Kaiserreichs und Ästhetik. Es wird den Studenten nicht erlaubt für sich selbst zu wählen, die Professoren sind gezwungen, wenn sie ihre Stellung behalten wollen, denselben Kursus einzuhalten. Nach diesen drei Jahren kann der Student entweder Rechtswissenschaft, Theologie oder Medizin als Fachstudium wählen. Wählt er die beiden ersten Fächer, so studiert er vier, Medizin aber fünf Jahre. Die ganze Studienzeit nimmt also dreizehn, für Medizin vierzehn Jahre. Die Bücher für alle diese verschiedene Klassen, werden, mit Ausnahme der medizinischen, in Wien unter einem höfischen Aufsichtsrat, zusammengestoppelt. Sie sind allen Änderungen unterworfen, die ein neu ernannter Staatskanzler, seinen eigenen oder seines Kaisers Ideen nach, vornehmen will. Diese Schulbücher sind die trockensten und geistlosesten Produkte, die je aus einer Druckerei hervorgingen. Die Professoren sind verpflichtet sich ganz wörtlich nach diesen Entwürfen zu richten. Zu Ostern und Ende August wird der Student examiniert, besteht er, kommt er im nächsten Jahre in eine höhere Klasse, im anderen Fall wird er so lange zurückbehalten, bis er seine Lektionen auswendig kennt. Ein junger Mann der diesen akademischen Studienkursus durchgemacht hat, weiss ein wenig von allem, im grossen Ganzen jedoch nichts. Er hat regelrecht in jedem neuen Kursus vergessen was er im vorhergehenden gelernt hat. Eine freie Enfaltung der Geisteskräfte, eine literarische Durchbildung ist absolut unmöglich, ja, gegen alle Instruktion der Professoren. Der Student wird während seiner Studienzeit mit ängstlicher Genauigkeit überwacht, seine Professoren sind offizielle Spione. Sechs mal im Jahre muss er seinem Re-

ligionslehrer beichten. Seine Vorliebe und Neigungen, seine guten und schlechten Eigenschaften, jede Bewegung wird beobachtet und in ihre Kataloge eingeschrieben, von denen einer nach Wien und einer an die Regierung geschickt wird, ein dritter wird in dem Schularchiv aufbewahrt.

Diese Beobachtung wird strenger, je älter der Student wird, und seine Lektüre wird beständig überwacht; Versuche werden gemacht mit klassischen Schriftstellern, seine Meinung über Charaktere, wie Brutus, Cato, ausgeforscht und dann wortgetreu niedergeschrieben. Studiert der junge Mann Rechtswissenschaft, so wird das Ausforschen noch wissenschaftlicher betrieben, seine Ansichten über die natürlichen Rechte des Menschen und der Regierung werden ihm unter allen möglichen Vorwänden entlockt. Hat der Student seine Universitätsstudien beendet, so ist er, einerlei ob Jurist oder Theologe, ganz in den Händen der Regierung. Sein vergangenes Leben und seine Aufführung dienen seinen Vorgesetzten als Richtschnur. Wenn er nur die geringste Veranlassung zu Verdacht gegeben, die leichteste Hinneigung zu liberalen Ideen gezeigt hat, dann kann er überzeugt sein, dass, je grösser sein Talent ist, desto geringer seine Befähigung sein wird, dem Kaiser zu dienen oder Rechtsanwalt zu werden. Sollte er der Regierung als Unterbeamter dienen, so werden seine Vorgesetzten wieder seine Wächter. Ein unbedachtes Wort genügt oft, nicht nur sein Vorwärtskommen auszuschliessen, sondern ihn vielleicht seiner Stellung zu berauben. Er kann von seinen Vorgesetzten keine Schonung und Entschuldigung erwarten, es würde bei diesen als strafbare Nachsicht angesehen, und im Wiederholungsfall durch Verlust des Amtes bestraft werden."

(do. p. 75.) „Die einzige Wissenschaft, der ein freierer Spielraum an der Prager Universität eingeräumt wird,

ist die Medizin. Die anderen erhielten im Jahre 1822 eine Warnung, welche allen „unnötigen“ Studien zu Lebzeiten des jetzigen Kaisers ein Ende machen wird. Von allen Mitgliedern der Universität war der Professor der Philosophie, Bolzano, allgemein als einer der bedeutendsten anerkannt. In verschiedenen Werken, welche er veröffentlichte, zeigte er sich als freier und bedeutender Denker. Dieser Mann wurde plötzlich verhaftet, seine Schriften konfisziert und er selbst vor ein geistliches Tribunal, dessen Oberhaupt der Erzbischof war, gestellt, um sich wegen Irrglaubens zu rechtfertigen.

Der arme Erzbischof, ein guter, weichherziger, alter Mann, der von jedermann geliebt wurde, war, wie man sich leicht denken kann, nicht wenig in Verlegenheit, wie er diese Untersuchung zu führen habe, aus deren Labyrinth von Unsinn der Papst selbst, trotz seiner Unfehlbarkeit, keinen Ausweg gefunden hätte. Es gelang ihm jedoch, den Doktor von der Anklage des Irrglaubens freizusprechen, aber alle seine Bemühungen, die von dem Adel unterstützt wurden, die Zurückberufung des Gelehrten zu dem philosophischen Lehrstuhl durchzusetzen, blieben erfolglos. „Lasst mich in Ruhe,“ sagte der Kaiser, als die P . . . ss L . . y sich zu seinen Gunsten verwendete, „er hat gefährliche, ausschweifende Grundsätze.“

(do. p. 227, Note 23.) „Durch ein kaiserliches Dekret im Jahre 1808 wurde ein Lehrstuhl der Religion und Philosophie (religious philosophy) errichtet und den philosophischen Studien einverleibt. Die wissenschaftlich gebildetsten Männer wurden zu diesem Lehrstuhl berufen und der Erfolg war ein ganz erstaunlicher. Ein geistiger Aufschwung, den man sich kaum vorstellen kann, machte sich durchaus fühlbar. Die österreichische akademische Jugend wurde durch diese Vorlesungen geistig protestantisch, obgleich sie Bekennerin des Katholizismus blieb. „Ich wünsche,“ sagte Seine Majestät in einem Kabinets-

schreiben an den Minister des Innern, Grafen Saurau, „dass meine jungen Leute glauben sollen und nicht Untersuchungen in Glaubenssachen anstellen.“ Nach diesem Ausspruch hatte sich ein jeder zu richten. Diejenigen, welche sich nicht sofort dem neuen Kommando unterwarfen, wurden ihres Amtes entledigt oder eingekerkert. Die Studenten, welche sich widersetzten, wurden als gemeine Soldaten nach der türkischen Grenze geschickt.“

Nachdem Carl Postl seine Studien in Prag vollendet und dort die verbotene Frucht der freisinnigen Anschauungen gekostet hatte, fühlte er sich von dem frommen und unbeugsam starren Beruf, für welchen er sich vorbereitet hatte, abgestossen, und wankend in seinen Entschlüssen, suchte er bei seiner Mutter Rat. Diese gab ihm die harte Antwort: „Müsste ich glauben, dass du jetzt noch zweifelst, welchen Beruf du ergreifen sollst, so würde mich jeder Kreuzer gereuen, den wir uns absparten, um ihn an deine Erziehung zu wenden!“ „Mutter, dein Wille soll geschehen,“ sagte der Sohn, wie schwer er auch unter dieser Entscheidung litt. Da er seiner Mutter Lieblingskind war, wünschte sie ihn in einer, ihrer Meinung nach, idealen Stellung zu sehen. Welches Glück für sie, in der Zukunft ihren ältesten Sohn in dem schwarzen Talar der Kreuzherren nach Hause kommen zu sehen, ein grosses rotes Kreuz auf der Brust, als Priester dieses edlen Ordens hochgeachtet und beneidet von allen Bewohnern seiner Vaterstadt!

Die Ritter des roten Kreuzes hatten immer den Gottesdienst in der kleinen Dorfkirche nahe des Postlschen Heimwesens verrichtet, und ihnen gehörte das stattliche Kloster Pöltenberg, welches, auf dem höchsten Punkt in der ganzen Umgebung gelegen, die Wohnungen meilenweit überblickte und die Geister beherrschte. Wie die Templer und Johanniter, so war auch dieser religiöse Orden zum Schutz der Pilger im heiligen Lande ge-

gründet worden. Als sie durch die Verhältnisse des Zeitalters dieser Pflicht nach und nach überhoben wurden, verloren sie allmählich Einfluss und Macht, so dass zu Anfang dieses Jahrhunderts die Brüderschaft auf wenige Mitglieder zusammengeschmolzen war, welche in einigen Klöstern von ihren Einkünften lebten. Ihre Pflichten beschränkten sich auf die Pflege der Kranken und Notleidenden; ausserdem hielten sie eine Heimat für alte Männer, und eine Klosterschule. Mit diesen keineswegs schwierigen Geschäften verbanden sie ein weit von Asketik entferntes, in jenen harten Zeiten, in denen Kriegssteuern das Land hart bedrückten, als sehr luxuriös betrachtetes Leben, dem es nicht an Annehmlichkeiten und Genüssen fehlte. Das Oberhaupt, der Grossmeister, residierte im „Kreuzherrenstifte“ zu Prag, einem alten düsteren Kloster, welches heute noch wie damals neben der altertümlichen, berühmten Universität, dem Clementinum, steht, am linken Ufer der Moldau, nahe der mit grimmig aussehenden Statuen geschmückten Karlsbrücke, auf der das Bronzestandbild des heiligen Johann von Nepomuk allen anderen zum Schutze dient.

Im Jahre 1813 trat Carl Postl als Novize in dieses Kloster. Er wurde 1814 zum Priester geweiht und schon im folgenden Jahr vom Grossmeister Köhler zum Sekretariatsadjunkt ernannt. Er studierte mit Eifer Französich und Englisch, und bald brachte ihm seine Gewandheit in diesen Sprachen, sowie seine oft bewiesene Fähigkeit in den Geschäftsangelegenheiten der Brüder, die Stelle als Sekretär des Ordens ein, welche er auch bis zu seiner Flucht aus dem Kloster bekleidete. Er widmete sich auch der Musik, nahm Klavierunterricht und vervollkommnete sich in allerlei gesellschaftlichen Talenten, welche dazu dienten, ihn in den höheren Kreisen, mit welchen er durch seinen Beruf oft in Berührung kam, beliebt zu machen.

Im Katalog des Kreuzherrenstiftes, in welchen mir der jetzige Sekretär Pater Marat gütigst Einsicht gestattete, findet sich nur der folgende magere Eintrag, Postls Laufbahn als Ordensbruder betreffend.

„Carolus Postl Moravus Poppicensis, nat. 1793, die 3. Martii, Profess. 1814 die 10. Martii. 1. Mai 1815 secretarius adjunctus, Primit. die 2. Martii 1816, ab eodem secretarius. Mense Aprili 1823, Thermas Carolinas (Karlsbad) secessit valetudinis causa, et non reversus. Mense Maii disparuit.“

Das Verzeichnis bei allen anderen Namen ist von gleicher Kürze. Sogar wenn ein Bruder mehr als vierzig Jahre in dem Kloster verlebte, wird nichts weiter eingeschrieben als Geburt, Beförderung und Tod, nur wird besonders erwähnt, wenn er der Verfasser eines religiösen Werkes war. Auch die Abwesenheit vom Kloster ist mit grosser Pünktlichkeit eingetragen und da bei Postls Namen nichts derartiges geschah, so dürfen wir getrost annehmen, dass er weder England noch Frankreich in den Jahren 1814 oder 1817 besucht hat, obgleich er in seinen Werken derartige irreleitenden Angaben macht. [1])

Als Priester besuchte Carl Postl von Prag aus seine Angehörigen in Poppitz, aber die Entfremdung zwischen Vater und Sohn wurde von Jahr zu Jahr fühlbarer. Carls neue Gewohnheiten, seine städtische Kleidung und sein gewandtes Benehmen, welches er dem Einfluss einer besseren Gesellschaft verdankte, waren alle gleich verächtlich in den Augen seines Vaters, der stolz auf seinen Stand und seine Unabhängigkeit war. So wird erzählt, dass, als sich sein Sohn einmal ein Paar Schuhe aus Glanzleder bestellte, der spartanische Ortsrichter zu dem

[1]) Diese Angaben befinden sich in Sealsfields Werken „Morton“ und „Austria as it is“. Siehe Johns Hopkins Dissertation 1892. „Charles Sealsfield (Carl Postl): Materials for a Biography etc.“ p. 8. Sie führten mich irre, was ich hierdurch berichtigen möchte.



Schuhmacher ging, sich in den Besitz der Fussbekleidung setzte, und sie, nachdem er ihren Glanz durch Schmutz und Kot verdunkelt hatte, ihrem Besteller spöttisch überreichte.

Als Sekretär der Brüderschaft war Postl öfters genötigt, nach Pöltenberg zu reisen, um den Stand der Weinberge und Keller dort zu überwachen. Diese Angelegenheiten brachten ihn auch geschäftlich in Zwiespalt mit seinem Vater. Eines Tages kam er auf einer derartigen Inspektionsreise wieder einmal zu seinem Vater; er hatte, was diesem schon ein Greuel in den Augen war, einen neuen Seidenhut auf und als gar der aufrührerische Sohn es wagte, ihn mit den Worten anzureden: „Vater, heute stehst du unter meiner Gerichtsbarkeit,“ da riss dem beleidigten Magistrat die Geduld. In seiner Wut ergriff er einen schweren Stock und holte kräftig aus nach dem Gipfel aller Auflehnung gegen väterliche Gewalt, dem Cylinder; aber glücklicherweise hatte der Beleidiger nicht das Resultat seiner Keckheit abgewartet, sondern sein Heil in schleuniger Flucht gesucht. Er konnte aber nie mehr dazu bewegt werden, die väterliche Schwelle zu überschreiten.

Diese beiden Geschichtchen sind, obgleich sie von Johann Pahr in Poppitz wiedererzählt wurden, nicht unbedingt glaubwürdig; sie verdanken ihre Entstehung einigen sensationslustigen Zeitungen, welche sie mit anderen Anekdoten nach Sealsfields Tode veröffentlichten.

Joseph Postl, Carls Bruder, der immer eng mit ihm in Verbindung gestanden hatte, sowie andere Familienglieder, deren Autorität nicht bezweifelt werden kann, stimmen darin überein, dass nie ein Bruch zwischen Vater und Sohn stattgefunden habe. Anton Postl war jedoch ohne Zweifel cholerisch, eigenwillig und zeitweise tyrannisch, auch Carl hatte zuviel von seines Vaters Charaktereigenschaften geerbt, um sich ihm willig zu unterwerfen.

Die Natur hatte schon den Keim zur Entzweiung gelegt und mit der Zeit reifte er völlig heran.

Carl erwiderte die Liebe seiner Mutter mit kindlicher Zuneigung. Als sie einmal nach Prag kam, ihren Sohn zu besuchen, unterhielt sie derselbe aufs prächtigste. Er fuhr sie in einer feinen Kutsche spazieren und stellte sie seinen hochgeborenen Freunden vor, trotz ihres auffallenden bäurischen Sonntagsstaates. Postls Beruf und seine Stellung als Sekretär der Kreuzherren brachte ihn in Berührung mit der Noblesse von Prag. Er verstand sich rasch beliebt zu machen und sich einflussreiche Bekanntschaften und Freunde zu erwerben. Unter seinen Gönnern waren Graf Laszansky und Graf Clam Gallas, in dessen Palast in Prag Postl im Jahre 1818 einer Aufführung von Schillers „Maria Stuart“ beiwohnte oder gar daran teilnahm. Diese Aufführung ist in „Austria as it is“ p. 70 f. folgendermassen beschrieben:

„Wir besuchten die Privatbühne des Grafen Clam Gallas, eines Edelmannes, der für seine patriotischen Gefühle und sein aufrichtiges Bestreben, dem erdrückenden Despotismus entgegenzuarbeiten, allgemeine Anerkennung verdient. Ich war vollständig überrascht von der Gräfin Sch . . liel in der Rolle der Königin Elisabeth, selbst Mrs. Siddons würde ihre dilettantische Nebenbuhlerin als eine unvergleichliche Darstellerin dieses stolzen, selbstsüchtig, spröden und trotzdem grossartigen Charakters anerkannt haben. Diese Aufführung jedoch war nur ein Vorspiel zu Goethes Tasso, welcher eine Woche später aufgeführt wurde, ein unnachahmliches Bild aus der vornehmen Welt . . . .

Es nimmt sich seltsam genug aus, adlige Herren und Damen auf den Brettern zu sehen, allein sie sind zu diesem Selbsthandeln gezwungen. Obgleich das öffentliche Theater auf ihre Kosten gebaut und auf einem Fusse erhalten wurde, dessen sich ein modernes König-

reich nicht zu schämen brauchte, so lässt doch der Kaiser, der fürchten mag, seine Unterthanen durch den hohen geistigen Genuss der klassischen und freisinnigen Werke zu verderben, in Prag keine Stücke von Schiller aufführen, trotzdem sie in Wien einen ständigen Platz auf der Bühne behaupten. Den Böhmen wird noch weniger getraut wie den Österreichern. Der Adel selbst giebt deshalb Vorstellungen auf Privatbühnen und nur Zuschauer aus den eigenen Reihen oder wohlempfohlene Fremde haben Zutritt."

Ein anderer Auszug aus „Austria as it is" (p. 167 bis 168) giebt uns eine Idee, mit was sich die höhere Gesellschaftsklasse die Zeit bei den Zusammenkünften, zu denen Postl Zutritt hatte, vertrieb.

„In den Kreisen des Adels und der reichen Finanzwelt findet man einen gewissen Grad politischer und Redefreiheit, Zeitungen und sogenannte „Verbotene Bücher" aus allen Sprachen. Hier giebt es keinen freisinnigen politischen Salon wie in Paris, ausser in den höchsten Adelskreisen, zu denen jedoch nur die intimsten und vertrautesten Freunde Zutritt haben; aber während eines Diners, Tanzes oder einer Whistpartie kann man oft einige Herren im Nebenzimmer verschwinden sehen; oder es wird ein Brief aus Paris oder London, der natürlich nicht durch die Post gekommen ist, in jener heimlichen Weise herumgereicht, welche Metternich ihnen beigebracht hat. Auf diesem Wege trifft man in Österreich geheime Massregeln, macht Pläne und thut noch Schlimmeres inmitten von Vergnügen und Lustbarkeit. Sie sind dazu gezwungen, weil der Kaiser sich und seine Familie für sicher hält, so lange seine Unterthanen tanzen und singen."

Der Verkehr, der Postl mit den adligen Kreisen erlaubt war, ist ohne Zweifel die hellste Seite aus seinem Leben als Mönch. Zwar sicherte ihm sein Beruf ein gutes

Leben, so lang als er in dem Orden der Kreuzherren zu verbleiben wünschte, allein die höchste Stellung, die für ihn zu erlangen war in der Brüderschaft, die eines einfachen Sekretärs, bot keine Aussicht auf Vorwärtskommen und konnte den Ehrgeiz nicht befriedigen. Postl hatte der unterdrückten Stimme des Liberalismus, wo er sie vernehmen konnte, ein williges Ohr geliehen, und er fühlte aufs tiefste die Erniedrigung seines Volkes, das unter Metternichs Joch seufzte. Seine Unzufriedenheit konnte den wachsamen Augen der Brüder, die ihn seiner raschen Beförderung und seiner Gönner wegen beneideten, nicht verborgen bleiben. Seine radikalen politischen und religiösen Ansichten und noch mehr seine Insubordination missfielen ebenfalls seinem Vorgesetzten und ehemaligen Freunde Grossmeister Köhler, obgleich derselbe nachsichtig und freisinnig genug war. Nach dem Verschwinden des Sekretärs sandte der Grossmeister folgende offizielle Mitteilung an das Konsistorium zu Wien, in welcher seine eigene Ansicht zum Ausdruck kommt. „Die Ursache dieses ärgerlichen Schrittes kann nur in der Unzufriedenheit mit dem geistlichen oder Ordensstande liegen, auch soll er sich darüber auswärtig öfter und deutlich ausgesprochen haben, im Ordenshause selbst vor Gefertigtem und allen Konventsmitgliedern hat er diese Unzufriedenheit nie, auch nicht durch ein einziges Wort geäussert. Übrigens muss der Gefertigte der Wahrheit gemäss beifügen, dass er seit beinahe zwei Jahren mit diesem Ordensgliede unzufrieden zu sein gerechte Ursache hatte, ihm sein träges Besorgen der Ordensgeschäfte, seine Launigkeit und Kälte in geistlichen Funktionen, sein keckes Eindringen in höhere Familienkreise, sein stolzes Benehmen gegen die Brüder, sein anmassendes Urteil über private und öffentliche Angelegenheiten wiederholt und streng verwiesen und Letzteres im Monate Febr. mit dem Beisatze

gethan habe, einen anderen Ordensbruder die Secretariatgeschäfte anvertrauen zu müssen, falls in seinem Betragen keine wesentliche Änderung erfolgen sollte."

Joseph Postl, ein jüngerer Bruder von Carl, war zu dieser Zeit Gymnasiast in Prag und er hatte die Erlaubnis, seine Mahlzeiten im Kloster einzunehmen. Eines Tages, als er die zahlreichen Gesuche um Aufnahme in den Orden durchsah, sagte der ältere Bruder: „Könnte ich nur mit einem dieser jungen Männer, welche sich nach der Abgeschiedenheit dieser Mauern sehnen, tauschen, und das Leben als eifriger, fleissiger Student von neuem anfangen." Es war Josephs geheimer Wunsch, den Fusstapfen des älteren Bruders zu folgen, aber als er endlich den Mut fasste und diesem den Entschluss auch in den Orden einzutreten mitteilte, fasste Carl ihn heftig am Arm und rief leidenschaftlich aus: „Ehe ich dies zugäbe, würde ich kein Mittel unversucht lassen, Dein Vorhaben zu verhindern." Dann setzte er gefasster hinzu: „Du bist natürlich noch nicht imstande, die Verantwortlichkeiten, die ein Priester auf sich nimmt, zu begreifen." Dann begann er dem erstaunten Bruder alle die Unannehmlichkeiten seines Berufes auseinander zu setzen; er sprach besonders von den Gewissensbissen, die ihn stets bei Ausübung seiner Amtspflichten begleiteten und schloss mit den Worten: „Ich hoffe, dass dies, was Dich anbelangt, die Frage für immer erledigt."[1]) Joseph nahm sich den Rat seines Bruders zu Herzen und absolvierte Rechtswissenschaft an der Universität zu Prag.

Eines Abends, Ende April 1823, lud Carl Postl seinen Bruder zu einem Plauderstündchen auf sein Zimmer ein, wie er es schon häufig vorher gethan hatte. Als Joseph eintrat, fand er seinen Bruder in höchst aufge-

---

[1]) Aus Briefen Joseph Postls, Siehe: Dr. Leo Smolle, Sealsfield. Biographisch-litterarisches Charakterbild. Wien, 1875.

regtem Zustande, und dieser teilte ihm dann seinen Entschluss, das Kloster zu verlassen, mit. „Bruder“, sagte er, „Du weisst wie unglücklich ich mich in meinem Berufe fühle, ich bin an der Grenze meiner Ausdauer angelangt, ich reise morgen von hier ab und wir werden uns vielleicht nie wieder sehen. Willst Du Abschied von mir nehmen, so komme morgen früh. Ich begebe mich nach Karlsbad mit dem Ordensbruder Kirschbaum, dem Prediger von Franzensbad; was ich weiter thun werde, kann ich Dir noch nicht sagen.“

Am nächsten Morgen fand Joseph seinen Bruder in Reisevorbereitungen und er half ihm einige englische und französische Bücher in einen schmalen Lederkoffer packen. Viele Worte wurden nicht gewechselt. In dem inneren Klosterhof wartete schon der Reisewagen. Als sich die Brüder umarmten, verlor Carl vollständig seine Selbstbeherrschung, bei ihm ein seltenes Vorkommnis. Der Wagen rollte unter den dunklen Turm, der den Eingang zur Karlsbrücke bildet, und Joseph überkam die Ahnung, dass sein Bruder auf immer von ihm geschieden sei.

Zu dieser Zeit war Carl Postl noch nicht der Gedanke nahe getreten, sein Vaterland zu verlassen; er wollte nur den düsteren Klostermauern entrinnen, und hoffte sich mit Hilfe seiner Gönner eine unabhängige Stellung anderswo zu verschaffen. Er war schon längere Zeit leidend; im April hatte er sich Urlaub erbeten, um die Mineralquellen in Karlsbad zu besuchen. Dieses, von seinem Arzt unterstützte Gesuch, wurde bewilligt, ebenfalls eine Verlängerung seines Urlaubs. Als Tag seiner Rückkehr war der 16. Mai bestimmt, ein hoher Festtag für Prag, der dem heiligen Nepomuk, dem Schutzpatron von Böhmen, gewidmet war.

Inzwischen brauchte Postl die Kur in Karlsbad gewissenhaft und wurde rasch geheilt. Am 9. Mai teilte er Kirschbaum mit, dass er eine Anstellung als Hof-

sekretär in geistlichen Angelegenheiten bei dem Grafen Saurau, Minister des Innern, erhalten habe und dass ihn dieser Ende des Monats in Wien erwarte. Am 1. Juni solle er Seiner Majestät vorgestellt werden und danach müsse er den Amtseid ablegen. Ausserdem erklärte Postl, dass er die Klosterkutsche Sonntag den 11. Mai erwarte; als diese aber nicht kam, verliess er trotzdem Karlsbad an demselben Tage.

Sekretär Postl hatte wiederholt an den Grossmeister Köhler geschrieben und ihm seine günstigen Aussichten in Wien mitgeteilt, ihn auch gebeten, das Klosterfuhrwerk benutzen zu dürfen. Aber Köhler, der dieses selbst gerade zu einer Inspektionsreise durch die klösterlichen Besitzungen gebrauchte, erhielt die Briefe infolge seiner Abwesenheit zu spät. Carl Postl legte das Schweigen seines Vorgesetzten falsch aus und entschloss sich, dem Rat seiner Freunde entgegen, die Reise auf eigene Verantwortung zu unternehmen. Zwei Tage nachher kam die Kutsche für ihn nach Karlsbad, fand aber nur den leeren Lederkoffer vor und nahm diesen mit zum Kloster zurück. Der letzte Brief, den der Sekretär nach Prag schrieb, war im vorwurfsvollen Ton gehalten und an Hrn. J. Züber von Nordheim, Kreuzherrenordensprovisor und fürsterzbischöflicher Notar zu Prag gerichtet.

„Ich bin so frei“,[1]) schreibt er, „Sie zu benachrichrichtigen, dass ich den 14. d. M. über Pilsen nach Teplitz reise, da noch viermal der Anordnung des Arztes zufolge die Bäder gebrauche und sogleich meine Reise über Brünn nach Wien antreten werde. Übrigens thut es mir leid, dieselben, sowie den Herrn General Grossmeister, dem ich meinen ergebensten Respekt zu melden bitte, mit

[1]) Hamburger, Sealsfield-Postl. Bisher unveröffentlichte Briefe und Mitteilungen zu seiner Biographie. Hrsg. von Victor Hamburger, Wien 1879. Dieser Brief ist datiert, Franzensbad den 10. Mai 1823.

meinen wiederholten Briefen beschwert zu haben. Da ich durch deren beiderseitiges Stillschweigen über die Aufnahme derselben in keinem Zweifel seyn kann, so werde ich mich auch einer derley Zudringlichkeit gewiss nicht ferner schuldig machen, so wie ich auch ohne die Güte des Herrn General eine sehr annehmliche Reisegelegenheit und das nöthige Geld gefunden habe."

Ich bin mit Werthschätzung
dero
ergebenster Dr.
Postl.

P. S. Ich habe 50 Bout. Rheinwein bei J. U. Dr. Belminger. Da Herr von Lämel öfters Gelegenheit nach Wien hat, so bitte ich selbe vorläufig durch meinen Bruder in eine oder mehrere Kisten gepackt da deponiren zu lassen, um sie nach Erhalt meines Schreibens mir zukommen zu machen."

Zübers Antwort, welche ihn darüber aufklärte, warum der Grossmeister nicht geschrieben, sowie ihm den freundschaftlichen Rat erteilte, keinen übereilten Schritt zu thun, hat er nie erhalten. Er war bereits nach Pilsen abgereist, erreichte Brünn am 20. Mai und kam kurz darauf nach Wien. Während seines Aufenthaltes dort logierte er bei einer Familie Grünwald. Er traf auch mit Fräulein Sidonie von Böhm, welche er in Prag kennen gelernt hatte, und die ein Gast des Hofrates Lilienau war, zusammen. Es geht eine Sage, die aber gänzlich unbegründet ist, dass der Sekretär diese Dame liebte und sein Wunsch sie zu heiraten ihn dazu getrieben habe, das Kloster zu verlassen.

Am 24. Mai machte Postl dem Grafen Saurau seine Aufwartung, dem er durch Graf Laszansky von Prag, welcher ihm gern die Anstellung verschafft hätte, empfohlen war. Der Minister des Innern hatte aber von

Postls Ungehorsam gegen die Befehle seines Obern gehört, und in den Augen der Regierung war Ungehorsam nicht zu verzeihen. Demgemäss wurde der Prager Mönch sehr kühl empfangen. Es wurde ihm gesagt, dass die Stelle schon besetzt sei und dass er in sein Kloster zurückkehren solle, dort eine andere Gelegenheit abzuwarten, bei der man ihn vielleicht berücksichtigen werde.

Aber eine Rückkehr war jetzt nur mit vollständiger Unterwerfung oder gar Selbsterniedrigung zu erkaufen und für Postls Stolz und Selbstachtung war dieser Preis zu hoch. Sein lang gehegter Wunsch nach Freiheit liess den Entschluss rasch in ihm reifen, die Ketten, die ihn an die gehasste Vergangenheit fesselten, für immer zu brechen. Wenn er auch nie zuvor daran gedacht hatte, sein Vaterland zu verlassen, so fühlte er nun, dass in augenblicklicher Flucht seine einzige Rettung liege. Aber wohin sollte er fliehen? Wo fände er genügend Raum, um die Schwingen seiner entfesselten Seele gänzlich zu entfalten? Welches Land wäre weit genug entfernt von der Herrschaft der Mönche, der Tyrannei der Fürsten und der Spionage der geheimen Polizei? Keines ausser Amerika, der grossen Republik in der neuen Welt an deren Namen sich die Hoffnung auf Erfüllung so vieler Erwartungen knüpfte.

Demgemäss richtete Postl seine Flucht südlich von Wien nach Graz und von dort nach der Schweizer Grenze. Es wird gesagt, dass er sich in Zürich bei einigen ihm bekannten Freimaurern aufhielt. Dann reiste er langsam, Paris und einige grosse Städte berührend, nach Havre, wo er sich für die Vereinigten Staaten einschiffte. Er landete in New-Orleans im Herbst des Jahres 1823.

Nachdem eine Woche über Carl Postls erwartete Zurückkunft ins Prager Kloster verlaufen war, liess der Grossmeister Nachforschungen bei den Mitgliedern der Familie Postl anstellen, allein niemand konnte über seinen

Aufenthalt Auskunft geben. Der Fall wurde später der Polizeibehörde in Wien übergeben, mit dem Bemerken, den flüchtigen Mönch in einer seinem Stande gemässen Weise zurückzuschicken; allein die Verfolgung wurde in einer so zögernden Weise geführt, dass Postl hinreichend Zeit hatte, seine Flucht zu bewerkstelligen. Diesen Aufschub hatte er unstreitig seinen Gönnern zu verdanken. Dieselben hatten ihn sogar mit Pässen und wahrscheinlich mit hinreichenden Geldmitteln für seine lange Reise versehen. So lässt sich erklären, wie ein armer Mönch imstande war, ein Jahr lang bequem fast den halben Erdball zu durchwandern.

Es war für die reiche Aristokratie Österreichs nichts seltenes, einem Talent auf diese Art weiter zu helfen; in der That nichts ungewöhnlicheres, als es für europäische Gemeinden war, zusammenzulegen, um ein missliebiges Mitglied nach einem anderen Weltteil zu spedieren.

Als es nach Sealsfields Tod bekannt wurde, dass er seine Verwandten zu Erben seines Vermögens eingesetzt habe, verbreiteten einige Zeitungen, in ihrer Vorliebe für Skandal, das Gerücht, der Flüchtling habe sich 1823 die Reisemittel auf unehrliche Weise verschafft. Eine Zeitung wagte zu behaupten, Postl habe als Sekretär den Orden beraubt, auf welche Anklage Grossmeister Beer, Köhlers Nachfolger, sofort erklärte, dass der Sekretär niemals die Kasse geführt habe und dass das wenige Geld, welches zu dieser Zeit darin enthalten war, niemand zum Diebstahl hätte verführen können. Thatsache ist, dass zu jener Zeit jedes österreichische Kloster gezwungen war, den grössten Teil seiner Einkünfte an die Regierung abzugeben. Es wurde ein genaues Inventar über jeden einzelnen Posten in ihrem Besitz im Gang gehalten und pünktliche, korrekte Zahlungen boten die einzige Sicherheit gegen Entziehung ihrer Privilegien. Eine

andere Zeitung behauptete, Postl habe eine Erbschaft von 80000 Gulden, anstatt sie auszuzahlen, unterschlagen. Eine angestellte Untersuchung legte klar, dass es sich um nur 8000 Gulden handelte, welche der Sekretär pünktlich den Erben eingehändigt hatte.

Ausser den Geldmitteln, die Postl vermutlich von wohlhabenden Gönnern erhielt, scheint er noch eine kleine Summe selbst erspart zu haben, welche er sich ausserhalb des Klosters verdient hatte. Ein Prager Bankier, welcher zu einem Whist-Klub mit dem Priester gehörte, antwortete auf die Frage, wie der ehemalige Sekretär der Kreuzherren eine so ausgedehnte Reise unternehmen könne, er wisse, dass Carl Postl das Geld dazu hätte, bequem ein Jahr oder länger reisen zu können, wohin er wolle.

Man suchte es so zu erklären, dass Postl, als guter Whistspieler und gewohnt, um hohe Summen zu spielen, sich einen Teil seines Gewinnes erspart habe. Diese Erklärung steht im Widerspruch zu Sealsfields enthaltsamen Gewohnheiten. Mit mehr Berechtigung kann man annehmen, dass er sich das Geld als Hauslehrer in adligen Familien verdiente; dies wird wahrscheinlicher durch folgende Stelle in „Austria as it is“ p. 172 f.:

„Die Kinder der österreichischen Aristokratie werden beinahe ausnahmslos zu Hause erzogen. Jede Familie hat wenigstens einen Hauslehrer, einen gebideten Mann, gewöhnlich Jurist oder Theologe. Das Einkommen des Hauslehrers hängt ganz und gar von dem Erfolg der Schüler ab, welche deshalb seltener dazu verurteilt sind, alles auswendig zu lernen, und in der Regel besser belehrt sind als die andere Klasse von Studenten. Sogar Kollegien (denen der Universität in den freien Künsten gleichstehend) werden oft privatim gelesen; eine öffentliche Prüfung wird alle sechs Monate vorgenommen.“

Kurz nach der Flucht des Sekretärs der Kreuzritter

wurde jede Nachricht über ihn von seinen Freunden sowohl als von der Geistlichkeit unterdrückt. Letztere wollte die Sache nicht veröffentlicht haben, weil sie weder sich selbst noch ein Mitglied ihres Standes dem allgemeinen Tadel ausgesetzt sehen wollte. So wurde Postl dann rasch vergessen, ebenso schnell wie einige andere Ordensbrüder, die später seinem Beispiel folgten.

Ein dem Andenken des Dichters gewidmetes Monument wurde vor einigen Jahren in Znaim errichtet — eine stattliche Bronzebüste auf steinernem Piedestal. Bemerkenswert ist der Umstand, das für längere Zeit die Landbevölkerung, zum grossen Teil aus gläubigen Katholiken bestehend, die Statue anspie, ihre Verachtung gegen den Abtrünnigen zu bezeugen.

Die Familie in Poppitz blieb gänzlich unaufgeklärt über Carls Aufenthalt und Thätigkeit. Anton Postl war zu stolz, um seinen Kummer zu zeigen, er verbot sogar, den verlorenen Sohn in seinem Hause zu erwähnen und ignorierte ihn ganz und gar in seinem Testament, eine Thatsache, die dem Sohn jedoch unbekannt blieb. Carls Geschwister fühlten seinen Verlust tief, und seine Mutter war jahrelang schwer vom Kummer gebeugt. Sie nahm die ganze Schuld auf sich und deutete oft auf eine Stelle in der Küche, wo ihr Sohn gestanden, als sie die verhängnisvollen Worte sprach, die ihn einem verhassten Beruf in die Arme trieben. Keine Nachricht von Carl ward den Seinigen, bis sie beim Tode Sealsfields, 1864, zu Erben seines Nachlasses ernannt wurden.

Mit der Flucht Carl Postls aus dem Kloster beginnt für ihn ein neuer Lebensabschnitt. Seine Vergangenheit wurde in das Meer der Vergessenheit versenkt. Niemals entschlüpfte ihm ein Wort über seine Abstammung oder seinen Beruf als Priester, selbst nicht gegen seine vertrautesten Freunde. Einen anderen Namen, „Charles Sealsfield," wählte er sich für die neue Laufbahn. Die

Art, wie er zu diesem Namen kam, wird auf folgende höchst zufriedenstellende Weise erklärt.[1]) Unweit von Poppitz liegt ein Weingartengebiet, in dem ein trefflicher Rebensaft wächst: dieses Gebiet führt in der Katastral-Mappe den Namen Siegelfeld. Auch die Familie Postl hatte dort Grundbesitz. Nahe dabei war das schon bei Carls Lieblingsplätzen erwähnte Gehölz, von welchem die Postls ebenfalls einen Teil besassen. Indem er nun *Siegelfeld* wörtlich in die Sprache seines Adoptiv-Vaterlandes übersetzte, wurde *Sealsfield* daraus, der Name des alten Familienerbes, das seinem Stamme angehörte.

---

[1]) Oskar Meister. „Erinnerungen an Charles Sealsfield-Postl," Wien 1892.

Kapitel II.

1823—1832. Überseeische Reisen und Aufenthalt in den Vereinigten Staaten.

Charles Sealsfield kam im Jahre 1823 nach New-Orleans, gerade zu der, wie er sie nennt, gefährlichen Jahreszeit, d. h. August, September oder Oktober. Er sagt (in „Americans as they are“, p. 192 f.): „Tiefes Schweigen herrscht in der Stadt, die meisten Läden und Magazine sind geschlossen und niemand ist am Tage in den Strassen zu sehen, ausgenommen Neger und andere Farbige, das einzige sichtbare Fuhrwerk ist der Totenwagen. Erst gegen Abend öffnen sich die Thüren und die Einwohner strömen ins Freie, um frische Luft zu schöpfen und auf dem „Levee“ oberhalb und unterhalb der Stadt zu lustwandeln.“

Das gelbe Fieber war im Jahre 1823 nicht epidemisch in New-Orleans, aber die entsetzlichen Verheerungen, die es im Jahre zuvor angerichtet hatte, waren noch lebhaft in jedermanns Gedächtnis. Sealsfield beschreibt die Pest nur kurz, offenbar vom Hörensagen: „Von 60—80 Personen wurden jeden Tag beerdigt (aus einer Einwohnerzahl von 32000) und von allen Seiten konnte man Särge tragen sehen. Ganze Strassen in der oberen Stadt, hauptsächlich von Amerikanern und Deutschen bewohnt, waren verlassen und New-Orleans war buch-

stäblich ein grosser Kirchhof. Unter den Einwohnern waren die niederen Klassen am meisten den Angriffen der unerbittlichen, tötlichen Krankheit ausgesetzt, weil ihnen ihre Arbeit nicht erlaubte, zu Hause zu bleiben. Frauen wurden weniger, und am allerwenigsten die wohlhabende Klasse, von der Seuche betroffen, weil sie ihre Wohnungen nicht zu verlassen brauchten. Kreolen und andere, die an das Klima gewöhnt waren, blieben fast immer verschont."

Da Sealsfield noch nicht acclimatisiert war, verweilte er nicht lange in der Stadt, sondern reiste gemächlich den Mississippi hinauf, häufig Ausflüge in die an den Fluss grenzenden Staaten machend. So wurde er mit der Gegend an dem Red River und dem Ohio bekannt.

Er hielt sich jedoch nicht lange in den Südstaaten auf, woran hauptsächlich sein Abscheu vor Sklaverei Schuld war. Diese Institution war dem Europäer besonders verhasst, der mit den höchsten Idealen von Freiheit und Gleichheit herüberkam. Obgleich Sealsfield später seine Meinung in der Negerfrage änderte, so wollte er doch jetzt ein Land vermeiden, in dem noch schlimmere Tyrannei herrschte als die, vor der er geflohen war.

Er kam früh im Jahre 1824 nach Pittsburg, und wählte sich Kittanning am Allegheny, 44 Meilen von ersterer Stadt, im westlichen Pennsylvanien gelegen, zum längeren Aufenthalt. Zu dem Wunsche, sich wenigstens für einige Zeit häuslich niederzulassen, trug gewiss der Zustand seiner Börse bei, welche zu dieser Zeit ziemlich erschöpft war. Die Annahme, dass Sealsfield schon 1824 Westpennsylvanien erreichte, wird bestärkt durch verschiedene Bemerkungen in seinem Buch „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika etc. „e. g. p. 145, Bd. I., wo der Autor die genaue Beschreibung einer Gerichtsver-

handlung über einen im Jahre 1823 verübten Mord giebt, welcher er selbst beigewohnt hat, — und weiter p. 182, wo er davon spricht, dass er Augenzeuge einer Parade der Miliz war, die im Jahre 1824 in Armstrong County abgehalten wurde.

Was bei Kittanning den Dichter, abgesehen vom billigen Leben, besonders anzog, war wahrscheinlich die herrliche Umgebung. Dadurch fand er Vergnügen an seinen gewohnten, langen Spaziergängen, dabei auch Gelegenheit, das Gedeihen der pennsylvanisch-deutschen Farms zu betrachten. Das Flussbett des Allegheny windet sich durch hohe Berge und fruchtbare Landschaften, und erinnert sehr an die Thaya bei Znaim, wo Carl Postl das Gymnasium besuchte, oder an den Rhein bei Schaffhausen, wo der Dichter viele Jahre im späteren Leben verweilte.

Das Städtchen Kittanning wurde um das Jahr 1800 gegründet, kurz vor der Organisation von Armstrong County zu gerichtlichen Zwecken. (1805.) Die ersten Ansiedler waren meistens deutscher oder schottisch-irischer Abkunft und beschäftigten sich in verschiedener Weise. Sie betrieben die Vermessung von Ländereien, kauften und verkauften Bauplätze in der Stadt, und verdienten wahrscheinlich mehr durch Landgeschäfte als auf irgend einer anderen Weise. Im Jahre 1825 hatte die Stadt ungefähr zwölfhundert Einwohner und zweihundert Häuser; seitdem hat sie sich ungefähr um das Dreifache vergrössert, aber schwerlich die Erwartungen erfüllt, welche der sehr für sie eingenommene Dichter hegte.

Durch die gütige Vermittelung des Herrn *J. B. Neale*, Richter in Kittanning, wurde mir gestattet, die Steuerlisten und Naturalisationspapiere im Archiv des Rathauses dieser Stadt zu durchforschen, um den Namen Carl Sealsfields oder einen der anderen Namen, unter denen er bekannt wurde zu finden, allein es war ver-

geblich. Wir können daraus den sicheren Schluss ziehen, dass Sealsfield kein Grundeigentum in der Stadt besass, auch kein Geschäft daselbst betrieb und weder im Jahre 1825, noch bei seiner Rückkehr 1827, sein Gesuch um das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten von dort einreichte. Er kann nie länger als ein Jahr in Kittanning geblieben sein, weil er andernfalls eine Wahlsteuer zu bezahlen gehabt hätte und sein Name dann in der Steuerliste zu finden sein würde. Er wohnte vielleicht in einer Wirtschaft oder einem Gasthaus, die unglücklicherweise damals noch keine Register führten, wenigstens ist keines von so frühem Datum aufbewahrt worden. Vielleicht benutzte Sealsfield seine Zeit, um sich in der englischen Sprache zu vervollkommnen, die Geschichte, Gebräuche des amerikanischen Volkes zu studieren und Material für sein Buch über die Vereinigten Staaten zu sammeln.

Durch Unterredungen, die ich mit einigen der ältesten Einwohner von Kittanning hatte, fand ich, dass Sealsfield vollständig vergessen und seine Werke, von denen er manche an diesem Platze schrieb, nun gänzlich unbekannt sind. Die Bevölkerung von Kittanning ist durchaus nicht gleichgültig gegen die Geschichte ihrer Stadt; sie weiss ganz genau, dass an deren Stelle früher ein indianisches Fort stand, welches durch Colonel Armstrong genommen wurde, der dadurch die Ansiedler für immer von den Indianern befreite; es war dies eine der denkwürdigsten Episoden in den Indianerkriegen des westlichen Pennsylvaniens. Aber Sealsfield war nur ein ruhiger Beobachter, niemals bestrebt, eine bedeutende Stellung in der Stadt einzunehmen; er erregte keine Aufmerksamkeit und war bald, wie jeder andere vorübergehende Besucher, vergessen. Wären vor zehn Jahren Nachforschungen angestellt worden, so wären dieselben vielleicht von besserem Erfolge gekrönt worden, allein seitdem sind



viele der älteren Personen, die sich eines guten Gedächtnisses erfreuten, verschwunden. Die jetzt noch vorhandenen bejahrten Leute, die vielleicht im stande wären, Auskunft zu geben, wollen nicht gerne mit so längst vergangenen Zeiten in Verbindung gebracht werden, und wer ihre Gastfreundschaft genossen, muss Rücksicht auf ihre Gefühle nehmen.

In seinem Buch über die Vereinigten Staaten giebt Sealsfield die Anfangsbuchstaben einer Anzahl seiner Freunde und Bekannten. Herr B . . ., „mein Nachbar," wie ihn der Schriftsteller nennt, war Herr *Robert Brown*, einer der ersten Ansiedler und später ein immer hervorragender Bürger von Kittanning; er war der Grossvater vom Richter Neale. Herr *Mechlin*, den er beschreibt, wie er einen anmassenden Kentuckyer demütigt, war vor vierzig Jahren ein wohlhabender Wirt in Butler. Des Autors Freunde P . . . t in Zelienople, 37 Meilen von Kittanning, in deren freundlichem Heim er sich auf der Reise nach Louisiana aufhielt, waren Herr und Frau *Passavant*. Er berichtet wahrheitsgetreu, dass Zelienople von Dr. *Dietmar Basse* gegründet wurde, welcher es nach seiner Tochter *Celie*, der späteren Frau Passavant, benannte. Die *Passavants*, *die Müllers* („die Vereinigten Staaten von Nordamerika" p. 11) und einige andere, alle in der Nähe von Zelienople wohnhaft, gehörten einem feingebildeten deutschen Kreise an, den Sealsfield und alle hervorragenden Reisenden, denen das Glück zu teil wurde, darin zu verweilen, stets mit Bewunderung betrachteten.

Ein Nachkomme der Passavants von Zelienople ist Rev. *W. A. Passavant, D. D.*, zu Pittsburg. Folgender Auszug ist aus einem, auf meine Anfragen erfolgten Antwortschreiben:

„In Bezug auf ihre Fragen teile ich Ihnen mit, dass meine Eltern aus Frankfurt a. M. stammen, und dass

wir mit den Passavants in Basel (ein Bankhaus, das in Sealsfields Briefen häufig erwähnt wird) verwandt sind und mit ihnen in Korrespondenz stehen. Ich besuchte sie als junger Mann im Jahre 1846. Da ich 1821 geboren bin, und der Besuch Sealsfields in das Jahr 1825 oder 1826 fällt, so war ich natürlich zu jung, etwas davon zu hören. Es war zu jener Zeit nichts Ungewöhnliches, dass hervorragende Personen Zelienople besuchten und ich erinnere mich einiger Vorkommnisse, die mit solchen Besuchen in Verbindung stehen, aber die meisten Namen und Erinnerungen sind meinem Gedächtnisse entschwunden. Es fällt mir eine Begebenheit ein, die sich im Jahre 1846 ereignete. Bei einem Frühstück, das der preussische Gesandte Bunsen einigen Herren und dem berühmten egyptischen Reisenden Lepsius gab, redete mich Herr Bunsen zufällig mit meinem Namen an. Mir direkt gegenüber sass ein älterer deutscher Herr, zu der Zeit und lange vorher Konsul der Vereinigten Staaten in Augsburg, der beim Hören meines Namens sehr aufgeregt wurde und erzählte, dass er in dem Jahre 1825, oder um diese Zeit Zelienople besucht und da die glücklichsten Tage seines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten, in einem Kreise liebenswürdiger, feingebildeter Deutschen verbracht habe. Er geriet in ungewöhnlichen Eifer, als er der vergangenen Tage gedachte, in denen er, wie er sagte, „ein Ideal“ von hoher Kultur in dem wilden Westen fand. Für eine Familie schien er sich ganz besonders zu interessieren — die Müllers [1]) aus Hamburg in Deutschland, — in diese Familie hatte der verstorbene Bischof Hopkins von Vermont geheiratet, seine Nachkommen sind reich begabt und von grossem Einfluss in Kirche und Staat. Der Name von Herrn Sealsfield scheint mir bekannt, allein

---

[1]) Cf. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, II p. 11.

ich mag mich hierin irren und ich bedaure das, obgleich ihn meine verehrten Eltern unzweifelhaft in freundschaftlicher Erinnerung behielten, ich nichts Gewisses über ihn zu sagen vermag."

Aus solchen Mitteilungen können wir sehen, dass es Sealsfield, während seines Aufenthaltes in Kittanning und Umgebung, obgleich er scheinbar in eine Hinterwald-Ansiedlung eingesperrt war, doch nicht an gebildetem Verkehr fehlte. Er hatte nicht die Gabe, viele Freunde zu erwerben, die Gesellschaft weniger ihm zusagenden Menschen genügte ihm, konnte er die nicht haben, so blieb er lieber für sich.

Im Oktober des Jahres 1825 verliess Sealsfield Kittanning, um die südwestlichen Staaten zu bereisen und sich dann von New-Orleans aus nach Europa einzuschiffen, um dort die Veröffentlichung seines Werkes über die Vereinigten Staaten zu betreiben. Er fuhr in einem Gig von Kittanning ab und bereiste auf diese Weise die grossen, Landwirtschaft treibenden, Bezirke von Ohio, Indiana und Illinois. Er neigte zu der Ansicht, dass das bessere Gedeihen dieser Staaten der Abschaffung der Sklaverei zu verdanken sei. Pennsylvania war anfangs des Dichters Lieblingsstaat. Er liebte es seiner derben und fleissigen deutschen Bevölkerung wegen, die er das Bollwerk der amerikanischen Freiheit nannte, als sie 1824 und 1828 ihre kräftige Stimme zu Gunsten Jacksons, des Volkskandidaten, erhob. Nachdem er die Hauptpunkte, die an seinem Wege lagen, aufgesucht hatte, fuhr er von Natchez, auf dem Dampfer Helen Mc. Gregor, nach New-Orleans, in welcher Stadt er einige Monate verweilte. Darnach schiffte er sich für Havre ein und kam dort anfangs August 1826 an. Von da reiste er über Rouen nach Paris, alsdann nach Strassburg, Karlsruhe, Heidelberg, Darmstadt und endlich Frankfurt a. M., von wo aus er, wegen Veröffentlichung seiner Werke

über Amerika in Unterhandlung mit der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart trat. Der erste seiner Briefe [1]) an den Freiherrn von Cotta ist vom 26. September 1826 datiert und alle sind Charles Sealsfield unterzeichnet. Da wir hierdurch urkundlichen Beweis besitzen, dass der Dichter diesen Namen schon 1826 benutzte, so liegt keine Ursache vor, daran zu zweifeln, dass er nicht schon die drei vorhergehenden Jahre davon Gebrauch machte.

Sealsfield nennt als Gönner seines Werkes Prinz Bernhard von Sachen-Weimar, Georg Bunsen, Nepomuk Schelble und Dr. Müller; die drei letzten einflussreichen Männer aus Frankfurt a. M. waren vielleicht dieselben, welche es unternahmen, des Dichters deutschen Stil, von dem er selbst sagt, dass er durch sein englisches Sprachgefühl beeinflusst sei, zu verbessern. Das Buch erschien 1827 in zwei Bänden unter dem Titel: „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach ihrem politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse betrachtet," von *Charles Sidons*, einem Pseudonym, das der Dichter nie wieder benutzte. Der erste Band befasst sich mit der politischen Lage im Jahre 1824, vom Standpunkte eines Bewunderers von Jackson; er betont die Wichtigkeit der leitenden religiösen Sekten im gesellschaftlichen Leben und den vorherrschenden Einfluss der Bibel in allen Teilen des Landes. Der zweite Band beschreibt Sealsfields Tour von Kittanning nach New-Orleans in den Jahren 1825 bis 1826, und ist für die heutigen Leser weniger interessant, obgleich würdig, dem Buch des Prinzen Bernhard von

---

[1]) Diese Briefe wurden von V. Hamburger, zusammen mit einer verdienstvollen biographischen Skizze in einer Monographie unter dem Titel: „Sealsfield-Postl," Wien 1879, veröffentlicht. Die Briefe an Cotta werden auch hier, etwas zahlreicher, wiedergegeben.

Sachen-Weimar (Leipzig 1829, 2 vols.), das dessen Reisen in den Vereinigten Staaten beschreibt und seines hohen Verfassers wegen grosses Aufsehen erregte, zur Seite gestellt zu werden. Beide Werke zeichnen sich durch ihr gerechtes Urteil über amerikanische Institutionen und lokale Gebräuche aus, „und wirklich sind die Deutschen," so sagt die *Southern Review* von 1829 in einem Artikel über des Prinzen Buch, „das einzige Volk, welches ein annähernd gerechtes Urteil über Amerika hat." Prinz Bernhard ist jedoch ein mehr sentimentaler Reisender als Sealsfield; letzterer schrieb mit dem praktischen Zweck, der Masse von Einwanderern aus allen deutschen Kreisen Auskünfte zu geben, die ihnen von Nutzen sein könnten.

Im November 1827 reiste Sealsfield nach London, um John Murray eine englische Ausgabe seines Buches anzubieten, das auch bei diesem unter dem Titel: „*The United States of North America as they are, in their political, religious and social bearings,*" im Jahre 1828 erschien.

Der Autor, der einen grösseren Gewinn von nachfolgenden Ausgaben erwartete, nahm Murrays Vorschlag, das Buch zu kaufen, nicht an. Aber unglücklicherweise wurde der Verkauf des Werkes seiner unkonservativen Ansichten wegen nicht so eifrig betrieben, und so kam der Verfasser um seinen erwarteten Gewinn. Ein Teil des zweiten Bandes der deutschen Ausgabe wurde von Murray nicht angenommen, aber später von der Londoner Firma „Hurst, Chance & Co." unter dem Titel: „*Americans as they are, described in a Tour through the Valley of the Mississippi,*" herausgegeben. Von diesem Buch spricht Sealsfield in seinen Briefen als: „*Das Mississippi-Thal.*"

Hurst, Chance & Co. veröffentlichten auch Sealsfields berüchtigtes Buch „*Austria as it is*", *or* "*Sketches of Continental Courts by an Eyewitness*", London, 1828. Das

Werk kann einen Antiquar schon deswegen interessieren, weil nur noch zwei Exemplare davon zu existieren scheinen, eines in der Bibliothek des britischen Museums in London, und das andere hier zu Lande im Besitz der Library Company of Philadelphia. Obgleich dieses Buch anonym veröffentlicht wurde, wissen wir doch bestimmt, dass es von Sealsfield geschrieben war, da er sich selbst sowohl bei Elise Meyer als auch bei Kertbeny als Verfasser bekannte. Auch auf dem Titelblatt von „Americans as they are“ (die Übersetzung eines Teiles des zweiten Bandes von Sealsfields „Vereinigte Staaten von Nordamerika“) lesen wir, das dieses Werk von demselben Verfasser herrührt, als „Austria as it is“.

Kertbeny [1]) erzählt folgendermassen, wie ihm diese Kunde zu teil wurde: „... eines Tages... holte er (Sealsfield) mir plötzlich ein englisches Buch aus dem geheimnisvollen ersten Stockwerke herab. Da er mich als gedächtnisscharfen Bibliographen kannte, so belustigte es ihn offenbar, mein Erstaunen zu sehen. Es war das nun längst vergessene, einst aber wie eine Brandfackel verschrieene Buch „Austria as it is“. Dies merkwürdige, höchst rücksichtslose und von seltener Kenntnis der Verhältnisse zeugende Werk ward in den dreissiger Jahren in alle europäischen Sprachen übersetzt — in die französische bei Bossange; und dann kenne ich noch eine schwedische und eine spanische Ausgabe — aber ebenso entschieden auch von der Wiener Staatskanzlei verfehmt, demnach sich der ganze deutsche Bund beeilte, diese Ketzerei „bei Tod von Henkershand“ zu verbieten Vergeblich suchte man nach dem Autor. Litteraturhistoriker erklärten zuletzt, jener Verfasser sei, mit Bezug auf Unenträtselbarkeit, ein zweiter Junius. Dies erzählte ich,

---

[1]) Kertbeny: Erinnerungen an Charles Sealsfield. Brüssel und Leipzig 1864. p. 27. 29.

wissenseitel, Sealsfield. Er erwiderte trocken: „Nun, dies war das erste Buch, das ich je drucken liess.“ Und bei einem späteren Besuche Kertbenys sagte Sealsfield, er habe nicht ihm „die erste Entdeckung seiner Autorschaft gemacht, bloss ihm als dem ersten das Recht gegeben, dies öffentlich zu behaupten.“

Der flüchtige Kreuzherrenmönch aus Prag hatte schon lange eine Gelegenheit gewünscht, mit dem Metternich'schen System der Tyrannei in Österreich Abrechnung zu halten. Er nahm die Gelegenheit zur Rache wahr, als er sein bemerkenswertes Buch „Austria as it is“ schrieb, welches wir als Carl Postls Beichte über die Leiden, welche er als Jüngling und Mann erduldet hatte, betrachten können. Da seine Feder wahrhaft in Gift getaucht scheint, ist es nicht zu verwundern, dass Sealsfields Schrift in seinem Vaterlande auf der Liste der „verbotenen Bücher“ stand, wodurch der Besitz dieses geächteten Buches oder die Beihilfe zur Verbreitung desselben ein Hauptverbrechen wurde.

Wichtige „Mitteilungen aus unbekannten Aktenstücken“ über die Verbreitung des Werkes in Österreich wurden von Dr. August Weiss in der Beilage (No. 270) zur Allgemeinen Ztg. (No. 324. München, den 22. Nov. 1895) veröffentlicht. Dr. Weiss [1]) berichtet über seine Forschungen wie folgt:

„Die im Archiv des Ministeriums des Innern erhaltenen Akten der „K. K. obersten Polizei- und Zensur-Hofstelle“, die dieses anonym erschienene Pamphlet betreffen, sagen auch nichts von einer grossen Verbreitung oder absonderlichen Wirkung dieser Schrift. Der betreffende Fascikel enthält zunächst eine Anzeige an den Präsidenten

[1]) Von demselben Verfasser erschien auch kürzlich eine Besprechung einiger Teile von „Austria as it is“, cf. Die Gegenwart, Bd. XLIX No. 16. „Charles Sealsfield-Postl und Grillparzer“. (Berlin, d. 18. April 1896.)

dieser obersten Polizeibehörde, Grafen Sedlnitzky, von Seiten des Polizei-Oberdirektors von Wien, Aloys Edlen v. Persa, dass, „eine zu Paris erschienene boshafte Schmähschrift „L'Autriche telle qu'elle est“ hierorts (von den Buchhandlungen Gerold und Schaumburg) unter der Hand veräussert werde . . . jedoch nur unter vieler Vorsicht an sattsam bekannte und verlässige Kundschaften. . . .“ Die Schrift wird als „dreistes, verleumderisches Libell“ bezeichnet und es wird die Vermutung ausgesprochen, „dass bereits mehrere Exemplare an Mann gebracht und noch mehrere vorrätig gehalten werden mögen.“ Ferner wird gesagt, dass „nicht nur neue Bestellungen gemacht wurden, sondern auch Franck in Stuttgart und Brockhaus in Leipzig eine deutsche Übersetzung beabsichtigen“ und dass „sich auch nach Ungarn einige Exemplare verbreitet haben sollen“. Persa macht die Anzeige, damit nach Sedlnitzkys „Ermessen die Weiterverbreitung jener niedrigen Schmähschrift und die beabsichtigte deutsche Übersetzung möglichst verhindert“ werde. Die Anzeige ist vom 10. Oktober 1828 datiert. Am 14. Oktober richtet Graf Sedlnitzky gleichzeitig ein Dekret an das k. k. Bücherrevisionsamt in Wien und ein Schreiben an den Polizei-Oberdirektor Persa, in denen er den Auftrag giebt, dass die Warenlager der beiden Firmen und auch ihre „sowohl daselbst als in ihrer Wohnung oder anderwärts befindlichen geheimen Behältnisse und Magazine mit der nötigen Umsicht und Sorgfalt untersucht werden“. Sedlnitzky nennt „Austria as it is“ „eine streng verbotene höchst anstössige Schmähschrift“ und bezeichnet „das in hohem Masse strafbare Verfahren der beiden Buchhandlungen . . . nicht bloss als Übertretung der allgemeinen Zensurgesetze, sondern auch als eine höchst unpatriotische Handlung“.

„Ob diese Anordnung von Erfolg begleitet war, erfahren wir nicht. Ausser diesen zwei Aktenstücken findet

sich in dem Archiv der Polizei-Hofstelle nichts vor, das sich auf jene Anzeige bezieht, und dieser Umstand deutet darauf hin, dass es eben keinen Anlass gab, die Angelegenheit weiter zu verfolgen, und dass die Zahl der nach Österreich eingeschmuggelten Exemplare sich kaum mehr vergrössert hat, wie auch bemerkt werden muss, dass in beiden Aktenstücken wohl sehr viel von der Anstössigkeit dieser Schrift, aber nicht von einer grossen Verbreitung oder gefährlichen Wirkung derselben die Rede ist.

„Es ist also erst die französische Übersetzung von „Austria as it is“ nach Wien gedrungen, die, wie man aus dem Datum der Anzeige Persas schliessen kann, jedenfalls vor dem Oktober, also wahrscheinlich im Laufe des Sommers 1828, erschienen sein dürfte. Dem Grafen Sedlnitzky war jedoch das englische Original schon lange bekannt. Vielleicht erfuhr er davon zuerst aus einem an ihn gerichteten Privatbrief eines englischen Vertrauensmannes Namens Cowley, der dem Präsidenten der Polizei-Hofstelle zugleich mit diesem ein Exemplar von „Austria as it is“ sandte. Der dem betreffenden Fascikel beiliegende undatierte Brief tadelt das schlechte Englisch der Schrift, und behauptet, dass, „so schlecht wir (die Engländer) sind, dieses Werk nicht von einem Engländer herrühre.“

„Es bietet sich doch eine zureichende Bestätigung dafür, dass Postl den Druck von „Austria as it is“ (in London) nicht überwacht haben kann, was jedem österreichischen Leser sofort aus der Menge und der Art der Druckfehler klar wird, von denen es in dem Buche wimmelt. Es sind nämlich fast alle österreichischen Orts- und Personennamen fürchterlich entstellt abgedruckt. So heisst es Fylau für Iglau, Znayra statt Znaim, Ratz, Kremsk, Potten, für Rötz, Krems, Pölten. Das kann nur damit erklärt werden, dass der Abdruck und die Korrektur des Buches nicht von Sealsfield, sondern von einem

Engländer, dem diese Namen gänzlich fremd waren, geleitet wurde.“

„Was die französische Ausgabe von „Austria as it is“ (L'Autriche telle qu'elle est, ou chronique secrète de certaines cours d'Allemagne par un temoin oculaire. Paris, A. Bossange, 1828), anbelangt, so beweist die genaue Wiedergabe sämtlicher obenerwähnter Druckfehler, dass die französische Ausgabe unbedingt von fremder Hand sein muss und dass sie auf Grundlage des englischen Originals und wahrscheinlich ohne Autorisation von Seiten Sealsfields gefertigt wurde, da er ja sonst Vorsorge getroffen hätte, dass die Namen richtig zum Abdruck kämen. Von der schwedischen und spanischen Übersetzung von „Austria as it is“, von denen Kertbeny spricht, haben wir keine Spur finden können.“ — —

Zum Motto für „Austria as it is“ wählte sich der Verfasser eine Xenie von Goethe, die er auf folgende Weise übersetzte:

„And yet 'tis surely neither shame nor sin
To learn the world and those that dwell therein.“

Die ersten Opfer, über die Sealsfield seine Geissel der Gerechtigkeit schwang, waren die verschiedenen Fürsten der deutschen Kleinstaaten. Dann folgt die Beschreibung seiner Reise durch Süddeutschland, Sachsen, Böhmen, Mähren und das eigentliche Österreich. Seine Bemerkungen über das Leben der österreichischen Bauern, das Kirchweihfest und die Hilfsquellen des Landes, zeigen deutlich, dass der Schreiber ein Österreicher war. Sein Urteil über die österreichische Aristokratie ist selbstverständlich ein sehr günstiges. Sie ist die Hauptstütze der Nation. „Die Aristokratie von England ausgenommen,“ schreibt er, „ist augenblicklich keine andere, die so unzweifelhaften Anspruch auf Achtung hat.“ Sealsfields Urteile über Politik sind nie ganz unparteiisch und wohl-

überlegt, sie sind die Stimme eines an dem Kampf Beteiligten, dessen Mitgefühl gewöhnlich auf Seiten der Schwachen und Unterdrückten ist. Er hat eine Spürnase für Neuigkeiten und es mag nicht wenig zum Erfolg seines Buches beigetragen haben, dass er einige frische Hofintriguen und Skandalgeschichten ans Licht brachte. Die Kapitel, welche den Charakter des Kaisers Franz, Metternichs und Napoleons behandeln, sind von bleibendem Wert, stammen sie doch aus der Feder eines scharfsichtigen Augenzeugen der Jahre 1813—23, dessen Beruf als Priester und Ordenssekretär ihm genug Gelegenheit bot, aus den besten Quellen zu schöpfen.

In Anbetracht der schweren Zugänglichkeit dieses interessanten Werkes sollen einige Charakterschilderungen hier Platz finden.

Der Kaiser Franz. p. 111 f.

„Wo die grössten Geister fehlgingen, waren die österreichischen Monarchen aus Mangel an Geist erfolgreich, und indem sie sich auf gleicher Höhe mit dem allgemeinen Verständniss halten, sind sie weder träumerisch noch phantastisch und verfehlen deshalb selten ihre Absicht.“

„Da, in dem Privatkabinet kann man eine aufrechte Gestalt mittlerer Grösse sehen, die rechte Hand leicht auf einen Mahagonitisch gestützt, eine ausserordentlich schlanke Figur, von länglichem Kopfe gekrönt, dessen grosse blaue Augen offen und aufrichtig erscheinen würden, wären sie nicht durch ein drohendes Blinzeln entstellt. Die Wangen sind lang und schmal und haben offenbar auf all ihr Fleisch zu Gunsten des Kinns verzichtet, die dicken Lippen vermögen bei leichtem Neigen des Kopfes gutmütiges Wohlgefallen, aber ebensowohl

hämische Bösartigkeit auszudrücken. Lässt man die Augen an einer sehr lose zusammengesetzen Form, Beinen, an welchen keine Unze Fleisch übrig gelassen, und Stiefeln, welche an einem Paar ebenfalls schlecht beschaffener Füsse hängen, herabgleiten, so hat man den Abkömmling von neunzehn Kaisern und gegenwärtigen Beherrscher von Österreich vor sich."

„Von seiner Thronbesteigung 1792—1811, als er in die Hände Metternichs fiel, liess sich Franz nur von den besten Grundsätzen der österreichischen Monarchie und ihrer machtvollen Obligarchie leiten, und kämpfte gegen die französische Nation mit einer Festigkeit und zunehmenden Beharrlichkeit, welche keine verlorene Schlacht, kein Verrat oder Missgeschick zu erschüttern vermochte, und welche man von einer mächtigen Aristokratie, deren sämtliche Interessen auf dem Spiele standen, erwarten konnte. Während der ganzen Periode, in der er von seinen Generalen verraten, und von Preussen und Russland, seinen Verbündeten, nach den schrecklichen Niederlagen von Marengo und Ulm, verlassen war, verlor Franz keinen Augenblick sein natürliches Phlegma und seine unbeschreibliche Gleichgültigkeit. Er zeigte keinerlei Trauer und unterbrach nicht seine Lieblingsbeschäftigungen, nämlich Siegellack machen, Besorgung seiner Tauben und Violinspielen, welche er, solange er sich in Wien aufhielt, so regelmässig betrieb wie seine laufenden Regierungsgeschäfte. Gerade wie ein wohlhabender Gastgeber, der eben ein Dutzend Flaschen Champagner durch Wetten verloren hat, seinem Kellermeister den Auftrag geben würde, vor Tisch noch ein Dutzend zu besorgen, so sagte Franz zu seinen Ministern, als er eine Schlacht verloren hatte: „Nun könnt Ihr Euch nach einer anderen Armee umsehen."

„Von dem Augenblick an, in dem sich Franz ganz in Metternichs Hände gab, ist auch keine Spur mehr von

der Aufrichtigkeit und Offenheit zu finden, mit welcher er, ungeachtet der schwankenden Unerfahrenheit seiner Jugend, sich sicher durch alle Stürme und Stadien seiner politischen Laufbahn gesteuert hatte. Seine Unterwürfigkeit gegen seinen Schwiegersohn war selbst diesem zuviel; aber der arme Napoleon war zu wenig Höfling, um die Absichten seines Schwiegervaters und dessen Räte zu durchschauen. Als er mit seinem Schwiegersohn in Dresden war, besuchte ihn dieser am Tage nach seiner Ankunft. Kurz und bündig, wie dessen Art war, bot er ihm Schlesien gegen das damals im österreichischen Besitz befindliche Polen an. Metternich wurde aus dem Nebenzimmer gerufen. Die Verhandlungen wurden wärmer und Franz sagte auf deutsch zu seinem Minister: „Ich will weder sein Schlesien, noch gebe ich Polen auf, sage ihm auch, dass ich seine ganze Art nicht mag; er werde uns heute Schlesien geben und es morgen wieder wegnehmen, wie er es jetzt dem armen Teufel, dem König von Preussen wegnimmt. Er hat auch sein Wort nicht gehalten und uns Triest und andere Plätze zurückgegeben, wie er mir versprochen hatte.“ „Was sagt er?“ fragte Napoleon, der bei den rauhen Lauten des österreichischen Dialektes ärgerlich wurde. „O nichts,“ antwortete Metternich, „nichts als die aufrichtigsten Versicherungen seiner unzerrüttbaren Hochachtung und Anhänglichkeit an Eure Kaiserliche Majestät.“ Einige Stunden später sagte Seine österreichische Majestät lachend zu einem Vertrauten: „Mein Metternich ist ein ausgezeichneter Kerl, um jemand ein X für ein U vorzumachen.“

Der Charakter Napoleons. p. 24 f.

„Napoleon bemerkte endlich, dass die Prager Allianz zu seinem Verderben geschlossen war. Sein Charakter beantwortet die Frage, warum er einen, unter so gün-

stigen Bedingungen angebotenen Frieden zurückwies. Es war Wut, der Wunsch, sich zu rächen und den Herrscher, den er hasste und der ihn jetzt überlistet hatte, zu demütigen, ja, vielleicht ganz zu vernichten. Ein Geist wie der seine, kraftvoll und trotzig, unter militärischer Zucht aufgewachsen und nicht gemildert durch den Einfluss der höheren gebildeten Stände, gewohnt, zu befehlen, aber nicht, sich mit Würde zu unterwerfen, konnte es nicht ertragen, Frieden bei denen zu suchen, die er früher in seiner Gewalt hatte. Er empfand nur den ungeheuren Verrat von Österreich, und wie ein wütender Fechter, der, obgleich seinem weniger geschickten, aber kaltblütigen Gegner an Kraft weit überlegen, sich diesem gegenüber doch Blössen giebt, so ging er mit jenem Ungestüm, das den ersten Grund zu seinem Ruin legte, vorwärts. Die erste Schlacht nach der von Dresden machte dieses klar, sein ganzer Groll fiel auf Österreich und, um seinen Rachedurst zu stillen, schickte er eine Armee in die verwickelten Engpässe Böhmens unter seinem grausamsten, aber unerfahrensten General, dem wohlbekannten Vandamme."

Franz und Alexander. p. 119 f.

„Nie war ein Fürst in eine wichtigere Frage verwickelt, als Franz im Jahre 1813. Als Alexander und Friedrich Wilhelm in Prag ankamen, waren ihre Armeen geschlagen und ihre Kriegsrüstungen kaum begonnen; die preussischen Festungen, sogar Danzig, in den Händen Napoleons, dessen siegreicher Armee von 150 000 Mann sie nur 50 000 gegenüberzustellen hatten. Da die Jahreszeit günstig war, mussten Preussen und Russland fallen. Auf der anderen Seite, mit dem Herzog von Wellington in Spanien vorrückend, Franz unzufrieden und

Deutschland unter seinem Joche schäumend und voll Eifer dasselbe zu brechen, war Napoleons Situation ebenso verzweifelt, und er, der sich unter keinen Umständen Franz beugen wollte, musste sich unterwerfen. Das Schicksal Europas lag in den Händen von Kaiser Franz.“

„Er gab sich ganz in Metternichs Hände und wurde so von dem Haupt der Verbindung ein Werkzeug Alexanders. Dieser Monarch zeigte sich bis zum Fall von Paris unterthänig gegen Franz; dann dünkte ihm dies nicht mehr nötig und ehe Franz daran dachte, hatte Napoleon seinen Thron verloren. Russland erntete in Wahrheit die ganze Frucht dieser Kriege, vernichtete einen mächtigen Nebenbuhler, erschöpfte die Kräfte seiner Nachbarn und Bundesgenossen, England, Österreich und Deutschland über alle Begriffe, und ebnete so seinen Weg zur Universal-Monarchie.“

Der Charakter Metternichs. p. 144 f.

„Niemals war ein Mann mehr verachtet und gefürchtet als Metternich. Von der Ostsee bis zu den Pyrenäen, von der türkischen bis zur holländischen Grenze herrscht, was diesen Minister betrifft, nur eine Stimme, die der Verdammung. Er wurde im Jahre 1810 zum Minister des Äusseren an Stelle des Grafen Stadion ernannt. Durch ihn wurde Napoleons Aufmerksamkeit auf die Prinzessin Marie Louise gelenkt. Das tiefe Geheimnis, mit dem er die österreichischen Pläne während des französischen Feldzuges in Russland und dem Kongresse in Prag zu umgeben verstand, wird als das Meisterstück seines diplomatischen Genies betrachtet. Napoleons Stolz und ungezügelte Selbstsucht, welche es ihm unmöglich machten mit anderen als mit seinen

eigenen Augen zu sehen, trugen mehr dazu bei, ihn zu täuschen und darnach ganz zu vernichten als Metternich selbst. Metternich ist sicherlich ein Mann von grossem Talent, seine Staatskunst ist furchtbar konsequent, und niemals hatte die menschliche Freiheit einen schlimmeren Feind. Aber sein Wissen ist nur oberflächlich, er ist ein unbedeutender Rechtsgelehrter und ein vollständiger Einfaltspinsel im Finanzwesen. Seine Fähigkeiten sind nur die eines Höflings im schlimmsten Sinne des Wortes. Während er die Genüsse und Laster anderer unterstützt, baut er seine Pläne auf ihre Schwachheiten und Steckenpferde. In der Kunst, die schwachen Seiten seiner Vorgesetzten auszufinden und sich ihnen für ihre Tollheiten unentbehrlich zu machen, ist er Meister. Seine Selbstbeherrschung unter den schwierigsten und verwirrendsten Umständen, sein sicherer und feiner Takt im Beurteilen der Charakter, die Leichtigkeit, mit der er zu dem Vertrauen und den Geheimnissen der über ihm Stehenden gelangte und mehr als alles andere seine unnachahmliche Anmut im Lügen, welche, wie man sagt, mit einer Unverfrorenheit ausgeführt wird, so dass es für ein menschliches Wesen ganz unmöglich ist, ihn aus der Fassung zu bringen; dies sind Metternichs vorherrschende Charakterzüge."

„Die Art und Weise, in welcher Metternich seine Massregeln zur Ausführung bringt, ist auf jeden Fall einzig. Mit der genausten Kenntnis von jedem Charakter, mit dem er zu unterhandeln hat, verbindet er eine Sicherheit in der Auswahl seiner Instrumente, die nicht weniger erstaunlich ist. Gleich einer riesigen Spinne hat er sein Netz über ganz Europa gespannt, und in jeder Hauptstadt hält er seine Spione, eine lebendige Gallerie von Metternichianern. Es wird wohl erlaubt sein, zu behaupten, dass er als Diplomat und politischer Intrigant einzig dasteht; allein damit hat sein

Können ein Ende. Wo mehr als intrigieren und ein ränkevolles Verfahren verlangt wird, reicht seine Begabung nicht aus. Als Staatsmann, wenn wir ihn so nennen können, ist er sehr unbedeutend, wenn man unter diesem Namen einen Mann versteht, der die wahren Interessen seines Fürsten und Landes wahrnimmt und nach einem wirklich grossartigen Plane handelt."

Zu einer Abhandlung über österreichische Litteratur übergehend, beklagt Sealsfield das Los des Dichters Grillparzer, von dem er mit Bewunderung spricht. „Ein mehr gefesseltes Wesen," fährt er fort, „hat sicher niemals existiert. Ein Schriftsteller in Österreich darf weder die Regierung, noch einen Minister, noch die Hierarchie, wenn sie mächtig ist, noch die Aristokratie, beleidigen. Er darf weder liberal, noch philosophisch noch humoristisch sein, kurz, er darf gar nichts sein."

Das Vorwort des Buches giebt an, dass der Verfasser, ein geborener Österreicher, sein Vaterland nach fünfjähriger Abwesenheit wieder besuchte und dass er den status quo, so wie er ihn in den folgenden Zeilen beschreibt, fand. Sealsfield jedoch hatte das Land seiner Geburt weder im Jahre 1826, noch 1827 aufgesucht, was klar aus seiner Korrespondenz mit Cotta hervorgeht; er war noch nicht Bürger der Vereinigten Staaten und durfte es folglich nicht wagen, ein Land zu betreten, in dem er sich einer Verhaftung aussetzte. Er urteilte vielleicht ganz richtig, dass der status quo in Österreich sich seit 1823 nicht geändert habe, was wohl Metternich zu verdanken war, — und sein Versuch, den Leser in Betreff seiner Reise irrezuführen, ist um so mehr zu verzeihen, als er dadurch seinem Buche den Reiz der Neuheit verlieh.

Der Dichter blieb länger in London, als er be-

absichtigt hatte, da er genötigt war, die Korrekturbogen seines in John Murrays Händen befindlichen Werkes zu lesen. Sein Englisch machte ihm vielleicht noch mehr Mühe als sein Deutsch, denn obgleich er fähig war, sich in der französischen, deutschen und englischen Sprache gleich fliessend auszudrücken, ging es ihm doch wie den meisten Vielsprachkundigen, er war in keiner vollständig zu Hause. Nichtsdestoweniger zerfetzte er die englische Sprache mit einer Kühnheit, die nur derjenigen gleichkam, mit der er seine Anklagen und Enthüllungen in die Welt schleuderte.

Die Kosten seines Londoner Aufenthaltes erschöpften bald des Dichters augenblickliche Mittel. Da er seine Verlegenheit den englischen Verlegern, aus Furcht, von ihnen übervorteilt zu werden, nicht mitteilen wollte, so wandte er sich an den Freiherrn von Cotta und bat ihn um ein Darlehen von vierzig Pfund Sterling. J. G. Cotta, der dem unbekannten Schriftsteller bereits, ehe er Deutschland verliess, eine bedeutende Summe vorausbezahlt hatte, war anfangs nicht willig, auf dessen Vorschlag einzugehen, und liess seine Briefe unbeantwortet. Der bedauernswerte Dichter hatte deshalb für einige Zeit ebenso sehr mit seinen Gläubigern zu kämpfen, wie ehemals die berühmten Einwohner von Grubstrasse. Er sandte Cotta endlich seinen Vertrag mit Murray als Sicherheit für das Darlehen, woraufhin ihm der deutsche Verleger das Geld zuschickte und so dem Dichter die Rückkehr nach Amerika ermöglichte.

Er segelte am 17. Juni von Havre ab und kam nach einer stürmischen und gefahrvollen Reise im September in New-York an. Darnach hielt er sich sieben Wochen in Philadelphia auf, wo er in seiner Wohnung 236 Spruce Strasse Tag und Nacht als Korrespondent für Cottas deutsche Journale arbeitete. Eine Liste der eingesandten Artikel, die der Schriftsteller, im Falle sie nicht für die

Zeitschriften passend waren, in einem Band für sich unter dem Titel „Amerikanische Canthariden“ zu veröffentlichen vorschlug, befindet sich in Sealsfields Brief an Cotta No. 14, ohne Datum.

Die meisten dieser Skizzen wurden jedoch niemals veröffentlicht, weder in Cottas Journalen, noch gesammelt in einem Bande.

Während seines Aufenthaltes in Philadelphia hielt Sealsfield eine ganze Anzahl von täglichen, wöchentlichen und monatlichen Zeitschriften und er scheint keine Ausgabe gescheut zu haben, um sich neues und interessantes Material zu verschaffen. Da er jedoch von Cotta nicht die Unterstützung erhielt, welche er sich zu beanspruchen berechtigt glaubte, brach er alle Beziehungen zu der Stuttgarter Firma ab und zog sich nach seinem vormaligen Wohnort Kittanning zurück, wo er im stande war, bedeutend billiger zu leben. Zu dieser Zeit lächelte ihm das Glück nicht. Allen seinen Erwartungen widersprechend, brachten ihm seine englischen Ausgaben gar nichts ein, und von seinen deutschen Arbeiten konnte er nur wenig erwarten, nachdem Cottas Darlehen und Vorschüsse abgezogen wurden. Die übrige Zeit des Jahres 1827, bis zum März 1828, war Sealsfield mit seinem ersten Roman beschäftigt, der den Titel führt: *„Tokeah or the White Rose, an Indian Tale“*, und 1828 von Carey, Lea & Co., Philadelphia, veröffentlicht wurde. Er bot Cotta eine deutsche Übersetzung dieser Erzählung an, allein da er keine Antwort erhielt, verschob er die deutsche Bearbeitung für mehrere Jahre.

Für seine englische Ausgabe des „Tokeah“ muss der Autor eine Summe erhalten haben, welche es ihm ermöglichte, nach Mexiko zu reisen, wo er sich, scheint es, bis 1829 aufgehalten hat. Er besuchte erst die bedeutendsten Städte, Vera-Cruz, Pueblo, Mexiko und andere. Das Land war damals in einem chronischen

Bürgerkrieg verwickelt, den die Anführer, die sich im Kampf gegen die Gachupins oder Spanier hervorgethan hatten, immer aufs neue schürten. Die massenhaften Spuren dieses grossen, eben erst beendeten Kampfes, begeisterten den Dichter zu seinem fesselndsten historischen Roman „Der Virey und die Aristokraten". Er bereiste auch den malerischen südlichen Teil von Mexiko, ein Unternehmen, welches damals mit grossen Gefahren verknüpft war, und dessen litterarische Frucht erst vierzehn Jahre später, in der spannenden Novelle „Süden und Norden", zur Reife gelangte. Das Buch erwähnt nebenbei die Möglichkeit, durch Handel mit mexikanischer Cochenille und Indigo grossen Gewinn zu erzielen. Vielleicht spekulierte Sealsfield selbst, mit eigenem oder geliehenem Gelde, in diesen Artikeln; wenn wir dieses annehmen, so ist es uns leichter verständlich, wie es ihm schon nach wenigen Jahren möglich war, an den Erwerb einer Pflanzung in Louisiana zu denken.

Nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten 1829, wurde er durch einflussreiche Freunde zum Redakteur des „Courrier des États Unis" in New-York, des Hauptorgans der französisch sprechenden Bevölkerung von Amerika, ernannt. Besitzer der Zeitung wurde bald Joseph Bonaparte, Exkönig von Spanien und Bruder Napoleons I., welcher ein nützliches Werkzeug in den Händen der Bonapartisten daraus machen wollte. Der Graf von Survilliers, wie sich Joseph Bonaparte im Exil nannte, hatte sich eine Besitzung am Delaware-Fluss, nahe Bordentown im Staate New-Jersey, gekauft, welche er Point Breeze taufte.

Sonntags besuchte der Graf häufig das Haus Stephen Girards in Philadelphia, wobei er manchmal von Freunden oder hervorragenden Franzosen begleitet war. (Siehe *Ingram*, Life of Stephen Girard, Philadelphia 1887.) Es

ist durchaus nicht unmöglich, dass bei einem dieser ungezwungenen Sonntagsdiners der Exkönig die Redakteure seiner New-Yorker Zeitung, Sealsfield und Felix Lacoste (letzterer zugleich sein Privatsekretär), dem betagten Girard vorstellte. Dies würde Sealsfields genaue Bekanntschaft mit Girards Charakter und den Einzelheiten seines häuslichen Lebens erklären, wie er sie in der Erzählung „Morton oder die grosse Tour“ verrät. (S. Kap. VI. „Das Lever des alten Stephy“ oder „We are in a Free Country“.) Die meisten der in diesem Buche befindlichen Girard-Anekdoten können aber einen anderen Ursprung gehabt haben, sie dürfen nämlich *Simpsons* vielverbreiteter, obgleich tadelnder Biographie von Stephen Girard (erschienen im Jahre 1832) entlehnt worden sein.

Die Vermutung, dass Sealsfield zu einer Zeit, ähnlich wie Morton, in Girards Dienste gestanden, ist gänzlich unbegründet. Sein Name erscheint nicht in den hinterlassenen Geschäftspapieren des Kaufmannes, welche im Archiv des Girard-College in Philadelphia erhalten werden. Alle von ihm Angestellten, welche zwischen den Jahren 1820—30 Bezahlung erhielten, werden dort genannt.

Als Mitredakteur des „Courrier“ kam Sealsfield mit vielen bedeutenden Männern in Berührung, nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa, das er bald darauf besuchte. Dies war jedoch der einzige bleibende Vorteil, den er aus seiner Verbindung mit der Zeitung zog, denn es fehlte jede Aussicht auf journalistischen Erfolg.

„Unser Wirken glich einem Duell,“ sagte der Dichter zu Kertbeny, als er mit ihm über die Vergangenheit sprach, „von Standpunkten aus, die zweitausend Meilen voneinander entfernt waren. Schrieb ich heute einen möglichst scharfen Artikel, so hatten wir alle ihn schon längst vergessen, wenn 3—4 Monate darnach uns französische Journale mit ebenso heftiger Antwort zukamen. Dies schien auf die Dauer kindisch. Der Exkönig sah

dies auch endlich ein.“ Als 1830 die Julirevolution in Frankreich stattfand, hatte unser Dichter seine Stellung schon aufgegeben, aber er war noch mehrere Jahre in dem Interesse Joseph Bonapartes thätig. Auf wiederholte Anfragen bei den gegenwärtigen Inhabern des „Courrier des Etats Unis“ in New-York, Sealsfields journalistische Thätigkeit betreffend, kam mir die Antwort zu, dass sie keine Kenntnis von Sealsfield besässen und nichts davon wüssten, dass er je Redakteur gewesen. Auch wurde mir die überraschende Mitteilung gemacht, dass Joseph Bonaparte niemals Besitzer ihrer Zeitung war.

Der Dichter reiste nun südwärts nach Louisiana und wurde dermassen von der Red River-Gegend hingerissen, dass er sie zum Schauplatz mehrerer seiner spannenden Romane machte. Er schien von dem Wunsche beseelt, ein südlicher Pflanzer zu werden und deponierte, seiner Angabe nach, all sein Geld in New-Orleans in einer Bank. Als er später nach der Stadt zurückkam, um sein Geld zu holen und damit Sklaven für seine am Red River gelegene neu erkaufte Pflanzung zu erwerben, bewirtete ihn sein Bankier drei Tage lang königlich und erklärte am vierten seine Insolvenz. Dieser Bankkrach von 1830 war vielleicht identisch, oder doch in Verbindung mit dem Fallissement der Planters-Bank von New-Orleans, der in demselben Jahre stattfand, viele Unternehmungen ruinierte und viele Prozesse zur Folge hatte, von denen einige, wie mir mitgeteilt wurde, heute noch schweben. Da Sealsfield nicht mehr die Mittel besass, um seine Arbeit erfolgreich zu beginnen, so sah er sich genötigt, seine Plantage zu vermieten. Mit dem wenigen, was er aus seinem finanziellen Schiffbruch gerettet hatte, wurde er, so heisst es, Teilhaber in einem Baumwollen-Geschäft zu Alexandria am Red River. Wenn dies glaubwürdig ist, so wurde der Vertrag ohne Zweifel durch einen öffentlichen Notar geschlossen und die Urkunde darüber,

dem Gesetz zufolge, in dem Stadthaus zu Alexandria aufbewahrt. [1]) Unglücklicherweise ist das Gebäude mit allem, was es enthielt, während des Bürgerkrieges verbrannt worden und sind somit alle weiteren Nachforschungen abgeschnitten. Aus ähnlichen Gründen ist es unmöglich, irgend welche bestimmte Auskunft über des Dichters Pflanzung am Red River zu erlangen.

Der Verlust seines Geldes kann als Wendepunkt in Sealsfields Leben betrachtet werden. Wäre es ihm möglich geworden, seinen Plan auszuführen, so hätte er der Schriftstellerei auf immer Lebewohl gesagt, hatte sie ihm bis jetzt doch keine Versprechungen auf Erfolg bieten können. In seiner Hoffnung, südlicher Pflanzer zu werden, fand er sich nun aber getäuscht, und wohl oder übel wurde er genötigt, wieder zur Feder zu greifen. Letzteres that er mit dem festen Vorsatz, was er eingebüsst, zu ersetzen.

Seiner schlechten Gesundheit wegen kreuzte Sealsfield im Jahre 1831, dem Rat seines Arztes folgend, den Ozean. Er hielt sich in London auf und wurde durch Briefe Joseph Bonapartes bei einigen der leitenden Männer Grossbritanniens eingeführt, bei den Lords Brougham, Palmerston und Aberdeen; letzteren hielt er für den bedeutendsten Staatsmann Englands. Sealsfield mag wichtige Aufträge von dem Grafen Survilliers gehabt haben, aber es ist nicht annehmbar, dass ihm ein so grossartiger Empfang in England, wie „Morton“ im Dienste Girards, zu teil ward.

Der Dichter nahm die Gelegenheit wahr, Walter Scott zu besuchen, zu dem er mit einer Bewunderung aufblickte, wie der Lehrling zu seinem Meister. Der

---

[1]) Für diese Informationen bin ich Herrn Professor Dr. Hanno Deiler, Tulane University, New Orleans La. verpflichtet, der die Güte hatte, nachforschen zu lassen.

grosse Schotte, dessen Sonne sich dem Untergange zuneigte, gab dem Dichter den Rat, sich nicht um die litterarische Kritik zu kümmern, wenn er die Kraft zum Schaffen in sich fühle. „Denn die Kritik,“ sagte er, „kann alle Dinge nur vom Standpunkte der nüchternen Vernunft, und nach aus dieser erwachsenen Regeln beurteilen. Dichten und Schaffen aber kann man nur aus der Unmittelbarkeit des Fühlens heraus, bloss mit angeborenem Geschmack. Vergreift man sich trotzdem, so ist eben die Unzulässlichkeit des Talentes daran schuld, aber man ändert daran nichts durch die Erkenntnis, — grössere Schaffenskraft, als die Natur zumass, wird dadurch nicht erlangt.“ Dieser Rat, den wir in Kertbenys Erinnerungen an Sealsfield aufgezeichnet finden, ob korrekt oder nicht, stimmte genau mit Sealsfields unabhängiger Haltung, der literarischen Kritik gegenüber, überein.

Für zwei Jahre lebte der Dichter abwechselnd in London und Paris als Korrespondent für den „New-York Morning Courier and Inquirer“, zu dieser Zeit ein tonangebendes Blatt in den Vereinigten Staaten, und für die englische Monatsschrift „The Englishman“. Er bot auch Cotta seine Dienste für die „Allgemeine Zeitung“ an. In Paris traf er mit Ludwig Börne, den er wegen seiner berühmten Lobrede auf Jean Paul, eines alten Lieblings des Dichters, hochschätzte, zusammen. Trotzdem sich manche Gelegenheit zur Bekanntschaft mit Heinrich Heine, der damals auch in Paris war, bot, so wollte doch Sealsfield nichts mit ihm zu thun haben; er hielt ihn für einen Schriftsteller von zu sittlich „verdorbenem Gewissen“, um „einem Mann mit Grundsätzen“ den Verkehr mit ihm zu erlauben.

Kapitel III.

Zeit der grössten litterarischen Thätigkeit des Dichters.

Im Jahre 1832 gab Sealsfield seine journalistische Beschäftigung auf und zog sich nach der Schweiz zurück, wo wir ihn einige Zeit in dem kleinen Städtchen Tägerweilen finden. Dieses liegt nahe bei Arenenberg am Konstanzer See, dem damaligen Aufenthaltsort der im Exil lebenden Königin Hortense und ihres Sohnes Louis Napoleon. Unser Dichter wurde durch Joseph Bonaparte der königlichen Familie vorgestellt und man nimmt an, dass er der Königin als Privatsekretär diente. Auf alle Fälle blieb er während seines Aufenthaltes in Tägerweilen der Vertraute der Familie Bonaparte, wie er es schon mehrere Jahre gewesen war. Der Dichter sprach in seinen alten Tagen bei Kertbeny, der gern sein Eckermann geworden wäre, über ein unvollendetes Werk, das er die „Erinnerungen an Arenenberg“ nannte. Aber als er weiter darüber befragt wurde, antwortete er abweisend: „Sie wünschen das Werk zu sehen? Diesen Wunsch kann ich nicht erfüllen. Das Lebensbild datiert vom Jahre 1832, in welchem Jahre ich, zuerst durch den verstorbenen Exkönig Joseph von Spanien eingeführt, die Bekanntschaft Louis Napoleons und seiner Mutter machte. Ich wurde ausgezeichnet aufgenommen und

ihres Vertrauens gewürdigt. Der ungeheure Kontrast zwischen den Jahren 1808—1814 und 1832 tritt in diesen Aufzeichnungen in den Äusserungen der verstorbenen Königin so lebhaft hervor, dass es unzart von meiner Seite wäre, dieses Bild nach dreissig Jahren wieder aufzufrischen, — für Sie aber selbst gefährlich werden könnte. Sie werden von der Stunde an, wo sich Ihre Dazwischenkunft der französischen Regierung manifestierte, ganz gewiss der Gegenstand der schärfsten Überwachung werden. Wohlverstanden, das Lebensbild enthält keine Silbe, die unehrenhaft von Sohn oder Mutter spräche. Aber ein Kaiser liebt es nicht, an seine Dunkelheit, Exil u. s. w. erinnert zu werden, und seiner Mutter geheimste Gedanken der Welt vorgelegt zu sehen. Mit Recht würde es von Seite Napoleons als unzart, als Missbrauch genossener Gastfreundschaft, — von Seite meiner Bekannten aber würde es sehr leicht als Kriecherei oder Schmeichelei ausgelegt werden, und beides wäre nicht wohl passend für den Republikaner, der die Grundsätze des Republikanismus als sein Hauptbanner sein Leben hindurch verfochten.“ Es ist sehr wahrscheinlich, dass Kertbeny durch seine wiederholten Bitten um Veröffentlichung des Werkes zu dessen Vernichtung beigetragen hat.

Von 1832—1837 widmete sich Sealsfield ganz und gar der Litteratur und nach seinem ersten Erfolg arbeitete er fast ausschliesslich an der von ihm gegründeten Form des historischen Romans. Im Jahre 1833 wurde „*Der Legitime und die Republikaner*“, eine verbesserte deutsche Ausgabe des Dichters Indianer-Erzählung „Tokeah or the White Rose“, veröffentlicht, der zweite Band des Werkes jedoch vollständig umgeschrieben und vergrössert. Der Roman wird durch den Ausspruch Thomas Jeffersons eingeleitet: „Ich zittere für mein Volk, wenn ich der Ungerechtigkeiten gedenke, deren es sich gegen die

Ureinwohner schuldig gemacht hat.“ Dieses Gefühl beherrscht den Gang der Erzählung, die das Schicksal der besiegten Rasse bejammert. Die Eröffnungsscene ist in den nordwestlichen Teil von Georgia an den Coosa-Fluss verlegt, wo schon im Jahre 1800 einige Weisse lebten. Kapitän Copeland hatte da seine Blockhütte gebaut, pflügte sein Feld und hielt eine Schenke. Sein Handel mit den Indianern, obgleich sehr profitabel, war doch mit beständiger Gefahr für sein Leben und Eigentum verknüpft, und so hegte er den Wunsch, sich an einem anderen Orte niederzulassen, der weniger entfernt von den Wohnungen zivilisierter Menschen war. In einer stürmischen Nacht wurde er durch heftiges Klopfen an seiner Thüre aufgeschreckt und kaum hatte er geöffnet, als eine Anzahl Indianer, deren Anführer, seltsamerweise, in seinen Armen ein kleines Kind trug, eintraten. Er verlangte, dass Copelands Frau das kleine Mädchen aufziehen solle, er werde alle Unkosten mit Fellen bezahlen. Erst war der Wirt, der selbst eine ganze Reihe Kinder besass, unwillig, diese neue Verantwortlichkeit zu übernehmen, aber die Aussicht auf eine gute Belohnung sowohl, als die Gefahr, der er sich im Verweigerungsfalle aussetzte, bestimmten ihn bald das Kind zu adoptieren. Der Fremde war Tokeah, Häuptling der Oconees, eines mächtigen Stammes der Creek-Indianer. Er hatte auch grossen Einfluss über die Moscogees, einen anderen Stamm der Creeks und über ihre Verbündeten, die Choctaws. Die Jagdgründe von Tokeahs Stamm hatten sich einst vom Oconee-Flusse in Georgia bis zum Coosa in Alabama erstreckt, und oft hatte er eine Anzahl verschiedener Stämme gegen einen gemeinsamen Feind geführt, so dass sein Name gleich dem des Tekumseh, die Herzen der Grenzansiedler mit Entsetzen erfüllte. Copeland hoffte, durch eine Anzeige in amerikanischen und mexikanischen Zeitungen über die Umstände, unter

denen das Kind geraubt worden war, dessen Verwandte aufzufinden, welche ihn wohl gern von dieser Last befreien würden. Der wachsame Indianer verhinderte jedoch jeden Versuch des Kapitäns, den Verwandten Nachricht zu geben; bei einer Gelegenheit hatte er bereits vierzig Meilen auf seinem Wege nach Milledgeville, der Staatshauptstadt, zurückgelegt, als sein Pferd unter ihm erschossen und er genötigt wurde, zu Fuss nach Hause zurückzukehren.

Tokeah hatte das Kind aus den Händen der Choctaws gerettet, gerade als einer von ihnen, der eben die Mutter getötet hatte, im Begriff war, dasselbe an einen Baum zu spiessen. Aus diesem Grunde betrachtete sich der Häuptling als der berechtigte Eigentümer und nach sieben Jahren kam er wieder zu Copeland und verlangte das Kind zurück. Er hatte die Absicht, eine neue Heimat für sein Volk, weit entfernt von den Blassgesichtern, zu suchen, und wollte alles, was ihm gehörte, mitnehmen. Das Kind war zu einem reizenden Mädchen mit zierlichen Händen und Füssen herangewachsen, das gänzlich ungeeignet für das rauhe Leben einer Indianerin schien. Der Missionar, der sich vergeblich der Wegnahme des weissen Kindes widersetzte, hatte sie „die weisse Rose“ getauft.

Sieben weitere Jahre waren vergangen und die Oconees hatten sich auf einer Art Halbinsel, zwischen dem Sabine- und Nechezflusse, in dem heutigen Texas, eine neue Heimat gegründet, die durch die Natur von einer starken Schutzwehr, nämlich undurchdringlichen Sümpfen und Wäldern umgeben war, welche sie auch zugleich vor den Blicken von Freunden und Feinden verbargen. Nur Lafitte, der Seeräuber vom Golf, hatte sie ausgespürt und bald einen für beide Teile ergiebigen Handel eingeleitet; er erhielt von den Indianern Häute und Felle und versorgte diese dagegen mit den Annehm-

lichkeiten und Luxusartikeln einer höheren Zivilisation. Die Häuser in dem Oconeedorfe waren infolgedessen viel besser ausgestattet, als die gewöhnlichen indianischen Wohnungen; die Männer führten gute Feuerwaffen und die Frauen waren mit guten Kochgerätschaften und kostbaren Kleidern versehen. Tokeah, der keine Ahnung davon hatte, auf welche Art der Pirat diese Schätze erwarb, hatte dessen Werbung um die Hand der „weissen Rose“ gern angenommen. Letztere verabscheute, wie leicht erklärlich, den Seeräuber, was sie Canondah, der Tochter des Häuptlings, anvertraute. Canondah, die ihrer Adoptivschwester alle schwere Arbeit abnahm, ist das Ideal einer jungen Indianerin, fröhlich, athletisch und fleissig. Sie kann ihr Kanoe ebenso gut rudern wie ein indianischer Jüngling, sie weiss mit ihrem Messer die schlaue Wasserschlange zu töten, sie ist wohlbewandert in allen Haushaltskünsten; sie besitzt die Geschicklichkeit eines Chirurgen und hat es in der hochgeschätzten Kunst des Destillierens von Branntwein zur Meisterschaft gebracht. Ihr Geliebter ist El Sol, der junge Häuptling der mächtigen Comanches und Pawnees. Er, der ihr das Leben gerettet hatte, als sie in die Hände eines feindlichen Stammes gefallen und zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt worden war.

Als Canondah und die weisse Rose eines Tages über die Grenzen ihres Dorfes hinausgeschweift waren, hörten sie die Klagelaute einer menschlichen Stimme. Dem Schalle nachgehend, fanden sie einen Weissen, der von einem Alligator, welchen er für einen Baumstamm gehalten, als er aus seinem Kanoe heraustreten wollte, schwer verwundet worden war. Als er das Bewusstsein wieder erlangt hatte, erzählte er, dass er Seekadett auf Ihrer Majestät Schiff „The Thunderer“ sei, welches gekommen war, die aufrührerischen Yankees zu unterwerfen. Im Golf angelangt, hatte er sich in ein kleines Boot be-

geben, um mit einigen Gefährten am Ufer Austern und Schildkröten zu fangen, sie wurden aber von dem feigen Seeräuber Lafitte überrascht und überwältigt, nur der Erzähler allein hatte das Glück gehabt, sich in einem kleinen Kanoe aus den Klauen des Piraten zu retten. Canondah jedoch, die dieser Erzählung wenig Glauben schenkte, hielt ihn für einen Spion und wollte ihn bis zur Ankunft der Krieger zurückhalten, welche sich auf ihrem halbjährigen Jagdausfluge befanden. Doch liess sie sich von den Bitten ihrer sanften Gefährtin bewegen, den Briten nicht nur entkommen zu lassen, sondern ihm auch noch den Weg zum Sabinefluss zu zeigen. Dadurch machte sie sich des Hochverrats schuldig und ihre indianischen Schwestern zögerten nicht, sie dessen anzuklagen. Die weisse Rose, die einige Tropfen des heiligen Balsams des Miko (oder Häuptlings) auf die Wunden des Engländers gegossen hatte, um dadurch ihre sichere und schnellere Heilung zu veranlassen, hatte ebenfalls ein Hauptverbrechen begangen. Als die Krieger zurückkamen und Tokeah durch die Indianerfrauen von diesen Geschehnissen hörte, erhob er den Tomahawk, um seine Tochter zu töten. Als er aber erfuhr, dass der Weisse kein Yankee war, sondern im Gegenteil einer von der Nation mit den grossen Schiffen, die gekommen waren, seine alten Feinde zu bekämpfen, wurde seine Wut etwas besänftigt und er gab sich mit der Verfolgung des Flüchtlings zufrieden. Dieser wurde rasch aufgefunden, weil er eben im Begriff war, in das Dorf zurückzukommen und sich zu ergeben, da er befürchtete, durch seine Flucht seine Wohlthäterin in Gefahr gebracht zu haben. Tokeah traute der Erzählung des Seekadetten und erlaubte ihm, weiterzugehen. Doch hatte der letztere, ohne es zu wissen, ihm eine Mitteilung von der grössten Tragweite gemacht — nämlich die Thatsachen über Lafittes Charakter als Räuber und Mörder. Diese

Aufklärungen wurden durch ähnliche Berichte, welche Tokeah von einigen weissen Ansiedlern, mit denen er auf seinem Jagdzuge zusammengetroffen war, über seinen Verbündeten erhielt, bestätigt.

Infolge dieser Ereignisse wurde Lafitte, als er das Dorf wieder besuchte, sehr kühl von seinen ehemaligen Freunden empfangen, und bekam seine Verlobte, die weisse Rose, gar nicht zu sehen. Er schwur Rache und in der Nacht, nachdem die Hochzeit Canondahs mit El Sol, dem Häuptling der Comanchees, gefeiert worden war und die Indianer alle ungewöhnlich viel Feuerwasser getrunken hatten, überfiel er mit seiner ganzen Bande von zusammengelaufenen Abenteurern aller Nationen das friedliche Dorf. Als er den Schlachtruf vernahm, stürzte El Sol, Canondah in den Armen, aus seiner Hütte, wo er sich einigen direkt auf sich gerichteten Flinten gegenüber sah. Die Schüsse, die ihm galten, durchbohrten das Herz seiner jungen Frau, welche so ihrem Geliebten das Leben rettete, wie er vorher das ihrige gerettet hatte. El Sol mit seinen in Kämpfen gegen die Mexikaner wohlgeschulten Comanchees überwältigte bald den Piraten und seine Spiessgesellen, während die Oconees den grössten Teil ihrer Leute durch zielloses Kämpfen verloren. Als die letzteren die Skalps der Gefangenen verlangten, wollten die Comanchees nicht zugeben, dass diese getötet würden, weil sie die Seelen solch niedriger, schlechter Menschen nicht für würdig hielten, ihre Wanderung zugleich mit der reinen Seele Canondahs und den Geistern ihrer tapferen Helden anzutreten. Tokeah, in dessen Charakter der Grundzug der eingefleischteste Hass gegen die Yankees war, hoffte, dass die Seeräuber jenen in Zukunft noch manchen Schaden zufügen möchten, und gab die Gefangenen frei. Allen seinen Erwartungen zum Spott fochten aber Lafitte und seine Bande in der Schlacht von New-Orleans auf Seiten der Amerikaner.

Der Seekadett, dessen Name James Hodges war, hatte mittlerweile seinen Weg nach Opelousas gefunden, wo er verhaftet und vor Squire, früher Kapitän Copeland, der als einflussreicher Pflanzer in dieser Gegend lebte, gebracht wurde. Copeland hatte auch den Titel Major empfangen, weil er eine Freiwilligenbrigade zur Verteidigung von New-Orleans gegen die Engländer zusammen gebracht hatte. Diese führte er selbst den Mississippi hinunter ins Hauptquartier, wobei er den jungen Engländer mitnahm, dessen Halsstarrigkeit, die als Nationalfehler bei ihm anschaulich gemacht wird, Veranlassung zu einigen humoristischen Scenen giebt, aber auch Schuld ist, dass er beinahe als Spion gehängt wird. Alles jedoch wurde aufgeklärt, als Tokeah mit der weissen Rose ankam; und nachdem die Engländer bei New-Orleans geschlagen wurden, überwand der junge Mann sein Vorurteil gegen die Yankees, blieb im Lande und wurde der glückliche Gatte einer Tochter Copelands. Der Vater der weissen Rose wurde in der Person eines wohlhabenden Mexikaners gefunden, der sein Kind trotz des Widerstandes der Indianer, der Zivilisation zurückgewann. Tokeah macht in Begleitung von El Sol eine Reise nach dem Coosafluss, besucht die Gräber seiner Väter und nimmt deren Gebeine mit nach dem Lande der untergehenden Sonne, der Heimat der tapferen Comanchees. Er stirbt, symbolisch für den Fall des roten Mannes östlich vom Mississippi, ehe er das gelobte Land erreicht, und El Sol bringt seine Überreste nach dem eigenen Lande, wo kein Bleichgesicht ihre Ruhe stören kann.

Dieser dreibändige Roman unterscheidet sich in keiner bemerkenswerten Weise von anderen erfolggekrönten Indianergeschichten. Die Indianer, besonders ihr Häuptling, halten ellenlange, sentimentale Reden, genau so weitschweifig als diejenige, welche man in

Coopers Werken findet, doch ist der Versuch gemacht, ein mehr der Wahrheit entsprechendes Bild des amerikanischen Indianers zu geben. Das Buch ist voll Abenteuer, die selbst den anspruchsvollen Geschmack des jugendlichen Lesers befriedigen können.

Mehr Originalität zeigt sich in der Scene, wo die weisse Rose zum ersten Mal die Töne eines Pianos hört; ihre Unschuld und Einfachheit stehen in scharfem Kontrast zu der Oberflächlichkeit der Gesellschaft, mit welcher sie in Oberst Parkers Haus in Berührung kommt. Eine packende Scene wird durch die unvorhergesehene Ankunft einiger gefangenen Indianer, welche die erste Nachricht von der Schlacht bei New-Orleans bringen, eingeleitet. Diese können, indem sie ihre Ohren dicht auf die Erde pressen, durch ihr ausserordentliches Gehör genau den Verlauf der Schlacht, 140 Meilen von dem Schauplatz entfernt, verfolgen, während die entsetzten Amerikaner, welche sich um sie versammelt haben, nichts hören können, aber doch erkennen, dass in diesem Augenblick das Schicksal ihrer Familien und Heimstätten entschieden wird. Eine grossartige Scene ist auch die, wo Tokeah vor General Jackson geführt wird, und er nun alles Unrecht, das der indianischen Rasse widerfahren ist und die Gleichgültigkeit ihrer Besieger dagegen diesem enthüllt.

Ein Jahr nach der Veröffentlichung des Werkes „Der Legitime und die Republikaner“, beschenkte Sealsfield das deutsche Publikum mit einem zweiten Roman *„Der Virey und die Aristokraten, oder Mexiko im Jahre 1812“*. 3 Bände, Orell, Füssli u. Co., Zürich 1834.

Dieses Werk zeigt deutlicher als sein erster Versuch die neue Richtung, die der Dichter mit seinem „National- oder Volksroman“ eingeschlagen hat, welche in der Einleitung (siehe S. 22 f.) beschrieben worden ist.

Obgleich der erzieherische Wert dieser Art des Ro-

mans nicht in Frage gestellt werden kann, treten seine grossen Mängel doch häufig zu Tage. Dies ist auch in Sealsfields mexikanischer Erzählung („Der Virey u. s. w.“) der Fall, wo die historische Grundlage so ausgedehnt wird, dass das ganze Werk nur fragmentarisch bleibt.

Des Dichters einziger Zweck ist, von einem der grossen geschichtlichen Augenblicke aus dem Leben der Nation ein lebendiges Bild zu geben, und ist dieser erfüllt, so überlässt er die Charaktere des Romans, für die sich der Leser doch interessiert, ihrem weiteren Schicksal. Das ganze mexikanische Volk und nicht ein einzelnes Individuum ist der Held dieser Erzählung, die Beschreibung seiner Sitten und Gebräuche werden zu dem Rang wichtiger Ereignisse erhoben, und ihr vergangenes und gegenwärtiges Leben werden in so spannender Weise erzählt, dass der Leser bis ans Ende gefesselt bleibt.

„Der Virey und die Aristokraten“ wird durch eine historische Skizze eingeleitet, welche einen kurzen Abriss der vergeblichen Rebellion des Mönches Hidalgo gegen die spanische Unterdrückung, und von dem Zustand des Landes bis zu 1812 giebt, in welchem Jahre die Handlung beginnt. Die Patrioten hatten sich unter der Anführung Morellos, welcher zur Zeit mit seiner täglich anwachsenden Armee in der Nähe von Mexiko lagert, wieder in neuer Stärke gesammelt. Durch ihre Einigkeit und durch strenge Disziplin waren sie bei weitem gefährlicher, als das kurze Zeit zuvor von Hidalgo angeführte Heer. Die Thatsache, dass sich verschiedene Rassen an diesem Kampfe beteiligten, machte ihn nur noch heftiger. Die Spanier oder Gachupins waren für Jahrhunderte die herrschende Rasse, weil sie vollständig im Besitz der Armee und aller einflussreichen und lohnenden Ämter waren. Die Kreolen, in Mexiko geborene Weisse, und Abkömmlinge der Spanier, waren wohlhabend, aber so

durch die herrschenden Spanier im Zaume gehalten, dass ihre Macht zu ihrer grösseren Bevölkerungszahl in keinem Verhältnis stand. Unter diesen standen die Kasten, welche von verschiedenen Nationalitäten und niederem Mischvolk gebildet wurden. Sie wurden ihrer Abstammung wegen auch „gente irrazionale“ genannt und bestanden aus Indianern, Mestizen (die Abkömmlinge eines weissen Vaters und einer indianischen Mutter), Zambos (halb Indianer und halb Neger), Mulatten, Quadronen u. s. w. Das war der Stoff, aus dem die patriotischen Streitkräfte zusammengesetzt waren.

Die Kreolen, welche fürchteten, dass einem Sieg der Patrioten die reine Anarchie folgen würde, hielten deshalb zu den Spaniern, von denen sie wussten, dass sie trotz ihrer Tyrannei doch immer Gesetz und Ordnung aufrecht erhielten. Durch den Beistand, den sie ihnen in dem letzten Aufstand geleistet, hatten die Kreolen einigen Einfluss in den Angelegenheiten Mexikos gewonnen, und wurden deshalb nur noch mit mehr Hass und Eifersucht von ihren Verbündeten bewacht. Die Handlung des Romans, die oft sehr schwer zu verfolgen ist, spielt sich, kurz zusammengefasst, etwa folgenderweise ab:

In der Hauptstadt von Mexiko, an einem Karnevalstag des Jahres 1812, wurden einige junge Kreolen, die zu den besten Familien des Landes gehörten, zufällig Zeugen einer dramatischen Vorstellung, welche die Privatbeschäftigungen und Vergnügungen von König Ferdinand VII. ins lächerliche zog. Für diese verräterische That wurden sie gefänglich eingezogen und zum Dienst in der spanischen Armee unter General Calleja verurteilt. Dieses Urteil wird ihnen bei einem grossen Empfang, den der Vizekönig Vanegas abhält, verkündigt und erregt unter den Kreolen, die darin eine Verletzung ihrer „fueros“ oder Privilegien sehen, einen Sturm der Entrüstung. In dem

Palast werden wir auch mit dem Kreolen Grafen San Jago bekannt gemacht, der durch Reichtum und Einfluss sowohl, als durch seine grosse Fähigkeit als Staatsmann in höchstem Ansehen bei den Patrioten steht und am Hofe des Vizekönigs eben dieser Eigenschaften wegen gefürchtet wird. Unter den Zuschauern des Pasquills befanden sich auch der Neffe des Grafen, Don Manuel und sein Adoptivsohn Don Carlos, und beide müssen natürlich das Schicksal der anderen teilen. Dieses Urteil kommt San Jago gar nicht ungelegen, denn er hofft, dass, wenn diese Kreolen in die Armee gesteckt werden, ihnen damit zugleich auch die Möglichkeit zum Aufsteigen in eine höhere Stellung darin geboten wird. Er sieht gut genug ein, dass die Kreolen in Unwissenheit gehalten wurden und noch ebensowenig befähigt sind, die Regierung zu übernehmen, wie die Indianer oder Kasten. Aus diesem Grunde ist er auch konservativ und will der Zeit erst Gelegenheit geben, seine Rasse zu erziehen, ehe der grosse Schritt zur Erlangung der Freiheit gethan wird. Der Graf erwirbt für Carlos ein Hauptmannspatent und würde gern für seinen Neffen dasselbe thun, allein Don Manuel, obgleich Kreole von Geburt, ist mit ganzem Herzen Spanier, und verachtet seine Rassegenossen. Er möchte gern nach Spanien um am Kampfe gegen Frankreich teilzunehmen. Es existierte früher eine Neigung zwischen ihm und der Tochter San Jagos, Elvira, allein diese war in letzter Zeit vollständig durch die hochfliegende Leidenschaft für Isabella, der Schwägerin des Vizekönigs, verdrängt worden. Die stolze Schönheit ermutigt den jungen Kreolen soviel, als es für die Zwecke Vanegas dienlich ist, welcher nur auf die Gelegenheit lauert, sich des Erben San Jagos zu entledigen, dessen reiche Hinterlassenschaft dann in die Hände der Regierung fallen würde. Manuel, blind gegen diese Ränke und nur den Einflüsterungen Donna Isabellas gehorchend, wider-

steht den Bitten seines Onkels und Elviras Thränen, und ist fest entschlossen, sich nach Spanien, das er für den Urquell aller Ritterlichkeit hält, zu begeben. San Jago, der seine Gründe wohl durchschaut, lässt ihn trotzdem mit einem, seinem Rang entsprechenden Gefolge nach der Küste aufbrechen. Seine Reise, der es nicht an Abenteuern gebricht, führt ihn durch die Reihen der gerade von den Spaniern angegriffenen Patrioten. Eine Abteilung von unbewaffneten Indianern soll gerade vor seinen Augen abgeschlachtet werden, da gewinnt sein jugendlicher und grossmütiger Geist die Herrschaft über seinen Verstand und er feuert auf die Spanier, seiner Leibwache, welche ihn vergeblich von der raschen That abzuhalten sucht, das gleiche gebietend. Durch diese unerwartete Hilfe ist die Schlacht bald zu Ungunsten der Angreifer entschieden, aber Don Manuel bereut bitter sein unüberlegtes und verräterisches Handeln. Da ihn der patriotische Befehlshaber Guerero nicht gefangen hält, kehrt er zurück und versucht eine Unterredung mit Isabella zu erlangen, um sich vor ihr zu rechtfertigen. Er wird jedoch entdeckt und in eines der schrecklichen Verliesse geworfen, die sich unter des Vizekönigs Palast befinden. Als Vanegas den Namen dieses wertvollen Gefangenen vernimmt, will er gern die Gelegenheit benutzen, ihn bei Seite zu schaffen, allein die allgemeine Beliebtheit, deren sich Graf Jago erfreut und die von seinem Neffen geteilt wird, gebietet dem Vizekönig und seinen Werkzeugen die grösste Vorsicht. Die Verhaftung von Cosmo Blanco, einem Bedienten Manuels, verhilft ihnen zu einem ausführbaren Plane. Manuel wird unter Cosmos Namen vor Gericht gestellt und der an seiner Rettung verzweifelnde junge Edelmann, der dem Namen gar keine Beachtung geschenkt hat, unter welchem er angeklagt worden ist, gesteht seine Schuld und bittet um rasche Bestrafung. Er wird zum Tode verurteilt und der Vizekönig hofft,

jeder Verantwortung für das Verbrechen zu entgehen, indem er Unwissenheit über Don Manuels Identität mit Cosmo heuchelt. Inzwischen sind die spanischen Gerichtsdiener, die Manuel und Cosmo auf der Strasse verhaftet haben, ermordet worden, die ganze Bevölkerung der Stadt Mexiko nimmt eine so drohende Haltung an, dass die Mitglieder des Gerichtshofes anfangen, für ihre Sicherheit besorgt zu werden, sobald sie sich auf der Strasse zeigen müssen. Sie sind deshalb den dringenden Bitten Donna Isabellas, ihren Geliebten zu retten, um so weniger abgeneigt und verfallen auf folgenden Plan, um den Vizekönig zu täuschen. Als die Stunde herannaht, in der das Todesurteil an Manuel vollstreckt werden soll, vertauschen sie die Kleider des jungen Grafen mit denen seines unschuldigen Dieners und der letztere, dessen Verhaftung nicht registriert ist, wird an Stelle seines Herrn hingerichtet. In der Beschreibung dieser Scene werden uns alle Greuel spanischer Grausamkeit vor Augen geführt. Darnach wird Don Manuel durch unterirdische Gänge ins Freie gebracht. Anstatt Isabella, die von ihm Abschied nehmen will, zu danken, ruft er ihr „Verräterin“ zu, und will sein Stilet ziehen, wird jedoch rasch ergriffen und in Freiheit gesetzt.

Nach diesem tritt Graf San Jago wieder handelnd auf, er hat eine Unterredung mit dem Vizekönig, der erst geneigt ist, die ganze Sache sehr willkürlich zu behandeln; doch der Graf zeigt eine so gefährliche Kenntnis seiner Geheimnisse, — unter anderen einige verräterische Unterhandlungen, welche derselbe mit Frankreich und mit englischen Kapitalisten geführt hat, und von denen er die Beweise besitzt, die, wie er dem Vizekönig versichert, sich ausserhalb des Landes in den sicheren Händen seiner Freunde befinden, und von ihnen, sollte ihm etwas zustossen, sofort gebraucht würden, — so dass das Regierungshaupt vollständig matt gesetzt ist



Der Graf wünscht nicht Vanegas Absetzung; sein Verbleib in der Würde dünkt ihm günstiger für die Sache der mexikanischen Freiheit, als die Nachfolge von Calleja der einen grossen Anhang unter den Spaniern hat. San Jago bietet deshalb ein Bündnis unter seinen eigenen Bedingungen an, die ihm auch alle gewährt werden. Er erlangt für Don Manuel einen Pass nach England und den Vereinigten Staaten, wo er für ihr beiderseitiges Interesse ausser Gefahr ist, und für den Grafen Carlos eine bedeutende Stellung in der Armee; den Kreolen wird die Erlaubnis erteilt, Versammlungen zu halten, wann und wo sie wollen, ohne erst die Bewilligung des Vizekönigs einzuholen. Als Gegenleistung verpflichtet sich der Graf, dem Vizekönig seinen Beistand zu leihen gegen Verbindungen, welche geschmiedet werden, ihn abzusetzen und an seiner Stelle Calleja zu erheben, der von den Mexikanern seiner Grausamkeit wegen gefürchtet wird. Es liesse sich für Vanegas ein einziger Ausweg finden, wenn er sich nicht den Bedingungen San Jagos fügen wollte, und dieser wäre, als Vizekönig zu Gunsten Callejas abzudanken. Der Plan, so den herrschsüchtigen Kreolen zu betrügen, wird von Donna Isabella in Vorschlag gebracht, aber ihr Schwager denkt nicht gross genug, um der spanischen Sache dies Opfer zu bringen.

So wird wieder eine kurze Friedenszeit für Mexiko erlangt. Die beste Regierungsform für sein Vaterland ist nach Ansicht des Grafen San Jago nicht eine Republik, sondern eine von der mächtigen Kreolenaristokratie unterstützte Monarchie. Die blosse Form bedingt nicht die Wohlfahrt und das Glück des Volkes, so wenig wie die Façade eines sonst wohlgebauten Hauses das Behagen seiner Bewohner bedingt. Wenn ein Volk nicht fähig ist, sich selbst zu regieren, so ist die Republik eine gefährliche Staatsform. Diese und ähnliche Thesen werden in den Schlusskapiteln des Buches besprochen.

Der Dichter giebt auf diese Art über den Stand der Dinge in Mexiko Auskunft, aber wenn man sein Werk als eine Geschichte der mexikanischen Revolution betrachtet, ist es unvollständig. Wir haben nur den Anfang des Kampfes gesehen und mögen nun selbst den Schluss ziehen, was dessen Resultat in Zukunft sein kann. Ein grosser Schritt vorwärts ist jedoch gethan, die unbeschränkte Macht der Spanier ist gebrochen, die Rechte der Kreolen sind behauptet und die Kasten haben durch die strenge Schule der Prüfungen und Leiden eine grössere Reife erlangt. Die elfjährige Revolution, welche endlich im Jahre 1821 Mexikos Unabhängigkeit zur Folge hatte, war nicht so sehr gegen die Krone von Spanien gerichtet, als gegen die verhassten Kastenunterschiede und die himmelschreiende Unterdrückung, welche die Gachupins ausübten. Das eingeborene Element erlangte endlich das Übergewicht, es ruinierte die ungeheuren Vermögen der angesiedelten Aristokratie und schloss sogar 1824 alle in Spanien Geborenen von Mexiko aus. Die erste unabhängige Regierung Mexikos, von welcher Iturbide zum Präsidenten ernannt wurde (1821—23), war erst durchaus nicht als eine Änderung des alten Systems beabsichtigt, und nur als das königliche Haus von Spanien sich weigerte, einem seiner Prinzen die Annahme der Krone von Mexiko zu erlauben, wurde Iturbide als Kaiser erklärt.

Der Faden von Sealsfields Erzählung ist oft unter allerlei Nebenhandlungen verborgen, wie z. B. durch Einschaltung der Posse im ersten und zweiten Kapitel des ersten Bandes. Diese Kennzeichnung des Absolutismus des spanischen Monarchen erinnert an die Charakterschilderungen in „Austria as it is“, besonders die des Kaisers Franz. Eine andere interessante Episode findet man, wo Jago, der entlaufene Arrero des Grafen San Jago, die ganze Geschichte des ersten grossen Aktes

in dem Drama der mexikanischen Revolution, d. h. die verhängnisvolle Empörung des Mönches Hidalgo erzählt. Der Dichter lässt seine Leser mit Vorliebe in der Geschichte belehren durch Erzählungen aus dem Munde der Bauern oder solcher, die an der Handlung, die sie berichten, selbst teilgenommen haben, — ein Kunstgriff, welcher die Thatsachen unauslöschlich dem Gedächtnisse einprägt.

Die Beschreibung der Gräuel in den unterirdischen Gefängnissen des vizeköniglichen Palastes haben in der Litteratur kaum ihresgleichen. Die venetianischen Gewölbe unter dem Dogenpalast und die Marterwerkzeuge der spanischen Inquisition haben nicht die Menschheit mit Beispielen kaltblütigeren Mordes oder einer erfindungsreicheren Grausamkeit entehrt.

Obgleich der „Virey“ sehr günstig aufgenommen wurde, fühlte Sealsfield doch bald, dass seine Hauptstärke in kleineren Erzählungen lag, und er veröffentlichte von 1834—1837 eine Reihe von Skizzen, welche das Leben der Einwohner der Vereinigten Staaten schildern, unter dem Titel „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre“, 6 Bände, Orell, Füssli u. Co., Zürich. Die beiden ersten Bände erschienen 1834 und waren „Transatlantische Reiseskizzen“, [auch als Anhang die Skizze „Christophorus Bärenhäuter“ enthaltend], genannt. Einige dieser Geschichten waren ursprünglich englisch geschrieben und in amerikanischen Zeitungen veröffentlicht worden,[1]) hatten aber nicht viel Aufmerksamkeit erregt. In Deutschland aber fand die Neuheit des Gegenstandes und der Reiz der romantischen Behandlung sogleich allgemeines Interesse und der anonyme Autor wurde bald unter die bedeutendsten Schriftsteller dieser Zeit gerechnet. Die verschiedenen Geschichten, aus denen das

[1]) e. g. „A Night on the Banks of the Tennessee,“ in dem New-York Mirror 31. Oktober 1829 und 7. November 1829.

ganze Werk besteht, können ganz gut einzeln gelesen werden, da sie nicht sehr eng verbunden sind.

Die Handlung in der fortgeführten Erzählung ist folgende:

George Howard, ein achtundzwanzigjähriger Junggeselle, ist nach New-York gekommen, um eine reiche Erbin zu heiraten. Er besucht Mr. Bowsends, einen wohlhabenden Spekulanten, der zwei wunderschöne Töchter hat. Eine derselben, Arthurine, ist eine anerkannte Schönheit in der Gesellschaft und Mr. George Howard geniesst bald die Ehre, ihr ständiger Begleiter zu sein. Margaret, die ältere Schwester, liebt einen Mr. Staunton, aber ihre Eltern erwarten, dass sie einen gewissen Moreland, einen Junggesellen in den mittleren Jahren und Besitzer einer halben Million, heiratet. George Howard, der seines eigenen Erfolges allzu sicher ist, spricht sein Mitgefühl für Staunton aus, weil ihm Armut den Weg zu seiner Geliebten versperrt, aber nachdem das Spiel beendet ist, findet er, dass er selbst als abgedankter Liebhaber Mitleid verdient. Arthurine hat ihm den Laufpass gegeben und sich die halbe Million selbst zugeeignet, was ihrer Schwester Freiheit giebt, den Mann ihrer Wahl, den armen Staunton, zu heiraten. Unser Held in seiner Trübsal begleitet nun seinen Freund Richards nach Louisiana, und ihre Heimreise ist durch eine Anzahl von abenteuerlichen Erlebnissen unterbrochen. Sie geraten am Tenessee River in einen furchtbaren Regensturm und, vor diesem Schutz suchend, in zwei sich gegenseitig den Rang streitig machende Backwoods-Wahlversammlungen verschiedener Parteien. Nachdem er einige Zeit auf Richards Pflanzung am Mississippi zugebracht hat, erfährt Howard, dass seines Freundes Gastfreundschaft nur dem Wunsche entspringt, 8000 Dollars von ihm zu entleihen. Daraufhin beschliesst Howard, das Haus zu verlassen und seine lang vernachlässigte Pflanzung am Red River aufzusuchen,

welche er bei seiner Ankunft beinahe gänzlich verwildert und entwertet findet, durch die Schuld des Aufsehers, den er vertrauensvoll darauf zurückgelassen hat. Ein Mr. Menou, sein entfernter Nachbar und einer der reichsten Kreolen am Red River, der an dem jungen Amerikaner Wohlgefallen gefunden hat, hilft ihm die Betrügereien seines Aufsehers aufdecken. Ein grosser Teil von Howards Geld und Baumwolle wird so gerettet und durch die freundschaftliche Hilfe von Menou's Sohn, wird die Pflanzung bald eine der vielversprechendsten in der ganzen Gegend. Howard besucht häufig Menous Familienkreis und verliebt sich hier, zum letztenmal, in des Kreolen jüngste Tochter Louise. Sie verriet ihre Neigung zu ihm eines Abends, als die Herren von einer Bärenjagd zurück kamen. Einer aus der Gesellschaft war verwundet worden, und Louise, die es vernahm, eilte, aufs heftigste erschreckt, herbei um zu hören, ob Howard der Verwundete sei. Dies drängte die Liebeserklärung über die Lippen des zögernden Junggesellen. Die Hochzeit findet in New-Orleans statt, und die Hin- und Herreise zu dieser Stadt giebt dem Dichter Gelegenheit das Leben auf den Mississippi-Dampfern zu beschreiben.

Das neu vermählte Paar wird nun allen befreundeten Pflanzerfamilien in der Gegend vorgestellt und erlangt durch die Vermittelung Richards und seiner Frau, die in ihrem Benehmen eine weniger eigennützige Rolle angenommen haben, Zutritt zu den Kreisen der Emporkömmlings-Aristokratie. Nun treten die verschiedensten Charaktere auf, z. B. Miss Houston, der reine Tugendspiegel, Ralph Doughby, der feurige Kentuckier, Demokrat und Anhänger Jacksons und andere von typischer oder kulturgeschichtlicher Bedeutung. Ralph Doughby hat die Liebe seiner Verlobten, Emilie Warren, durch Leichtsinn und Unüberlegtheit verloren. Seine unglücksreiche Liebesgeschichte, von Doughby selbst erzählt, ist

eine der besten humoristischen Charakterskizzen aus Sealsfields Feder.

Einige der Freunde, die das junge Paar kürzlich besucht hat, kehren mit ihnen als Gäste in Howards neueingerichtetes Haus am Red River zurück. Unter diesen befindet sich auch Ralph Doughby, der jedoch von Howards Schwiegervater nicht sehr gnädig empfangen wird, da er versucht hatte, die Liebe seiner Tochter Julia zu gewinnen, ohne vorher, wie es bei den Kreolen Sitte ist von dem Vater die Erlaubnis dazu einzuholen. Julia soll gegen ihren Willen Merveille, einen erbärmlichen Rouée, der aber Erbe eines der reichsten Zuckerpflanzer von New-Orleans und mit den allerbesten Häusern in Frankreich verwandt ist, heiraten. Der Kentuckier, der sich rasend in sie verliebt hat, begiebt sich heimlich auf denselben Dampfer, mit dem Julia von ihrem Vater nach Hause geschickt wird und beredet den Kapitän an einer gewissen Stelle anzuhalten, wo ein Friedensrichter wohnt. Julia wird durch einen geschickten Vorwand mit der indirekten Hilfe des Kapitäns ans Land gebracht und willigt auch ein, Doughby auf der Stelle zu heiraten. Die junge Frau setzt ihre Reise fort, Doughby aber geht allein nach Howards Pflanzung zurück, wo er die Neuigkeit den erstaunten Gästen, von denen einige schon zur Hochzeit Julias mit Merveille gekommen waren, mitteilt. Ein fürchterliches Ungewitter bricht über seinem Haupte los und Papa Menou will keine Vernunft annehmen. Merveille schiesst auf Doughby und verliert dadurch das Mitgefühl der Anwesenden, das sich nun ganz und gar dem verwundeten Kentuckier zuwendet, der es unter seiner Würde erklärt, sich an dem schmächtigen Franzosen zu rächen. Sogar Vater Menou wird ausgesöhnt und verbindet seinem ungestümen Schwiegersohn die Wunde, während es Merveille gern erlaubt wird, in Frieden abzureisen.

So endigt der dritte Band der transatlantischen Reisebilder, die beiden ersten Bücher sind „George Howards Brautfahrt" und das letzte „Ralph Doughbys Brautfahrt" genannt.

Der vierte und fünfte Band führen den Titel „Pflanzerleben" und beschreiben das Wohl und Wehe eines südlichen Pflanzers. Diese Bilder sind ganz besonders von kulturgeschichtlicher Bedeutung.

Das patriarchalische Verhältnis zwischen Herr und Diener auf der idealen Pflanzung wird in reizenden Farben geschildert. Das Thema der Sklaverei ist in einer klaren, bestimmten Weise im vierten Kapitel des fünften Bandes unter dem Titel „Die Negerdebatte" abgehandelt. Die Besprechung wird durch einen jungen Franzosen hervorgerufen, der erst kürzlich von Frankreich angekommen ist und den Kopf voll unpraktischer Ideen über die allgemeine Verbrüderung der grossen menschlichen Familie hat. Die Amerikaner in der Gesellschaft erklären ihre eigene Stellung in der Sache. England, das sich das Monopol des ausländischen Handels in seinen Kolonien gesichert hatte, zwang seine ersten Schiffsladungen afrikanischer Sklaven denselben auf. Als Georgia der menschlichen Ware die Landung verweigerte, (man konnte sie doch nicht in den Hafen werfen, wie den Thee in Boston und Baltimore), wurde Oglethorpe, Georgias Gouverneur, abberufen. In der Originalschrift der „*Declaration of Independence*" befinden sich einige Stellen, die gegen den abscheulichen Handel mit Negersklaven gerichtet sind, welchen Seine Christliche Majestät, König George, seinen Unterthanen aufgezwungen hätte. Nach 1808 war die Einfuhr afrikanischer Sklaven in die Vereinigten Staaten verboten, zu einer Zeit als England scheinbar die Abscheulichkeit des Sklavenhandels, welche es später für gut fand der Welt so laut zu verkündigen, noch nicht empfunden hatte. Die Kolonisten und ihre

Nachkommen hatten so die Frage zu lösen, wie aus einem Übel, von dem sie sich nicht befreien konnten, das Beste zu machen sei. Die Debatte in Sealsfields Roman wird durch die Erzählung des Grafen Vignerolles, eines französischen Edelmannes, der seine eigene Erfahrungen mit Negersklaven zum Besten giebt, geschlossen. Er kam als heftiger Abolitionist nach Louisiana und nachdem er eine Pflanzung gekauft hatte, nahm er sich fest vor, nur weisse Arbeiter zu beschäftigen. Durch seine langsamen Fortschritte wurde er jedoch in einigen Jahren vollständig entmutigt und er sah ein, dass es unmöglich wäre, in Louisiana ohne Hilfe der Neger vorwärts zu kommen. Nichtsdestoweniger war er fest entschlossen, die brutale Einrichtung der Sklaverei nicht zu unterstützen. Bei einem gelegentlichen Besuche in New-Orleans wurde er aber von einem traurigen Schauspiel bei Ankunft eines Sklavenschiffes angezogen. Ein Teil der menschlichen Ladung war ans Land gebracht worden, wovon er folgende Beschreibung liefert: „Wir bemerkten einige alte Neger, die eifrig beschäftigt waren, die Körper der Ankömmlinge vom Schmutze zu reinigen; diese, sobald sie abgekratzt waren, gesellten sich eiligst einer Gruppe zu, welche um einige eifrig bearbeitete Kesselpauken herumtanzte, einen grässlichen Spektakel machend. Wir hatten uns mittlerweilen dem Schiff genähert und der Kapitän forderte uns auf, näher zu treten, um unsere Auswahl zu treffen. Als ich meinem Unwillen Ausdruck gab, machten mich meine Freunde aufmerksam, dass ich meine Humanität am besten beweisen könne, indem ich einige der Unglücklichen kaufe, durch milde und gerechte Behandlung derselben ein gutes Beispiel gebe und die armen, vertierten Menschen zu einem besseren Leben erziehe.

Als ich dem Kapitän Vorwürfe machte, erklärte er, dass er die ganze Ladung in Afrika gerettet habe; es

seien zum Tode verdammte Kriegsgefangene gewesen. Ich bemerkte eine geladene Kanone, die nach einer Umzäunung gerichtet war, welche, wie wir hörten, fünfundzwanzig Schwarze umschloss. Noch ein Tag in diesem Schmutzloch zu verweilen, bedeutete sicheren Tod für sie, und der Kapitän war unfähig, irgend etwas zu thun, weil er durch das Wetter genötigt war, sofort wieder zur See zu gehen. „Für 2500 Piaster,“ sagte der Kapitän, „können Sie alle haben und wenn Sie nur ein Fünftel davon am Leben erhalten, machen Sie einen schönen Profit.“ „Hier ist das Geld“ antwortete ich, um Gottes und der Menschlichkeit Willen.“ Ich nahm die schmutzige Gesellschaft mit nach Hause, aber alle bis auf ein Dutzend starben kurz darauf. Sie waren die hässlichsten Geschöpfe, die mir je vor Augen kamen und hatten kaum die Gestalt von Menschen, auch war keinerlei menschliches Gefühl, nicht einmal ein Instinkt bei ihnen bemerklich. Es war keinerlei Erziehung möglich, ehe ich andere Sklaven gekauft, und mit den meinigen vermischt hatte. Ich fand nun selbst aus, dass es keine leichte Aufgabe war, afrikanische Eingeborene zu nützlichen amerikanischen Sklaven zu machen und meine radikalen Ansichten über die gleichen Rechte aller Menschen litten Schiffbruch.“

Sealsfield war einer der wenigen Schriftsteller, die den Mut besassen, die Frage der Negersklaverei in Amerika, von dem Standpunkt eines nahen und scharfen Beobachters, gegenüber den idealen Anschauungen, welche damals in Europa vorherrschend waren, unparteiisch zu besprechen. Obgleich er häufig die Hoffnung auf endliche Aufhebung der Sklaverei aussprach und zu zeigen versuchte, dass diejenigen Staaten der Union, welche Schritte zur Befreiung ihrer Sklaven gethan hatten, den grössten Erfolg erzielten, so hielt er doch an dem Glauben fest,

eine allgemeine und plötzliche Änderung sei ebensowenig für die Schwarzen als für deren Besitzer wohlthuend.

Der fünfte Band der Bilder aus dem Leben des amerikanischen Volkes, bringt uns wieder zu Monsieur Menous Haus, wo eine Anzahl hervorragender Gäste versammelt ist. Graf Vignerolles fährt auf allgemeines Verlangen in der Erzählung seiner Lebensgeschichte als Pionier von Louisiana fort, in welcher er jetzt in nahe Beziehungen zu Nathan Strong, dem Squatter-Regulator in Louisiana tritt, dem er den grössten Teil seines Erfolges verdankt. Diese Geschichte umfasst den sechsten Band und enthält die berühmte Erzählung „Das Prairiefeuer und der Cypressensumpf“ und diejenige Nathan Strongs von dem blutigen Blockhaus, welche ihrer aufregenden Ereignisse und lebendiger Darstellung wegen irgend einem ähnlichen Werke Coopers zur Seite gestellt werden können. Der Squatter-Regulator ist einer der eigenartigsten und gelungensten Charaktere die Sealsfield geschaffen hat und reizte andere Schriftsteller mehrfach zur Nachahmung.[1])

Die Geschichte Nathan Strongs erinnert an die Laufbahn Daniel Boones, des ersten Ansiedlers von Kentucky. Der historische Kampf bei Boonesborough scheint dem um das blutige Blockhaus als Vorbild gedient zu haben. Beide Pioniere hassten die Einschränkungen, die das Gesetz auferlegt und opferten lieber ihr Land, als dass sie sich der amerikanischen Gerechtigkeit untergeordnet hätten. Alles aufgebend, wofür sie gearbeitet und geblutet hatten, wanderten sie weiter, liessen sich an einem anderen Platz nieder, begannen ihre alte Lebensführung von neuem, ungeachtet der Gesetze der feindlichen Länder, in denen sie ihr Banner aufgepflanzt hatten und eröffneten auf diese Weise der anglo-sächsischen Zivilisation neue

---

[1]) Siehe Einleitung S. 16.

Bahnen. Beide starben als alte Männer, die es weit im Leben gebracht hatten, umgeben von ihren Verwandten und Freunden, zu deren Vermögen sie den Grund gelegt hatten.

Die kurze Skizze „*Christophorus Bärenhäuter*“, welche dem zweiten Bande der „Transatlantischen Reisebilder“ beigegeben und nie wieder gedruckt wurde, ist den Lesern von Sealsfield nicht allgemein bekannt. Sie ist eine der ersten Versuche des Dichters, und verspottet die frühsten deutschen und irischen Ansiedler in einer drolligen, humoristischen Weise, in dem Stil der „Knickerbocker History of New-York“, von Washington Irving gehalten.

Christophorus, ein dummer aber gutmütiger pennsylvanischer Bauernjunge tritt die aus fruchtbaren Feldern bestehende Hinterlassenschaft seines Vaters an. Wie prachtvoll und wohlgenährt sie aussehen, verglichen mit den vernachlässigten Ländereien seiner trägen irischen Nachbarn. Alle die verständigen heiratsfähigen Mädchen sind nicht unempfindlich dafür, auch Jemima nicht, die muntere Tochter der O'Doughertys. In einer sogenannten „Frolic“ bei der die Nachbarn zusammenkommen, um das Welschkorn seiner Hülsen zu entledigen, kommt sie durch Zufall oder Absicht an die Seite des reichen Toffel, wie er allgemein genannt wird, zu sitzen. Aber die zarten Aufmerksamkeiten, mit denen das gutherzige Mädchen seinen dickfelligen Gefährten überschüttet, werden von diesem gar nicht bemerkt, bis beide jungen Leute auf einmal einen roten Kornkolben dem Korbe entnehmen. Aber selbst das wäre dem ehrlichen Toffel entgangen, hätte nicht Jemima in ihrem Schrecken so laut aufgeschrieen dass die ganze Gesellschaft aufmerksam wurde und das Ereignis mit der vollen Kraft ihrer fünfzig Stimmen verkündigte. Toffel, einmal aus seinem Gleichmut aufgeweckt, ist jedem Vorfall gewachsen, und wohl wissend, was die Mitwelt von ihm erwartet, bricht er

sich durch die, um sein scheues, errötendes Opfer gescharte Menge männlich Bahn, und drückt mit seinem umfangreichen Munde einen schmatzenden Kuss auf des Mädchens schmollende Lippen. Das entgültige Resultat dieses Kusses ist seine Hochzeit mit der schlauen, kleinen Jemima, zum grössten Kummer der deutschen sowohl als der irischen Bevölkerung, welche beiderseits wütend sind, dass jemand aus ihren Kreisen sich durch solche Heirat erniedrige.

Jemima war nun die Herrin von viel besseren Feldern als sie in ihrer Jugend gewöhnt war. Sie regierte ihren Mann unumschränkt, der so gutmütig „wie ein Hippopotamus“ war. Sie zwang ihn sogar, das grosse graue Pferd, das er einst so stolz zur Kirche und den Gebetversammlungen geritten hatte, abzugeben. Nun trug es die Frau und Toffel musste zufrieden sein auf dem kleinen Pony neben ihr her zu traben.

Aber Stolz kommt zu Fall, und eines Tages geschah es, dass das grosse Tier mit ihr durchging und auffallenderweise war sie, ehe Toffel ihr zu Hilfe eilen konnte, verschwunden, obgleich das Pferd späterhin aufgefunden wurde. Es lag klar auf der Hand, dass sie von Indianern geraubt worden war, und der entsetzte Gatte machte sich sogleich mit vielen Nachbarn zur Verfolgung auf, aber ihre wiederholten Versuche, die Spur der Verlorenen zu finden blieben erfolglos. Mittlerweile war die unglückliche Jemima eine tonangebende Person in einem Indianer-Dorfe, weit weg an den Ufern des Miami Flusses, geworden. Sie hatte das Lager halb zivilisiert und obgleich sie von allen geliebt wurde, hatte sie doch grosses Verlangen nach ihrem gutmütigen Toffel und seinen fetten Feldern.

Fünf Jahre waren so verflossen und sie stand nun nicht mehr im Verdacht Fluchtgedanken zu hegen. Aber Jemimas Pläne waren wohl überlegt, und als die Krieger

wieder einmal ihren Winterjagdzug begonnen, vollbrachte sie die Flucht. Sie machte sich zu Fuss auf den Weg, bis sie nach vierwöchentlicher, mühseliger Wanderung ihre alte Heimat in Toffelsville am Alleghany Fluss erreichte. Toffel jedoch, dem stetigen Drängen seiner Verwandten nachgebend, hatte mittlerweile eine andere Frau von deutscher Abkunft genommen, in dem festen Glauben, dass Jemima nie wiederkehren würde. Als nun die erste Frau doch wirklich wieder kam, wurde die Sachlage im höchsten Grade verwickelt. Toffel, der sowohl beide Frauen wie auch Gerechtigkeit liebte, war dafür, den Fall vor einen höheren Richterstuhl zu bringen, aber Jemima, die bitterlich enttäuscht und gekränkt war, weil ihr eigenes Kind sie nicht wieder erkannte, überliess, kurz entschlossen, ihrer deutschen Rivalin das Schlachtfeld und kehrte zu Fuss, wie sie gekommen, nach dem Indianer Dorfe zurück. Hier nahm sie endlich die oft zurückgewiesene Hand des Häuptlings „Tomahawk“ an, den sie bald so vollständig tyrannisierte wie zuvor den Toffel; sie zwang ihn sogar zum pflügen und er musste arbeiten wie ein Mann der Kultur. Als ihre Ländereien dem Staat einverleibt wurden, sicherte sie sich ihre Ansprüche und wurde dadurch wohlhabender als alle anderen Grenzansiedler in dieser Gegend. Ihre Familie bestand hauptsächlich aus rotbraunen Söhnen, die jedoch, gleich ihrem Vater, dem grossen Häuptling Tomahawk, nicht nach indianischen, sondern nach Grundsätzen der Yankees erzogen, und alle gute Bürger der Vereinigten Staaten wurden.

Im Jahre 1835 veröffentlichte Sealsfield ein Werk, welches die ungeheure Macht des Geldes über die Schicksale der Welt behandelt, nämlich: *„Morton oder die grosse Tour“*, welches jedoch Torso geblieben ist. Morton, der Enkel eines der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung, hat sein ganzes Vermögen auf eine einzige

Karte gesetzt. Während er einer Vorstellung Richards in Philadelphia beiwohnt, sieht er eine Erscheinung, die nach Seemannsaberglauben ihm den Verlust seines Schiffes anzeigt. Morton eilt nach den Ufern des Delaware, aber ehe er seine Absicht, in den Fluss zu springen, ausführen kann, wird er von einigen Seeleuten zurückgehalten, die mit ihm den Verlust des prachtvollen Schooners „Mary“ bejammern. Mittlerweile sind seine Freunde herbeigeeilt, welche den verzweifelten jungen Mann nach seiner Wohnung in Chestnut-Strasse tragen. Sein Entschluss, Selbstmord zu begehen, steht jedoch fest, und am nächsten Tag besteigt er sein Vollblutpferd „Cyrus“ und reitet ohne zu halten, bis er den Susquehanna in der Nähe von Harrisburg erreicht. Dort, unter dem Gemurmel der um malerische Felsen schäumenden Wasser, die den Verlust des grossen Häuptlings und Volkes der Susquehanna zu beklagen scheinen, bereitet sich Morton zu dem tötlichen Sprunge vor. Da kommt eine Familie deutscher Bettler heran, die trotz ihrer Armut und Verworfenheit doch hartnäckig an ihrem bischen Leben und Hoffnung hängen und so den stolzen Abkömmling eines Vaters der Revolution beschämen. Dieser Gegensatz wird Morton durch Colonel Isling, einen wohlhabenden Gutsbesitzer, der auf dem Wege nach seiner pennsylvanischen Heimat an der Gruppe vorbeikommt, zum Bewusstsein gebracht. Der tapfere alte Colonel war ehemals hessischer Soldat, der die englische Fahne für die Sache der Freiheit verlassen hatte, und der, als er nun vernimmt, dass der leichtsinnige junge Mann ein Enkel Mortons, seines alten Waffengefährten ist, seine Anstrengungen verdoppelt, um in diesem neue Lebenslust zu erwecken. Nachdem unser Held in dem angenehmen Familienkreise der Islings das Süsse des menschlichen Daseins wieder gekostet hat, erhält er von dem Colonel einen Empfehlungsbrief an Girard.

Colonel Isling erbietet sich auch, Mortons Schuld bei dem Bankier in Philadelphia zu übernehmen und ihm in Louisiana, wo die Morton'sche Familie noch ein grosses Stück unkultiviertes Land besitzt, als Pflanzer weiter zu helfen. Aber Girard, der für den unbesonnenen, aber kühnen jungen Spekulanten Zuneigung gefasst hat, kreuzt die Pläne des guten alten Deutschen und nimmt Morton in seinen eigenen Dienst. Das sechste Kapitel, in dem sich dies abspielt, welches „Das Levee des alten Stephy" oder „We are in a free Country" genannt wird, ist das fesselndste des ganzen Buches und enthält auch einige der glaubwürdigsten Anekdoten, die über den alten Kaufherrn in Umlauf sind, z. B. die Entlassung des ungehorsamen Seekapitäns, welcher Girards Verwandte aus der Gascogne gebracht hatte, die charakteristische Antwort auf die Bitte der Aristokratie von Philadelphia um Überlassung des Penn Square und die Vernichtung des schon ausgestellten Wechsels vor den Augen eines gierigen Geistlichen, der Geld für seine Kirche sammelt. Morton wird nach Paris und London geschickt, um den Einfluss der politischen Umwälzungen von 1827—30 auf den europäischen Geldmarkt im Interesse Girards und seiner Verbündeten zu beobachten. Er gewinnt durch seine schlaue Beobachtungsgabe das Vertrauen seiner Auftraggeber und wird in London in demselben Hause mit dem schrecklichen Lomond einlogiert, der eine Grossmacht in der Finanzwelt ist. Dieser Mann, obgleich er die wunderliche Laune hat, in einem obskuren Teil der Stadt zu wohnen, empfängt doch täglich den Besuch der höchsten Würdenträger des Königreiches und viele derselben, deren Extravaganzen sie in seine Hände gegeben haben, werden aufs tiefste gedemütigt. Er kennt keinen anderen Genuss im Leben, als den, sich an Stolz, Schönheit und Reichtum zu rächen, er ist ein Wurm, der an der Wurzel der Aristokratie und jeder bestehenden Einrichtung nagt.

Wenn er seine Erfahrungen und Erlebnisse, in denen er die Rolle eines unerbittlichen Dämons spielt, zum Besten giebt, mag es dem Leser wohl wie Morton gehen, den „eine Gänsehaut nach der anderen“ überläuft.

Lomond betet den Mammon wegen der Macht an, die er verleihen kann: „Geld ist Macht“ ist sein Schlagwort. „Zehn sind wir, über die ganze Welt zerstreut und doch täglich, ja stündlich zusammen, durch keine Bande und doch wieder durch die innigsten Bande verschlungen, die des gemeinschaftlichen Interesses, das der Welt eine neue Gestalt geben soll, früher oder später geben wird, muss. In London sind wir fünf. Alle Wochen versammeln wir uns, vergleichen Noten und bestimmen den Gang der Weltverhältnisse. Die Mysterien der Finanzen dieses und aller Reiche und ihrer Existenz liegen klar vor unseren Augen. Kein Reich, keine Familie, kein Stand, der je mit uns in Berührung gekommen, ist unserem anatomischen Messer entgangen.“

„Wir halten die Bildungsfäden der Existenz jedes Staates, jeder Familie, von der allerhöchsten bis zur niedrigsten, in unserer Hand. In unserer Vollmacht stehen Milliarden, stehen Staaten und Familien, Könige und Kaiser; es sind Noten wie im Buche des ewigen Richters. Der öffentliche Kredit und das häusliche Wohl, die Wohlfahrt der drei Königreiche und aller Reiche der zivilisierten, das heisst der schuldenden Welt, des Handels und des Wandels hängen von unserem Wink und Willen ab. Was ist die erbärmliche geheime Polizei des ganzen Kontinents gegen die unsere, die wir bezahlen, die Herren der Welt, denn das werden wir sein, früher oder später.“

Früher schon hat Morton durch Girard folgendes gehört:

„Der Grosshändler ist eine souveräne Macht, in gewisser Beziehung so souverän wie der Monarch, der im

Lande regiert. Es ist nicht das Land, das die Macht verleiht, es sind die Menschen, und der Grosshändler hat so gut seine Unterthanen, seine Regierungsbeamten, sein Reich, seine Allianzen, selbst seine heilige Allianz, wie die grossen Mächte Europas.“

Und dann: „Wir kämpfen gegen die Aristokratie der Geburt, oder wir kämpfen für uns. Immer aber gewinnt die Menschheit dabei, denn aus dieser manus mortua der Aristokratie, dem toten Meere, in dem alle Flüsse und Fische sterben, zu gelangen, ist schon ein Gewinn für die Welt, mit dem sie einstweilen zufrieden sein kann.“

Dieses sind die Ideale der Mammonanbeter, deren Handwerkszeug Morton geworden ist. Durch seine Verbindung mit Lomond schwingt er sich schnell zu einer beneidenswerten Stellung auf, junge Edelleute von höchstem Rang suchen seine Gesellschaft. Der Träger wichtiger politischer Sendungen seines Vaterlandes wird in ihm vermutet und die allgemeine Neugierde, auszufinden, welcher Art diese sein könnten, macht ihn nur noch bedeutender. Eines Abends werden wir von einem Palast zum anderen geschleppt und sind Zeuge von Gesellschaften der unübertrefflichsten Pracht; in einem dieser vornehmen Häuser aber, nach einer langen eintönigen Rede von dem, gleich seinen Zuhörern unter dem Einfluss des Champagners stehenden Morton, bricht die Erzählung plötzlich ab. Wir erfahren weder, ob unser Held im Dienste Girards verbleibt oder ob er zu seinen rechtschaffenen Freunden den Islings in Pennsylvania zurückkehrt, — noch ist das grosse Bild, die Welt in den Klauen Mammons darstellend, über die Umrisse ausgeführt. Der Dichter scheint das Fragment liegen gelassen zu haben, um andere ihm mehr zusagende Arbeiten zu vollenden.

Im Jahre 1837 besuchte Sealsfield wieder die Vereinigten Staaten, hauptsächlich um neue Eindrücke für zukünftige litterarische Werke in sich aufzunehmen.

Der Ruhm seiner Schriften war ihm voraus geeilt und wo er hinkam, wurde er sehr gut aufgenommen. Es heisst, dass er Präsident Jackson im weissen Haus einen Besuch abstattete. In diesem Jahr hatte „Old Hickory“ seinen zweiten Amtstermin beendigt, und unser Dichter, der so oft seine Bewunderung für den abgehenden Präsidenten ausgesprochen hatte, wurde ohne Zweifel mit einem warmen Empfang belohnt. Hon. Joel R. Poinsett, von 1837—41 Kriegssekretär, war ein guter Freund Sealsfields, und ihm widmete der Dichter sein Kajütenbuch (1841). Poinsett war im Jahre 1822 und ebenfalls von 1825—29 Gesandter in Mexiko, eine Stellung, die in diesen ereignisvollen Jahren von grosser Verantwortlichkeit war. Sealsfields Bekanntschaft mit ihm stammte wahrscheinlich aus der Zeit, als er Mexiko bereiste und wenn die Erzählung „Süden und Norden“ aus selbst gemachten Erfahrungen hervorgegangen ist, so hatten der Dichter und seine Reisegesellschaft ihre persönliche Sicherheit nur der Geschicklichkeit und Energie des amerikanischen Gesandten zu verdanken. Unter Sealsfields Freunden, die mit der amerikanischen Tagespresse verbunden waren, verdient Robert Walsh genannt zu werden, der Redakteur der National-Gazette und der American Quarterly Review, der nach 1837 Gesandter der Vereinigten Staaten in Paris war.

Die erste litterarische Frucht dieser Reise nach Amerika war ein Werk *„Neue Land- und Seebilder, oder die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* benannt (4 Bände, Zürich, Schulthess & Co.). Eine englische Übersetzung dieses Romans, welche 1846 in New-York erschien, führt den sehr bezeichnenden Titel: „Rambleton, a Romance of Fashionable Life in New-York during the Great Speculation of 1836“, aus dem Deutschen von Seatsfield (eine öfters vorkommende Verwechselung mit Sealsfield). Die Erzählung beginnt am

Züricher See in der Schweiz. Rambleton, ein reicher, junger Amerikaner, der von der Dame seiner Wahl abgewiesen worden war, versucht diese auf einer europäischen Reise zu vergessen. Während er auf dem Züricher See herumsegelt, trifft er eine Gesellschaft von Deutschen, denen er sein Boot anbietet, sich ihnen jedoch nur widerstrebend anschliesst. In Erwiderung seiner Gefälligkeit wird er in das Haus seiner Bekannten eingeladen, die sich als Leute von Rang, Baron Schochstein und Familie, vorstellen. Luitgarde, ein bescheidenes und warmherziges Mädchen, hat den nachdenklichen jungen Amerikaner mehr gefesselt, als er selbst bemerkte, denn nachdem er sich von seiner angenehmen Umgebung losgerissen hat, fühlt er erst, dass er rettungslos in das deutsche Mädchen verliebt ist. Briefe, die Rambleton von zu Hause erhält, veranlassen seine schleunige Rückkehr. Baron Schochstein, der viel Geld in den Vereinigten Staaten angelegt hat und gleichfalls Nachricht von der finanziellen Krisis erhält, schickt seinen Sohn Wilhelm hinüber, um seine Interessen wahrzunehmen. Rambleton ist mittlerweile von Havre abgesegelt und seine Überfahrt giebt dem Dichter die Gelegenheit zu einer ausgezeichneten Beschreibung eines Seesturmes mit allen seinen Schrecken. Wilhelm v. Schochstein, der Havre nicht rechtzeitig erreichte, um in demselben Boot mit Rambleton die Ozeanreise zu machen, nimmt das nächste, welches ihn zufällig noch früher nach New-York bringt. Die Freunde treffen sich im New-Yorker Hafen, da Schochstein, ungeduldig, Rambleton zu sehen, ihm in einem Boot entgegengefahren ist. Bei ihrer Landung sehen sie im Vorübergehen Dougaldine, die Heldin des Romans. Der Deutsche, der keine Ahnung davon hat, dass sie seines Freundes verlorene Liebe ist, spricht seine Bewunderung für ihre grosse Schönheit offen aus. Rambleton verlässt ihn daraufhin ganz plötzlich, indem er

ihm Glück in Herzensangelegenheiten wünscht. Der junge deutsche Baron, der die wohlbekannte Firma Schochstein & Co. vertritt, wird überall gut aufgenommen und geniesst auch die Gastfreundschaft des alten Ramble, dessen Tochter Dougaldine ein Stern der New-Yorker Gesellschaft ist. Als unsere reizende Schöne dem anziehenden Fremdling vorgestellt wird, empfindet sie zum erstenmal in ihrem Leben die Macht der Liebe. Alle ihre zahlreichen Liebeleien waren beim Anblick des lockenköpfigen Deutschen aus ihrem Gedächtnisse ausgelöscht und hatten einer plötzlichen, tiefen Zuneigung für denselben Platz gemacht. Sie weist nun die Aufmerksamkeiten ihres Vetters Erwin Dish, der sie, auf ihre Verwandtschaft pochend, mit seiner Gegenwart belästigt, so oft er will, energisch zurück. Welch ein Gegensatz — dieser New-Yorker Dandy, dessen skeptischer Geist sich nicht über Wuchergeschäfte und luxuriöse Diners zu erheben vermag, verglichen mit diesem makellosen jungen Edelmann, dessen aristokratische Haltung niemals erkünstelt ist. Doch ist Erwin nicht zu verachten, er ist der Löwe der New-Yorker Hautevolée, eine Autorität in Modesachen, über allen Zweifel mustergültig, was Kleidung anbelangt, und sehr korrekt in seinem Benehmen. Er steht hoch in der Achtung seines Onkels Ramble, denn dieser hat keinen anderen jungen Mann zur Verfügung, der in einem Jahre 50000 Dollars aus nichts machen kann. Seitdem Erwin in den geheimnisvollen Kreis, dessen Beschäftigung in der Einhandlung von Wechseln zu hohem Diskonto und im Wucher bestand, aufgenommen war, hatten sich seine Talente rasch Geltung verschafft, er wurde einflussreich und als einer der besten Kandidaten im Heiratsmarkt betrachtet. Ohne sich aufzulehnen oder ein Wort von Liebe fallen zu lassen, war er bei allen Festlichkeiten des vorhergehenden Winters der treue Sklave seiner schönen Kousine

gewesen. Niemand konnte sagen, dass Mr. Dish nicht ein mutiger junger Mann sei, denn er war aus zwei Duellen, die er um Dougaldinens willen ausgefochten hatte, als Sieger hervorgegangen. In der letzten Zeit waren Erwins Besuche häufiger und seine Unterhaltung persönlicher geworden, obgleich ihn Dougaldine nicht ermutigte, fiel es ihr doch ebensowenig ein, ihn zu vermeiden. In New-York war jedermann überzeugt, dass sie ihren Vetter heiraten würde und Erwin hatte sogar schon Vorbereitungen für dieses Ereignis getroffen. Er hatte mit dem alten Ramble gesprochen, der wohl zufrieden war, vorausgesetzt, dass seine Tochter ihre Einwilligung gebe. Erwin Dish ist nicht der Mann, der mit sich spielen lässt. Als er bemerkt, dass ihn seine Kousine zu demselben Schicksal verurteilen will, wie seine Vorgänger, beschliesst er, sie zur Heirat zu zwingen.

Demgemäss fasst er seine Pläne. Die günstige Gelegenheit wahrnehmend, zu der Zeit, in welcher das Geld sehr schwer zu haben ist, gerade vor dem grossen Finanzkrach im Jahre 1836, präsentiert Erwin seinem Onkel einen Schuldschein von 20000 Dollars, da er gut genug weiss, dass dieser ihn nicht in der fälligen Frist einlösen kann. Ramble, der gutmütig des jungen Finanzmannes Streich belächelt, hat keine Ahnung, wie gefährlich seine Lage ist. Er verlässt New-York, um in Acreshouse am Hudson, der Besitzung seines Bruders, sich eine kurze Ruhepause zu gönnen. Dougaldinens Warnung, die Stadt nicht zu verlassen, schenkt er kein Gehör, und sie begleitet ihren Vater.

Die Erzählung geht nun um mehrere Generationen zurück und macht uns mit der Familiengeschichte der Rambles und Rambletons bekannt. Ursprünglich eine Familie, gehörten sie zu den ersten holländischen Kolonisten in Neu-Amsterdam. Diese alten Rambles waren streitlustige Gesellen, die mehr als eine Expedition gegen die

Indianer leiteten und endlich eine Gesellschaft Yankee-Ansiedler von den Ufern des Hudson vertrieben. Für diese Heldenthat wurden sie mit der verlassenen Ansiedlung belohnt, die zu der Zeit jedoch nicht mehr wert war als die zurückgelassenen baufälligen Schweineställe, aber jetzt eine der wertvollsten Besitzungen am ganzen Hudson geworden war. Die Familie Ramble teilte sich bald in verschiedene Zweige, wovon der eine am Hudson verblieb, mehr die alten Familienüberlieferungen beibehielt und zu Macht und Reichtum gelangte, während der nach New-York verpflanzte nicht in derselben erfolgreichen Weise weiter gedieh, wie die fleissigen Farmer am Hudson. Brom IV. in New-York, der nichts von seinem verschwenderischen Vater ererbte, war jedoch bestimmt, seinen Familienzweig wieder zu Ansehen zu bringen. Nach einer erfolgreichen Laufbahn als Schenkwirt heiratete er eine Tochter von Mrs. Dish und gewann so Zutritt zu der Gesellschaft. Da er jedoch nichts auf die feine Welt gab, war er nur darauf bedacht, dass seine Tochter Dougaldine um jeden Preis darin glänzen solle. Die Familie in Acreshouse hatte sich Rambleton genannt, erstens um ihre Verwandtschaft mit den Tonners zu zeigen und zweitens, um sich von ihren armen Verwandten in New-York zu unterscheiden. Aber seitdem die beiden Zweige der Familie Ursache hatten, aufeinander stolz zu sein, waren sie willig, den Streit ruhen zu lassen, und so kam bald eine Aussöhnung zu stande.. Dougaldine verlebte einen grossen Teil ihrer Kindheit mit ihrem Vetter Rambleton in Acreshouse, und die Eltern hofften, dass die Gespielen eines Tages Mann und Weib werden würden. Der junge Rambleton besuchte Yale College und Dougaldine kam in ein feines Mädchen-Pensionat. Erwin Dish begleitete seinen Vetter nach Yale und half ihm sein Geld durchbringen, da er aber keine Lust zum Studieren hatte, blieb er nicht lange dort.

Nach sieben Jahren, als Rambleton seine Ferien am Lake George verbrachte, traf er mit Dougaldine zusammen, sie erkannten sich jedoch gegenseitig nicht, trotzdem sie eine Liebelei anfingen, die ernste Folgen haben sollte. Sie sahen sich dann später in Saratoga unter sehr unangenehmen Umständen wieder. Erwin, der Löwe unter den Stutzern, hatte sich der Aufgabe, Harry in seine Künste einzuweihen, unterzogen, aber als sie nach einer langen Fahrt in der Sonnenhitze in Saratoga ankamen, betrat Harry, mehr seinem hungrigen Magen, als dem Gebot seines Lehrers folgend, den Speisesaal in Congress Hall mit verbranntem Gesicht und bestaubtem, vernachlässigtem Anzuge. Er war gerade im Begriff, sich zu beglückwünschen, dass er unerkannt aus dieser Prüfung hervorgehe, als zu seinem grössten Schrecken die Flügelthür gerade vor ihm aufging und seine reizende Bekanntschaft vom Lake George in Begleitung Erwin Dishs eintrat. Harry, der nicht entdeckt sein wollte, verliess den Saal so schnell als möglich, aber Dougaldine erkannte ihn von weitem, zwar nicht als ihren feinen Kavalier vom letzten Sommer, doch als Harry Rambleton, den sonnverbrannten, hochmütigen Knaben von Acreshouse, der ihr immer die Vogeleier weggenommen hatte.

Erwin, der sich den Anschein gab, als wolle er alles ins rechte Geleise bringen, denkt sich nun einen Plan aus, um Dougaldine, der Königin von Saratogas Schönheitskongress, einen Possen zu spielen. Harry wird durch den Gebrauch von Erwins kosmetischen Mitteln und geniale Lehren ganz umgewandelt. Auf dem grossen Ball am nächsten Abend wird er als Mr. Digby von Digbybell, als Angehöriger einer alten Familie in Virginien, vorgestellt und verfehlt nicht, auf die gefeierte Schönheit einen guten Eindruck zu machen. Sie erkennt in ihm ihren unbekannten Anbeter vom Lake George

und nimmt bald seinen Antrag an. Der alte Ramble hält die Sache für einen köstlichen Spass, empfängt Harry mit offenen Armen und beglückwünscht Erwin zu seinem diplomatischen Handeln, welches dieser im stillen jedoch tief bedauert. Harry richtet verschiedene Briefe an seine Verlobte und versucht, den Weg zu einer Aufklärung anzubahnen, aber Dougaldine will gar nicht aufgeklärt sein. Ein Hauptgrund, dass sie Digbys Werbung angenommen hat, ist der, dass sie sich dadurch von ihrem Vetter Harry und den lästigen Tanten und Onkels befreien will.

Harry hält es deshalb für das klügste, seinen Ratgebern zu folgen und seine Identität mit Digby nicht einzugestehen. Nur Harrys Eltern wollen nicht bei dem Betrug mithelfen. Die Hochzeitsvorbereitungen werden jedoch getroffen und die New-Yorker Zeitungen sind mit Berichten über den wunderbaren Trousseau der gefeierten Schönheit gefüllt.

Einige Freunde der Braut, die in das Geheimnis eingeweiht sind, versuchen sie zu überzeugen, dass Rambleton eine bessere Partie sei als der unbekannte Virginier, aber Dougaldine will nichts davon hören, und Harry, dessen Mut geringer ist als seine Liebe, verliert die letzte Gelegenheit, seine Sünde zu beichten.

Es wird Dougaldine nicht gesagt, dass die Hochzeit in Acreshouse gefeiert werden soll, weil sie sonst Verdacht schöpfen und nicht in die Falle gehen werde. Als das Boot, welches sie von New-York nach Acreshouse bringt, dort anlangt, wird sie mit Kanonenschüssen empfangen und beim Anblick der vielen versammelten Gäste dämmert ihr zuerst eine Ahnung der Wahrheit. Als sie landet, verraten ihr Onkel und Tante Rambleton sogleich den schändlichen Betrug, der ihr gespielt worden ist. Harry nimmt die ganze Schuld auf sich und fleht um Verzeihung. Sogar seine eigenen schwer gekränkten

Eltern werden durch seine Verzweiflung gerührt. Der alte Ramble und einige Verwandte, denen alles daran liegt, die Verbindung der beiden einflussreichen und wohlhabenden Familienzweige zu stande zu bringen, bitten Dougaldine, nachzugeben. Aber die Königin der Schönheit, obgleich sie, wie die Geschichte später beweist, verzeihen kann, bleibt sich selbst getreu. Aufs tiefste verletzt durch die habsüchtigen Wünsche ihres Vaters und der Verwandten, nimmt sie einen günstigen Augenblick wahr, ehe die Ceremonie stattfinden soll. entflieht aus der festlichen Umgebung und geht mit dem nächsten Boot nach New-York zurück. Sie wird von ihrer Gesellschafterin und ihrem Vetter Erwin, der bei der ganzen Geschichte die Rolle des Jago gespielt hat, begleitet, und nun probiert der letztere, den armen Harry bei seiner Verlobten anzuschwärzen und sich in ihrer Gunst festzusetzen. Harry Rambleton geht mit gebrochenem Herzen nach Europa, ohne von jemand Abschied zu nehmen. Dougaldine und Erwin machen sich wieder zu Anführern der Gesellschaft in New-York und ihre weitere Lebensgeschichte ist bereits bis zur Ankunft Wilhelm von Schochsteins mitgeteilt.

In der gefährlichen Situation, in welcher sich unsere Heldin ihrem Vetter Erwin gegenüber befindet, verlangt sie nun sehr, ihre Tante Rambleton, deren guten Willen und Rat sie höher als irgend einer anderen Person stellt, zu sehen. Als sie mit ihrem Vater in Acreshouse, das vor neun Monaten ein Ideal an Ordnung und Wohlhabenheit gewesen, anlangt, findet sie das Gut in schrecklich vernachlässigtem Zustand. Die grossen Felder sind nicht gepflügt, die Zäune nicht ausgebessert worden, der botanische Garten ist ein Tummelplatz der Hühner und Schweine und die alte Turmuhr, „die Amsterdam", steht zum ersten Male in diesem Jahrhundert still. Onkel und Tante haben sich ganz der Verzweiflung hingegeben

wegen dem vermeintlichen Verlust ihres Sohnes Harry. Dougaldine sieht nun die Grösse des Unglücks ein, das sie über ihre gütigen Verwandten gebracht hat, und sie nimmt sich vor, dem alten Stammsitz Glück und Frieden wieder zu geben, welches Opfer sie auch zu bringen habe. Obgleich sie den melancholischen Jüngling Harry ebensowenig liebt wie ihren anderen Vetter, den Löwen der Gesellschaft, so sagt sie doch ihrer Tante, dass sie bereit sei, den ersteren zu heiraten. Diese Erklärung trifft mit der Nachricht zusammen, die Onkel und Tante erhalten, dass ihr Sohn Harry wieder in New-York erschienen sei und zwar in Begleitung Wilhelm von Schochsteins, eines deutschen Barons. Diese frohe Botschaft rüttelt die Alten aus ihrer Unthätigkeit auf; die Taglöhner und trägen Neger werden wieder zur Arbeit angehalten und die alte „Amsterdam“ verkündigt wie zuvor die Tagesstunden. Rambleton und Schochstein bleiben augenscheinlich eine Weile in New-York, wenn auch nicht zusammen. Der Deutsche wird in die beste Gesellschaft eingeführt und bemüht sich, auch etwas über amerikanische Politik zu erfahren, er thut dies, indem er Massenversammlungen und „Primaries“ besucht, wo er aber oft teuer für seine Erfahrung bezahlen muss. Dougaldine liegt unterdessen am Fieber erkrankt zu Acreshouse und während ihres Deliriums warnt sie ihre Onkels vor Erwin Dish; sie scheint in grossen Sorgen über einen Schuldschein zu sein, den Erwin ihrem Vater zu augenblicklicher Einlösung vorgelegt hat. Onkel Natty, den sie beschwört, die Sache ernsthaft zu nehmen, eilt nach New-York, um sich Gewissheit über die Lage der Dinge zu verschaffen. Der Roman bricht hier unglücklicherweise ab und nirgends wird ein Schluss angedeutet. Sealsfield hat ihn vielleicht in seinem späteren Werk „Ost und West“ fortgeführt, aber das Manuskript des letzteren wurde vor seinem Tode verbrannt.

Mit den Anhaltspunkten, die uns die Erzählung selbst giebt, fällt es nicht schwer, die Absicht des Dichters zu verstehen. Erwin Dish will den Ruin seines Onkels herbeiführen, entweder, um sich an Dougaldine zu rächen oder um sie zur Heirat zu zwingen. Weder Onkel Natty noch die anderen Verwandten können Ramble helfen, selbst die Rambletons sind nicht im stande, Geld auf ihre vernachlässigte Ernte zu borgen. In der höchsten Not erscheint Schochstein wie ein Gesandter des Himmels und rettet Ramble vor dem unausbleiblichen Ruin. Der Kampf zwischen Erwin und Schochstein würde vielleicht in einer ähnlichen Scene seinen Gipfelpunkt erreicht haben, wie die zwischen dem Vizekönig und dem Grafen San Jago, (siehe „Der Virey und die Aristokraten"), wo der Fürst der Finsternis ebenfalls unterliegen muss. Schochstein, in Erwiederung der Gastfreundschaft seines Vaters in Deutschland, wird von den Rambletons nach Acreshouse eingeladen. Dort begegnet er Dougaldine wieder, und ihrer Tante wird es auf einmal klar, dass der fremde Name, den ihre Nichte immer während ihrer Krankheit auszusprechen versuchte, kein anderer als Schochstein ist. Die kluge alte Dame sieht ein, dass Dougaldine ihren Sohn nicht liebt und da sie zu stolz ist, von dem tapferen Mädchen ein solches Opfer anzunehmen, wird Dougaldine von ihrem Versprechen freigesprochen. Das Glück lächelt dem alten Hause der Rambles nun wieder zu, und bald wird eine Doppelhochzeit stattfinden, diejenige Dougaldinens mit dem deutschen Edelmann und die des Amerikaners Harry Rambleton mit Luitgarde, der Schwester Wilhelms von Schochstein, — so die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften schliessend.

Dougaldine, die Gesellschaftsdame, ist der am sorgfältigsten gezeichnete von allen weiblichen Charakteren Sealsfields. Sie ist anziehend, trotz ihrer Koketterie, ist sie natürlich und menschlich. Sealsfields Frauen sind

meistens nicht zufriedenstellend, sie sind entweder direkt aus der Märchenwelt entnommen mit Silberglöckchenstimmen, wie Alexandrine im Kajütenbuch, oder sie sind Bachantinnen, die sich in die Träume eines Einsiedlers drängen, wie die kreolischen Tänzerinnen mit ihren quecksilbernen Bewegungen in den „Lebensbildern“ und im „Virey“. Eine Ausnahme macht jedoch Rachel, des Squatters Frau im „blutigen Blockhaus“. Sie und Dougaldine sind Sealsfields gelungenste Frauengestalten. Rachel ist ein Charakter, den der Dichter ohne Zweifel der Natur nachgezeichnet hat, aber woher nahm er Dougaldine? Wie verschieden ist sie von den Gesellschaftsdamen, die in George Howards Brautfahrt vorkommen.

Im Jahre 1835, zwei Jahre vor Sealsfields Wahlverwandtschaften, erschien Gutzkows „Wally, die Zweiflerin“, später unter dem Titel „Vergangene Tage“ veröffentlicht, ein Buch, das seinem Verfasser den Bann des Bundesrates und drei Monate Gefängnis zur Folge brachte. Für Charles Sealsfield, welcher damals in der Schweiz wohnte, war das Verbot des Buches dessen beste Empfehlung. Es machte unzweifelhaft einen tiefen Eindruck auf ihn, und von den darin vorkommenden Charakteren nahm er die Idee zu seinen eigenen Schöpfungen Dougaldine und Erwin Dish.

Die Ähnlichkeit ist eine so in die Augen fallende, dass es nur zu verwundern ist, wie sie bisher der Aufmerksamkeit entgehen konnte. In seinen Briefen betont Sealsfield häufig Gutzkows Überlegenheit in der Schilderung von Frauencharakteren, z. B. in dem Brief, 2. Febr. 1860 (No. 41): „Gutzkow weiss sehr vieles, ist in allen Damen und Litteraten, Boudoir und Studierstuben einheimisch. Die Frauen überhaupt weiss er mit meisterhaften Zügen auszustatten.“

Wally und Dougaldine übertreffen beide Aphrodite an Schönheit, sie verachten ihre Verehrer, bis sie endlich

selbst dem Zauber eines festen, aber cynischen männlichen Geistes verfallen. Erwin Dish, wie Gutzkows Cäsar, ist der beständige Begleiter der Heldin, ihr pflichtgetreuer Ritter und der unermüdliche Sklave jeder ihrer Launen und Wünsche. Beide sind untadelhaft in Kleidung und Benehmen, haben ein ausgeprägtes Ehrgefühl und zögern keinen Augenblick, sich zu Ehren ihrer Dame in ein Duell einzulassen.

Was Gutzkows Roman zum Verbrechen stempelte, war die Stellung, die er der christlichen Religion gegenüber einnahm. Diese Richtung hatte nicht Sealsfields Beifall, ebensowenig die jung-deutsche Ansicht über das Verhältnis der Geschlechter zu einander; er teilte nicht nur diese Ansichten nicht mit, sondern trat ihnen auch jeder Gelegenheit heftig entgegen. „*Chassez moi ces Philosophs Allemands!*“ rief er einst wie Napoleon Bonaparte, und mit Philosophen meinte er seine Zeitgenossen, welche die Welt zu verbessern wünschten.

In Gutzkows Wally verliert die Heldin ihren Glauben an die christliche Religion durch Cäsars fortgesetzte Beweisführungen dagegen und in einem Augenblick der Verzweiflung tötet sie sich selbst. Ein Zweifel an dem sich in der Natur offenbarenden Gott scheint Sealsfield nie in den Sinn gekommen zu sein; ein ausgezeichnetes Beispiel von Verehrung der Natur ist in „Süden und Norden“ enthalten, wo die amerikanischen Kaufleute zum ersten Male das südliche Kreuz erblicken und Herr Bohne, der deutsche Skeptiker, so durch die Erhabenheit der Scene und den Glauben seiner Mitreisenden bewegt wird, dass er ausruft: „Ich danke Ihnen, das macht mich wieder zum Christen.“ Sealsfields „Wahlverwandtschaften“ beschäftigen sich nicht mit ethischen oder religiösen Theorien, deren Platz wird von Abhandlungen über nationale Charaktereigentümlichkeiten und gesellschaftliche Gebräuche ausgefüllt.

Obgleich Dougaldine durch Gutzkows Wally angeregt wurde, ist sie doch durchaus keine Kopie derselben. Sie zeigt alle Eigenschaften eines amerikanischen Mädchens. In einem Teil der Erzählung ist sie im Begriff, den verkappten Harry Rambleton zu heiraten, allein als sie ausfindet, dass sie abscheulich betrogen wurde, bleibt sie sich selbst getreu, gerade wie sie sich später nicht zur Heirat mit ihrem Vetter Erwin Dish zwingen lässt. Dieser Umstand ist ein schlagender Beweis für des Dichters sichere Beurteilung nationaler Charaktere. Er hat hier die Amerikanerin geschildert, lange ehe Henry James' „Daisy Miller" erschien (1878), oder ehe der moderne realistische Roman die Theorie aufgestellt hatte, dass die gallische oder slavische Frau sich ihrer Leidenschaft, die deutsche sich dem Manne opfert, die Amerikanerin aber sich nicht unterwirft, sondern sich selbst getreu bleibt.[1])

Während Sealsfields Leser das Ende der nur in Umrissen gegebenen Erzählung erwarteten, wurden sie von dem Dichter, wie schon oft vorher, enttäuscht. Aber für diesen Verlust wurden sie entschädigt durch das Erscheinen der Perle aller Sealsfieldschen Romane, nämlich: *„Das Kajütenbuch oder Nationale Charakteristiken"* (Schulthess, Zürich, 2 Bände, 1841). Dieses Buch befasst sich mit der Revolution von Texas gegen Mexiko im Jahre 1835; es enthält auch einige Episoden aus dem Unabhängigkeitskrieg der südamerikanischen Staaten, und eine meisterhafte Beschreibung der St. Jacinto-Prairie, welche als Sealsfields beste litterarische Leistung betrachtet wird. Der religiöse und Ehrfurcht erweckende Einfluss der Natur, ein Lieblingsthema des Dichters, ist in dem Kajütenbuch durch die Erzählung von Bob, dem

---

[1]) Cf. „American Characters in German Novels" by Lida von Krokow, Atlantic Monthly, Dezember 1891.

Mörder, dargestellt, welcher in der schrecklichen Einöde der texanischen Prairie von seinem erwachten Gewissen gepeinigt wird.

Der Plan des Kajütenbuches ist in kurzen Umrissen folgender: Eine grosse Gesellschaft war in Kapitän Murkys Haus, das „die Kajüte“ genannt wurde, weil es in der Form eines Schiffes gebaut war, zum Mittagessen zusammengekommen. Die Versammlung bestand aus Offizieren, Bankiers und Pflanzern vom Mississippi, welche an demselben Tage in dem nur einige Meilen entfernten Natchez den Pferderennen beigewohnt hatten und welche, auf des Kapitäns wohlbekannte Gastfreundschaft bauend, die „Kajüte“ als bequemen Zufluchtsort nach dem Sport erkoren hatten. Nachdem die Tagesneuigkeiten besprochen und die Preise von Baumwolle und Negern abgehandelt waren, wurde die Unterhaltung erst recht animiert, als sie auf den texanischen Unabhängigkeits-Krieg gegen Mexiko kam, der, 1835 beendet, noch frisch in jedermanns Gedächtnis war.

Col. Cracker, ein anmassender, heissblütiger Vertreter der Soldateska Louisianas, machte die unvorsichtige Bemerkung, dass die Bevölkerung von Texas aus Pöbel und verdächtigen Charakteren bestehe. Diese Äusserung fand bei denen Beifall, deren Baumwoll-Interessen durch Texas gefährdet wurden, bis plötzlich einer aus der Gesellschaft, Col. Morse, sich erhob und Col. Cracker aufforderte, seine Aussage zurückzunehmen. Mit Mühe wurde ein Streit verhindert; als sich aber die Gemüter wieder beruhigt hatten, wurde Col. Morse ersucht, zu erzählen, wie er, ein Maryländer aus guter Familie, dazu gekommen sei, nach Texas auszuwandern und dort hervorragenden Anteil an dem Kampfe zu nehmen. Er kam der Aufforderung nach und erzählte folgendermassen:

Durch eine Anerbietung der Texas Land Companie verlockt, hatte er 1000 Dollar für eine grosse Strecke

Landes dort bezahlt, wofür er aber nie einen Rechtstitel erhielt, bis er sich denselben später im Kriege erkämpft hatte. Auf einer Reise, die er unternahm, sich das Land auszusuchen, jagte er einst einem durchgegangenen Mustang nach und verirrte sich dabei in der grossen St. Jacinto-Prairie, deren Beschreibung durch Sealsfield mit Recht so berühmt ist. Der junge Morse reitet vier Tage, ohne einen Bissen zu geniessen, in diesem endlosen Pflanzenmeer umher und seine fieberhaft erhitzte Einbildungskraft zaubert ihm mystische Erscheinungen vor, (die an den „Zauberwald“ in Fouques Undine, einem Werk der romantischen Schule, erinnern). Wie belebt sich seine Hoffnung, als er auf die frische Spur eines Reitpferdes stösst und wie wird er in dieser Hoffnung bestärkt, als er bald darauf eine zweite Spur neben der ersten bemerkt. Wie feuert er sein Ross zu erneuter Schnelligkeit an, die Reiter einzuholen, um, ach nur zu bald, vollständiger Verzweiflung zu verfallen. Er macht nämlich die Entdeckung, dass er drei Tage im Kreise herumgeritten und seiner eigenen Spur gefolgt ist! Zu schwach, um die Zügel noch führen zu können, und kaum fähig, sich im Sattel zu erhalten, schlägt sein Mustang, der sich selbst überlassen bleibt und vom Durst geplagt wird, instinktiv den Weg nach dem nächsten Strome ein und im Eifer, ihn rasch zu erreichen, wirft er seinen Reiter kopfüber in den St. Jacinto-Fluss. Morse wird von Bob, einem notorischen Mörder, gerettet, der erst kürzlich einen Mann ganz nahe an diesem Orte kaltblütig niedergeschossen und ihn unter dem Patriarchen, einem riesigen, weithin sichtbaren Baume, begraben hat. Des Ermordeten letzter Ausruf, ausgestossen in dieser Ehrfurcht gebietenden Natur, hat Bobs Gewissen wachgerufen, und er findet sich unwiderstehlich in die Nähe des Patriarchen, der ihm wie eine rächende Gottheit erscheint, gezogen. Er giebt sich der Idee hin, dass, wenn er den jungen Morse

vom Tode errettet, ihm der verfolgende Geist des ermordeten Mannes Ruhe lassen würde. Deshalb giebt er sich die grösste Mühe, das rasch entfliehende Leben des jungen Mannes zu erhalten. Er bringt ihn zu der Hütte des schurkischen Johnny, wo eine Mulattin den Verhungernden sorgfältig wieder so weit zu Kraft bringt, dass er im stande ist, Bob nach dem Alkalde, einem Amerikaner, der mexikanischer Richter in diesem Gebiete ist, zu begleiten. Bobs Wunsch ist, gehängt zu werden, um von dem Geist des Ermordeten gänzlich befreit zu sein, und seine Reue, die am nächsten Tag in der Beichte, die er dem Alkalden und in einer interessanten Hinterwalds-Gerichtsverhandlung ablegt, zu Tage tritt, ist herzzerreissend. Als sich der Alkalde und Morse allein befinden, spricht der erstere seine Meinung aus, dass Recht und Gerechtigkeit in diesem Falle, speziell für Texas, nicht zur Anwendung kommen sollten. Er ist der Meinung, dass in einem neu der Kultur erschlossenen Lande Männer wie Bob zu wertvoll seien, um einfach aus der Welt geschafft zu werden. Desperate Charaktere, sagt er, Abenteurer sind notwendig, solche, wie es die Normannen waren, als sie England eroberten. Die Normannen (der Alkalde benutzt die Normannen immer als Beispiel, um seine Meinung klarzumachen) waren nicht besser wie Bob, als sie den Grund zu dem grössten Königreich der Welt legten, und wären die Abkömmlinge der Normannen immer nur den Pfad der Tugend und Gerechtigkeit gewandelt, so wären sie jetzt gewiss nicht im Besitz der beiden Indien. Doch trotz der Parteinahme des Alkalde für Bob beschloss die Jury, dessen Wunsch zu erfüllen, und der Mörder wurde nun schleunigst nach dem „Patriarchen“ gebracht, um daran aufgehängt zu werden. Alle Vorbereitungen waren getroffen und Bob hatte schon die Schlinge um den Hals, als ihn der Alkalde plötzlich festhielt, um noch eine letzte Äusserung.

die er noch gern rasch machen wollte, zu vernehmen. Die Mitteilung musste von grosser politischer Wichtigkeit sein, denn in wenigen Minuten waren alle Mitglieder der Jury im Galopp auseinandergestoben, um die amerikanischen Ansiedler unter Waffen zu rufen. Der Unabhängigkeitskrieg gegen Mexiko bricht nun aus. Morse tritt als Colonel in die texanische Armee und leistet seinem neuen Heimatland wichtige Dienste in der Schlacht am Salado-Fluss nahe Santa Espada und bei der Einnahme von San Antonio de Bexar. Bob ist zu einem guten Zweck gerettet, er wird ein tollkühner Soldat, der den Tod sucht, und als Kundschafter ganz unschätzbar. Der grösste Dienst, den er der texanischen Armee leistet, ist, sie zu der Schlacht gegen Santa Anna, welche den Krieg entscheidet, zu führen. Er wird in dieser Schlacht tötlich verwundet und stirbt in den Armen des Alkalden, das Gebet auf den Lippen, das so plötzlich unterbrochen wurde, als er an den „Patriarchen“ gehängt werden sollte.

Die bei Kapitän Murky versammelte Gesellschaft, welche der Geschichte aufmerksam gefolgt war, gab nun die verschiedensten Urteile über die Achtungswürdigkeit eines Charkters wie Bob ab, und die Unterhaltung drohte wieder einen heftigen Charakter anzunehmen, als die Erscheinung des allgemein beliebten Bankpräsidenten den Frieden wieder herstellte. Dieser erklärte die Abwesenheit des Hausherrn, der abgefahren sei, seine Tochter Alexandrine zu empfangen, die von einer Schule in Paris nach sechsjähriger Abwesenheit zurückgekommen. Der Bankpräsident giebt auch Kapitän Murkys Lebensgeschichte zum Besten. Der letztere ist ein ehemaliger Seekapitän, der den Grund zu seinem Vermögen im Kriege der südamerikanischen Republiken gegen Spanien gelegt hatte, als er Schiffe befehligte, welche den Streitenden Vorräte zuführten. Der Kapitän wird als Yankee, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, dargestellt, im

hohen Grade schweigsam, aber ritterlich und gütig gegen die Unterdrückten. Er rettete einst durch seine Geistesgegenwart und grosse Geschicklichkeit einen wohlbekannten Flüchtling, was ihm anfangs sehr in seiner professionellen Laufbahn schadete. Mehrere Jahre später hatte der südamerikanische Patriot eine Gelegenheit, dem Yankee den geleisteten Dienst zu vergelten, als dessen Schiff von den Peruvianern konfisziert wurde. Der erstere, nun ein grosser General in der patriotischen Armee, verkaufte des Kapitäns Schiff und Ladung für ihn zu solchen Preisen, dass Kapitän Murky auf einmal zum reichen Manne wurde. Die Episode der Rettung des Flüchtlings im Hafen von Havana ist eine der fesselndsten kürzeren Skizzen Sealsfields.

Die Geschichte schliesst mit der sentimentalen Werbung von Colonel Morse um Kapitän Murkys Tochter Alexandrine. Er hatte sie in Paris kennen gelernt und als er hörte, dass sie nach Amerika zurückgekehrt war, folgte er ihr. Obgleich sein Onkel, der Bankpräsident, gegen die Heirat ist, gewinnt der Colonel das Herz seiner Dame wie Othello, durch seine Erzählungen von Kriegsabenteuern, und die Einwilligung zur Hochzeit wird gern von ihrem Vater, Kapitän Murky, zugegeben.

Aus diesem Roman über den texanischen Unabhängigkeitskampf können wir des Dichters historische Treue in seinen Werken erkennen. Sein Zweck ist, historische Wahrheiten in Form einer Erzählung wiederzugeben; aber er beschreibt nicht ausschliesslich geschichtliche Personen, sondern erfindet Figuren, welche aus mehreren geschichtlichen zusammengesetzt sind. So die Helden des Kajütenbuchs, der Erzähler des Romans, Colonel Morse, sowie Bob, der den Auswurf der Menschheit repräsentiert und dennoch einem grossen Zweck dienen kann, und der Alkalde, der den Ball der Revolution ins Rollen bringt, sind alles freierfundene Gestalten

die jedoch die Grundzüge der verschiedenen, damals in Texas befindlichen Volkselemente in sich vereinigen. So z. B. als Bob das Lager der Armee Santa Annas ausfindig macht und in dunkler Nacht die entmutigten Texaner auf den Weg zu der Schlacht führt, die ihnen Sieg und Unabhängigkeit geben soll, vollbringt er eine That, die in der Geschichte den Namen des Kundschafters Jem Smith unsterblich gemacht hat. In Beschreibungen von Schlachten und geschichtlichen Einzelheiten versucht Sealsfield möglichst wahrheitsgetreu zu bleiben.

In dieser Erzählung stand der Dichter jedoch der Schwierigkeit gegenüber, aus einer grossen Anzahl widersprechender Berichte sich die glaubwürdigsten auszusuchen. Er sammelte sein Material teilweise aus den Staatsarchiven in Washington und teilweise von Augenzeugen des Kampfes, aber keine dieser Erkundigungen war später als 1837 eingezogen, d. h. zwei Jahre nachdem sich die beschriebenen Ereignisse abgespielt hatten. Besonders hat die Phantasie sich gern mit den Einzelheiten von Santa Annas Gefangennahme beschäftigt, wovon die widersprechenden Berichte der Autoritäten in mexikanischer Geschichte, z. B. Yoakum, Newell und Bancroft Zeugnis ablegen. Um diesen Punkt besser zu erklären und gewissermassen Sealsfields Erzählung zu vervollständigen, folgt hier eine Beschreibung von Santa Annas Gefangennahme, wie wir sie in H. H. Bancrofts Werk „North Mexican States and Texas“ (II, p. 263) finden:

„Inzwischen machte Santa Anna, der als einer der ersten sich zur Flucht wendete, alle möglichen Versuche, um sich zu retten. Ein ausgezeichnetes Schlachtross, das ihm in dem allgemeinen Getümmel in die Hände fiel, besteigend, floh er mit rasender Eile der Vincesbrücke zu, von der texanischen Reiterei verfolgt. Als er die Brücke zerstört fand, zögerte er keinen Augenblick,

sondern sprang von dem hohen Ufer hinab ins Wasser, wo sein Pferd im Schlamm stecken blieb. Trotzdem gelang es ihm mit Hilfe der herannahenden Nacht, sich zu verbergen, er kreuzte später den Bach und setzte seine Flucht zu Fuss fort. In einem verlassenen Hause fand er einige Kleider und seine Uniform ablegend, verwandelte er sich in einen Soldaten mit blauer Baumwolljacke, leinenen Hosen, Lederkappe und roten wollenen Pantoffeln, so suchte er seine Identität zu verbergen und kroch durch Gras und Schmutz in der Richtung nach den Brazos. Aber am anderen Morgen, als einige Reiterabteilungen ausgeschickt wurden, die Gegend gründlich zu durchsuchen, stiess eine derselben auf ein über und über mit Schmutz bedecktes, elend aussehendes Geschöpf, welches an dem Rande eines Abgrundes stand. Die Soldaten brachten ihren Fund ins Lager, und durch Gefangene, welche die Worte „Santa Anna“ und „El Presidente“ ausriefen, wurden sie erst gewahr, welchen Fang sie gemacht hatten.“

Im Jahre 1842 erschien Sealsfields letzter Roman „*Süden und Norden*“, Stuttgart, J. B. Metzler, 1842—43. Dieses Werk beschreibt eine Reise im südlichen Mexiko und ist eine befremdende Mischung von Dichtung und Wahrheit. Sealsfield selbst nennt es „das poetischste meiner Werke“, aber sogar die besten Teile des Buches, die farbenreichen Bilder tropischer Scenerie, sind durch des Autors Effekthascherei gestört. Obgleich niemand dem Buche etwas eigentümlich fesselndes absprechen kann, so dürfen wir ihm doch im Vergleich zu einigen früheren Werken nur eine untergeordnete Stellung geben. Das Tagebuch, welches der Dichter während seiner Reise in Mexiko 1828 führte, dient diesem Roman als Grundlage; die Zeit der Handlung ist jedoch in das Jahr 1825 zurückverlegt, als das Land sich von den letzten überbleibenden Gachupins und deren Anhängern befreite,

und eine Verfassung gleich der der Vereinigten Staaten annehmen wollte.

Eine Gesellschaft Amerikaner, die das südliche Mexiko, die sogenante Schweiz von Amerika, kennen lernen wollen, kommen in den Staat Oaxaca, südlich von Pueblo; sie verlieren ihren Weg in den bergigen Gegenden von Mizteca und Tzapotecan und es begegnen ihnen die schauerlichsten Abenteuer. Die Reisenden sind ein Kentuckyer Namens Cockley, Gourney, ein junger Mann aus den Green Mountains im Staate Vermont, zwei amerikanische Kaufleute Whitely und Hardy und ein Deutscher, Herr Bohne, der zwar das Stichblatt für alle Witze, aber dennoch, seiner allgemeinen Kenntnisse halber, unentbehrlich ist. Hardy, unter dessen Namen sich der Schriftsteller selbst verbirgt, hat den halboffiziellen Auftrag, sich über die Zustände des Landes und seiner Bewohner zu belehren und ganz besonders über die Cochenille-Industrie Bericht zu erstatten, denn seitdem Spanien diesem aufgeweckten Volk die Kultur der Seidenraupe verboten hatte, pflegten sie die Cochenille-Industrie und hatten bald den ganzen Handel in ihre Hände gebracht. Auf Befehl des Gouverneurs hat unsere Gesellschaft eine Abteilung Soldaten mit auf den Weg bekommen, welche angeblich zu ihrem Schutz dienen sollen, allein, was den Reisenden natürlich verborgen bleibt, nur um einen einflussreichen und wohlhabenden Feind der Regierung, der wie ein Fürst auf seinen Besitzungen lebt, gefangen zu nehmen. Das Volk, das jedoch den Zweck der Soldaten durchschaut, misstraut natürlich den Amerikanern ebenso sehr, wie ihren Begleitern. Um die Schwierigkeiten noch zu vermehren, muss sich auch noch der Jüngling aus den grünen Bergen in Mariquita, die wunderschöne Tochter des reichen Don, der in eine Falle gelockt werden soll, verlieben. Die heimliche Ehe zwischen Mariquita und

Gourney, welche die Verbindung zwischen Süden und Norden vorstellen soll, ist gegen die Gesetze des Landes, welche Ehen mit Ausländern und Andersgläubigen verbieten. Die ganze Gesellschaft ist nun in höchster Gefahr; durch Verrat werden sie in einen Mosquito-Sumpf gelockt, in welchem sie durch Menschen-Affen, die Zambos, überfallen werden und kaum sind sie aus diesem schrecklichen Ort gerettet, so kommen sie beinahe in einem Tornado ums Leben. In der Stadt Oaxaca angekommen, wird Mariquita von ihrem Vater aufgefunden und ins Kloster gesteckt, aber durch Gourney wieder daraus befreit. Die Reisenden bleiben in den Händen von Guerilla-Banden, bis sie mit Hilfe des amerikanischen Gesandten endlich in Vera-Cruz ankommen. Mariquita ist Gourney zur Küste gefolgt und da sie befürchtet, dass sie nicht mit ihm gehen dürfe, stürzt sie sich, als er im Begriff ist, abzufahren, ins Wasser. Sie wird jedoch gerettet und an Bord des Kriegsschiffes gebracht, auf welchem der junge Lieutenant Gourney nach den Vereinigten Staaten zurückkehrt. Das Schiff geht jedoch in einem Äquinoctialsturm im Golf mit den Liebenden, sowie allen anderen an Bord, zu Grunde. Hardys Schicksal ist günstiger, — er hat sich auf einen Kauffahrer begeben, der mit einer grossen Quantität Cochenille beladen ist, die er und andere gekauft haben und die ihm, als er an seinem Bestimmungsort angelangt ist, beim Verkauf einen schönen Gewinn abwirft.

Ein nachgelassenes Werk von Sealsfield, das erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde, muss noch erwähnt werden. Der Titel „*Die Grabesschuld*“ [1]) stammt von Alfred Meissner, dem das beinahe unleserliche Manuskript von dem Bruder des Dichters, Joseph Postl,

[1]) „Die Grabesschuld,“ Nachgelassene Erzählung von Charles Sealsfield. Herausg. Alfred Meissner, Leipzig, 1873.

zur Veröffentlichung übergeben wurde. Es ist eine eigentümliche Gespenstergeschichte, voll von seltsamem Humor, die Skizze ist wohl als ein satirischer Ausfall gegen die deutschen romantischen Gespenstergeschichten seiner Zeit zu betrachten.

Mr. Spawn in New-York, als er eines Abends aus dem Geschäft nach Hause kommt, findet sein Wohnzimmer auf ungewöhnliche Weise erleuchtet. Zu seiner Überraschung und Verwunderung findet er einen unheimlichen Fremden gemütlich bei seinem lodernden Kaminfeuer sitzend und Tabaksjauche auf seine kostbaren Fussdecken und prachtvoll gearbeiteten Möbelstücke spritzend. Grabesduft umgiebt das Gespenst und seine hohle Geisterstimme spricht mit dem Humor eines Totengräbers. Er befiehlt seinem zitternden Wirt, ihm gleich eine Flasche Whiskey zu bringen und nachdem er einige Gläser voll davon hinuntergestürzt hat, überwindet er sein Grabesfrösteln genügsam, um sein Erscheinen zu erklären.

„Ich bin jetzt," so begann er, „ein Bewohner von Elysium. Als ich vor vielen Jahren nach meinem Tode dort ankam, suchte ich sogleich ihren Grossvater, Ebenezer Spawn, dort auf, der mein Waffengefährte in dem Unabhängigkeitskrieg war. Aber nirgends konnte ich ihn finden und hörte endlich, dass er noch im Grabe liege, weil er eine Summe, die er Jeremia Cobb, das bin ich selbst, schuldete, nicht bezahlt hatte." Diese Schuld war das Resultat einer Wette, ob nämlich eine gewisse Erscheinung, die sie beide bei ihrer letzten gemeinschaftlichen Heldenthat erschreckt hatte, ein Gespenst gewesen oder nicht. Dieses konnte natürlich erst entschieden werden, nachdem beide Parteien mit Tod abgegangen waren, da wurde denn klar bewiesen, dass Ebenezer Spawn gelogen hatte, als er behauptete, die vorhergenannte Erscheinung sei kein Gespenst gewesen. Der Schatten

von Jeremia Cobb käme deshalb, aus Mitgefühl für seinen alten Gefährten, um das Geld, zehn Dollars drei Shilling und sechs Pence, einzukassieren, und er käme gerade jetzt, weil Amaziah Spawn in letzter Zeit so grossen Erfolg im Geschäft gehabt hätte; sobald die Schuld bezahlt sei, könne der Grossvater das düstere Grab verlassen und stolz in den Gefilden der Seligen mit den anderen Helden der Revolution lustwandeln. Dieser Mahnung an die Grossmut des Enkels wurde gern Folge geleistet und der Geist, nachdem er das Geld sorgfältig gezählt und noch einige Gläser Whiskey geleert hatte — Geister essen nichts — fasste endlich Mut zu seiner langen Wanderung durch den Tartarus nach Elysium. Auf seinem Wege jedoch fiel er beinahe über Mrs. Spawn und andere Mitglieder des Hauses, sie fast zu Tode erschreckend. Die Skizze blieb unvollständig; eine Fortführung derselben hätte wahrscheinlich die haushälterischen Gewohnheiten der Väter unseres Landes mit der Verschwendung ihrer Nachkommen verglichen, denn der Geist verspricht, eines Tages wiederzukommen um mit Amaziah über das luxuriöse Leben des jungen New-York seine Meinung zu tauschen.

Sealsfields Stil.

Nachdem nun Auszüge von allen Sealsfieldschen Erzählungen gegeben und vorher schon besprochen wurde, welche Stellung „der Dichter beider Hemisphären“ in der Litteratur beanspruchen kann, bleibt nur noch übrig, einige Worte über Sealsfields deutschen Stil zu sagen. Was hier folgt ist grösstenteils meiner kleinen Schrift „Charles Sealsfield (Carl Postl): Materials for a Biography; a Study of his Style etc.“, Baltimore, 1892, entnommen, wo das Ergebnis eines Studiums der Sprache unseres Dichters vorgelegt wurde.

Sealsfields Stil wurde schon oft dafür verantwortlich gemacht, dass er von 1850 bis zu dem heutigen Tag beinahe ganz in Vergessenheit versinken konnte. Sein Name wurde als der eines nachlässigen, unordentlichen Dichters genannt, der seines längeren Aufenthaltes in Amerika oder seines Mangels an Sprachgefühl wegen nicht einmal fähig war, eine fliessende deutsche Prosa zu schreiben. Diese Kritik stand bisher einer genaueren Untersuchung des Sealsfieldschen Stiles stets im Wege.

Der deutsch-amerikanische Leser aber wird viele der anglo-amerikanischen Ausdrücke als meisterhaft angewendet betrachten, die für den deutschen Leser unerklärlich oder pedantisch erscheinen. Eine gründliche Untersuchung zeigt deutlich, dass Sealsfields Stil durchaus nicht planlos ist, dass er mit vollem Bewusstsein die verschiedensten Dialekte für besondere Personen gebraucht und dass er nicht unabsichtlich sein eigenes Deutsch den klassischen Vorbildern gegenüber stellt und die Nachwelt herausfordert, darüber zu urteilen. Max W. Götzinger, Professor in Schaffhausen, 1827—51, der von grossem Eifer für gutes und korrektes Deutsch beseelt war, bot dem Dichter seine Dienste an, um „das unvollkommene Deutsch der Personen zu korrigieren“. „Das ist eben amerikanisch,“ war Sealsfields Antwort. Er war oft nicht wenig ärgerlich bei dem häufig angebotenen Rat von Verlegern und Rezensenten, seine Bücher durch jemand überarbeiten zu lassen, der mustergültiges Deutsch schreiben könne. Der folgende Auszug aus einem Brief an H. Erhard (J. B. Metzler) von Schaffhausen vom 17. August 1847 datiert, ist dafür ein Beleg: „Danke ich für die übersandten Reviews — und werde sehen, was sich in dieser Hinsicht machen lässt. Es ist hier in Schaffhausen nämlich ein Professor Götzinger — den Sie ohne Zweifel kennen und der seine Dienste angeboten. Doch haben diese einen kleinen Haken, und

es gehört einige Überlegung dazu, ehe man sich entschliesst. Schriftlich kann ich mich deshalb nicht wohl erklären, weil die Erklärung zu viel Schreiberei verursachen würde. Vielleicht giebt sich die Gelegenheit, es besser mündlich zu thun.“ Das einzige Buch, welches Sealsfield korrigieren liess, war „Nordamerika“. Von diesem sagt er in einem Brief aus Frankfurt an J. F. Cotta, 16. September 1826: „Einige der geschicktesten Männer in Frankfurt haben die Auspolierung, wenn ich so sagen darf, übernommen, da meine Schreibart etwas ins Englische schlägt und es wird in reinem Deutsch erscheinen.“

Sealsfields Deutsch wird durch keinen deutsch-amerikanischen Dialekt beeinflusst, obgleich das durch seinen langen Aufenthalt in Pennsylvanien nicht unwahrscheinlich erscheinen könnte. Der Dichter ist sich seiner Überlegenheit über solche Dialekte wohl bewusst, den pennsylvanisch-deutschen wendet er sogar humoristisch an. Im Vorwort zu „Der Legitime“, Band 1, S. XX, befindet sich folgende Verteidigung für seinen Stil: „Sollten Sie in dieser meiner Verdeutschung Amerikanismen finden, so bitte ich, schonend umzugehen, da es ohne diese schwer sein dürfte, dem Geiste, der durch das Englische weht, vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, oder dieselben rein dem Leser wiederzugeben. Diesem dürfte der Stil anfangs auffallen, aber er wird sich um so besser daran gewöhnen, als es ihn zugleich mit dem Tone und der Sprachart der grossen Republik, deren Sitten hier zum Teil geschildert werden, vertraut macht und ihn mit ihren Worten sprechen lehrt.“ Einen Schlüssel zu Sealsfields Stil findet man in den Bekenntnissen des ungarischen Schriftstellers Kertbeny, cf. „Erinnerungen an Sealsfield“, S. 77:

„Ich frug S. einmal: ‚Am merkwürdigsten für mich ist es, das Sie, der in frühester Jugend schon deutschem Boden, somit deutschem Klange entrückt wurde, solch

ein merkwürdig urechtes Deutsch schreiben, ja sich schufen, wie es fast seit Goethe in deutscher Prosa nicht vorkommt? Es ist wahr, Sie gebrauchen Fremdwörter in buntscheckigster Art und Fülle, wie nur je Pückler-Muskau. Aber das sind eben wirklich fremde Worte. Dagegen was Sie deutsch sagen, ist in Ihrem Stile so conzis urdeutsch, in der Konstruktion und in den oft willkürlichen Beugungen, so deutsch gedacht, wie seit Justus Möser nicht so bald ein zweites Beispiel sich auftreiben lässt.' ,Sehr einfach,' erwiderte er, ,das litterarische Deutsch seit wenigstens zwei Jahrhunderten ging aus latinisierter Bildung hervor, ahmte des Römischen, oder gar des Küchenlateins, dann des Französischen Beugungen nach. Ich dagegen ging aus dem Englischen zurück ins Deutsche. Das Englische aber, trotz seiner Vermischung mit gallischen Worten, ist in seinem Grundbau angelsächsisch, dänisch, oder weiss Gott was sonst, aber jedenfalls reiner germanisch erhalten. Ich machte daher nichts, als ich schrieb mit deutschen Worten englisch, nach englischen Konstruktionsbedingnissen, und siehe da, das war denn deutscher, als das latinisierte Gelehrtendeutsch.'"

Die angeführten Stellen beweisen deutlich, dass Sealsfields Stil auf wohlausgedachten Grundsätzen beruht. In seinen alten Tagen erfreute es den Dichter sehr, wenn ihm gesagt wurde, wie wohl es ihm gelungen sei, eine neue, wie er selbst glaubte, sehr notwendige Abweichung von der alten Form der deutschen Prosa eingeführt zu haben. Die neuen Erscheinungen in Sealsfields Stil sind mannigfach und verwickelt, aber können doch gruppiert und klassifiziert werden. Ein Versuch einer Klassifikation folgt, meiner schon erwähnten Dissertation entnommen. Dort wurden unter jeder Abteilung Beispiele, womöglich alle vorkommenden, angegeben.

Section I. — The Use of Words and Phrases:

A. English words which have assumed grammatical gender; printed in German script in Sealsfields works.

B. Untranslated English words and phrases, many with a local American coloring; printed in Roman type.

C. Instances where the author's acquired tendency towards English construction has led him to usages especially revolting to the German ear.

D. Words and phrases peculiar to Sealsfield. Mannerisms; pet words; hybrid word-formations.

Section II. — Sealsfield's Sentence. Rhetorical Effect.

a) A heaping up of verbs and other parts of speech.
b) The use of superlatives.
c) Reiteration.
d) Antithesis; turns of thought; asyndeton.
e) The infinitive.
f) The participle.
g) Uninflected adjective used adverbially.
h) The use of numerals.
i) Als, dies, um, etc., dative of possessor.

Section III. — „Die Sprache der Personen."

Imitations of dialects. The speech of individuals.

Section IV. — General Remarks on Sealsfield's Style.

1. Recapitulation. 2. Development of style. 3. Richness of Sealsfield's style.

Sealsfield in seiner Einleitung zu den Lebensbildern, Band 7, S. 17, sagt von seiner eigenen Kunst: „Ich halte überhaupt wenig von der Nachahmung. Nach meiner Ansicht muss die Natur des Gegenstandes, den wir behandeln, auch die Form und Weise der Behandlung bedingen, die Darstellung muss naturgemäss soviel als möglich natürlich sein. Und nach diesem Grundsatz bin ich meinen eigenen Weg gegangen."

Diese Bemühungen, eine naturgetreue Darstellung zu erreichen, erstreckten sich nicht nur auf den Plan und die Ausarbeitung seiner Werke, sondern auch auf die Sprache. Amerikanische Dialekte sind durch erkünstelte deutsche Dialekte ersetzt, z. B. ist die Sprache der Neger stets erkennbar durch kurze, abgerissene Sätze, fehlerhafte Grammatik, Verwechslung des Geschlechts und durch den Gebrauch des Infinitivs für alle Formen des Indikativs. Die Kreolensprache ist durch einen unangenehmen Mischmasch von Französisch und Deutsch gekennzeichnet, während der pennsylvanisch-deutsche Dialekt eine Mischung von Englisch und Deutsch ist. Charakteristische Persönlichkeiten unter Sealsfields Helden haben immer eine eigentümliche, gerade für sie passende Redeweise. Da sie immer in ihrer eigenen Sprache reden, treten sie sofort lebhafter vor unsere Einbildung, als wenn der Dichter sich bemüht hätte, „gutes Deutsch“ zu schreiben. In den Augen seiner Zeitgenossen war dies jedoch eine ernste Beeinträchtigung des Stils und Götzingers Wunsch, „die Sprache der Personen“ zu verbessern, bezieht sich hierauf. Das künstlerische Ergebnis ist jedoch der eigenste und interessanteste Grundzug von Sealsfields Stil.

Die Sprache Nathans, des Squatter-Regulators, ist durch ihren Ernst und grosse Einfachheit ausgezeichnet; sie erklärt und wiederholt in einfachen, ungeschmückten Sätzen; sie hat einen patriarchalischen Klang. Der Alkalde im Kajütenbuch spricht langsam und würdevoll, erzählend und belehrend, aber nicht so einfach und natürlich wie Nathan. Wo der Autor durch die Sprache Aufregung und Leidenschaft ausdrücken will, geschieht dies durch Weglassen des Subjektes oder des Fürwortes. Zeitwörter werden an den Anfang des Satzes gestellt, die normale Wortfolge wird bei Seite gesetzt, kurze Worte und abgerissene Sätze mit zahlreichen Wiederholungen

sind vorherrschend. Die Kentuckyer Ralph Doughby und Cockley sprechen gewohnheitsmässig im leidenschaftlichen Ton.

In Sealsfields Stil sind stets bemerkbar seine Bemühungen, erstens einen realistischen und zweitens einen rhetorischen Effekt hervorzubringen. Keinen Vorbildern deutscher Prosa war es erlaubt, den Dichter zu beeinflussen. Die Ausdrucksfähigkeit und der Geist der englischen Sprache dienten ihm allein als Führer. Sealsfields Stil kann im allgemeinen als Illustration der Gefahr dienen, zu der eine auf den Effekt berechnete Schreibweise führt, besonders zu beobachten in seinen ersten und letzten Werken. Man mag wohl die neuen Erscheinungen erklären und die angewandten Grundsätze verteidigen, aber das daraus erzielte Ergebnis kann man kaum bewundern. Die allgemeine Beliebtheit von Sealsfields Schriften und noch mehr die Thatsache, dass sein excentrischer Stil bei anderen Schriftstellern Nachahmung gefunden hat, beweisen, dass Übertreibung in der Sprache von dem kosmopolitischen Geist der Zeit erlaubt und gesucht wurde, und man sieht, welch gefährliche Feinde die klassische deutsche Prosa zu bekämpfen hatte, ehe ihr endgültiger Sieg entschieden war.

Während der Periode seiner grossen litterarischen Thätigkeit lebte Sealsfield meistens in der Schweiz. Die paar ersten Jahre verbrachte er in Tägerweilen, Aarau und in Baden, dem hauptsächlichsten Badeort der Schweiz, im Kanton Aargau. Der Dichter wird als ein grosser Mann von stattlicher Haltung beschrieben, der vollständig Herr seiner Bewegungen war, von wenig mitteilsamer Natur, höchstens im engeren, ihm wohlzusagenden Kreise. Wenn er angeregt wurde, sprach er meistenteils über Amerika, und versuchte dann, die Unterhaltung ganz

allein zu führen, jeden versuchten Widerspruch heftig tadelnd. Es wird auch behauptet, dass er den Verkehr mit Gelehrten soviel als möglich vermied, denn er war mit der Bücherwelt weniger vertraut, als mit der Welt der Thaten, und als „selbstgemachter“ (self-made) Mann zog er eine Gesellschaft vor, die willens war, ihm zuzuhören. Dessenungeachtet waren seine wenigen intimen Freunde aber doch immer Gebildete und Gelehrte.

In Erörterungen über Politik in Europa und Amerika verblüffte er seine Gegner mit seiner alles beherrschenden Kenntnis der laufenden Ereignisse, grösstenteils aber durch ein lebenslängliches, tägliches Studium der Zeitungen erworben. Er citierte mit Vorliebe als Autoritäten einflussreiche und geschichtliche Personen, mit denen er bekannt geworden war.

Nachdem er den Winter von 1833—34 in Baden zugebracht hatte, ging unser Dichter nach Zürich, wo er bis 1837 blieb. Zürich war für ihn der angenehmste Wohnort während dieser geschäftigen Jahre litterarischer Arbeiten, da die Verlagsbuchhandlungen von Schulthess und Orell, Füssli & Co. sich in dieser Stadt befanden. In Zürich wurde Sealsfield mit manchem unruhigen Geiste bekannt, der bestimmt war, in den kommenden revolutionären Kämpfen eine Rolle zu spielen. Seine intimsten Freunde waren Geheimrat Dr. Julius Keller, Staatsanwalt Ulrich und Prof. Dr. Schönlein. Die vier Herren bildeten einen Whistklub, und jedes Mitglied übernahm es, in regelrechter Ordnung die anderen königlich in der eigenen Wohnung zu bewirten. Es wird gesagt, der Dichter habe häufig seinem Geschmack für luxuriöses Leben nachgegeben und unmittelbar darnach sei er in das andere Extrem verfallen und habe sich kaum das Notwendigste gegönnt. Seine Besucher dagegen wurden immer sehr gastfreundlich aufgenommen und hauptsächlich ihnen zuliebe hielt er eine gute Auswahl ver-

schiedener Weine, deren Wert, wie gesagt wird, zu einer Zeit 6000 Gulden betragen haben soll.

Im Jahre 1837 reiste Sealsfield nach den Vereinigten Staaten; aber nach seiner Rückkehr fand er, dass viele seiner alten Bekannten verschwunden waren. Die September-Revolution von 1839 nahm noch mehr von ihnen mit und da hierdurch Zürich viel von seiner Anziehungskraft für ihn verloren hatte, wählte er von 1841—42 Tägerweilen im Kanton Thurgau als Aufenthaltsort. Von dort aus trat er in Unterhandlung mit der Firma J. B. Metzler (damals war H. Ehrhard Eigentümer und Geschäftsführer), welche bald das alleinige Recht erlangte, Sealsfields Werke zu verlegen. Gelegentlich besuchte der Dichter Stuttgart, Aarau und Basel, einmal auch Genf und Paris, den Winter verlebte er gewöhnlich in Baden. Im Jahre 1844—45 weilte er in der Stadt Brugg und gebrauchte dort die Traubenkur, für welchen Zweck er eine grosse Menge Trauben in seiner Wohnung bei Herrn B. Keller aufstapelte. Im Jahre 1846 zog er nach Feuerthalen, doch war seine Schweigsamkeit so gross, dass sein Hauswirt niemals erfuhr, dass sein „möblierter Herr“ ein berühmter Schriftsteller sei. Im folgenden Jahre verlegte Sealsfield sein Quartier nach Schaffhausen, wo er erst einige Zeit im Hotel Weber logierte und dann eine Wohnung in der Stadt bezog.

In dem aufregenden Jahre 1848 machte unser Dichter, bei seinem täglichen Besuch eines kleinen Wirtshauses in Feuerthalen, auf der anderen Seite des Rheins, eine merkwürdige Erfahrung. Da die Art und Weise seiner Beschäftigung niemals richtig verstanden wurde, kam er bei vielen in den Verdacht, ein Spion im Solde der Royalisten zu sein. Ein junger deutscher Flüchtling, Dr. Fried. Schiel, der in Feuerthalen Medizin praktizierte, war zufällig dabei, als Sealsfield, stets heftig in der Debatte, die erfolglosen Aufstände des freiheitsliebenden

„Jungdeutschland“ kritisierte. Der Arzt, dem es einfiel, sich persönlich beleidigt zu fühlen, stürzte auf den Sprechenden los und rächte sich durch einen wohlgezielten Faustschlag. Obwohl die Kämpfenden sogleich getrennt wurden, hatte doch der Streit ein Nachspiel vor Gericht, wo der Dichter des „blutigen Blockhauses“ mehr Erfolg hatte, als in dem vorhergehenden Faustkampfe.

Der Ruhm des unbekannten Dichters, „des grossen Unbekannten,“ wie er genannt wurde, hatte mit der Veröffentlichung des Kajütenbuches im Jahre 1841 seinen Gipfel erreicht. Begierig, einen Romanschriftsteller zu besitzen, der dem Ideal der Briten gleichkam, wurde er von der Kritik des Festlandes der deutsche Walter Scott genannt. Es blieb aber immer noch ein Zweifel über des Dichters Nationalität. Seine Werke waren ins Englische, Französische und Spanische übersetzt worden und verschiedene Nationen machten Anspruch auf die Ehre, ihn zu den ihrigen zu zählen. Das Erscheinen einiger Skizzen des ungenannten Autors in amerikanischen Zeitungen veranlasste einige zu dem Glauben, die deutschen Werke seien keine Originale. Die Journale „Das Ausland“, „Das Buch der Welt“ und „Die Erheiterungen“ fingen an, Übersetzungen aus dem Englischen zu veröffentlichen. Dieses gefährdete natürlich die Rechte, welche Sealsfields Verleger sich erworben hatten; trotzdem boten mehrere Firmen ihm an, seine Werke neu zu verlegen. Nach langem Zögern nahm er den Vorschlag der J. B. Metzlerschen Buchhandlung in Stuttgart an. Zwei Ausgaben sollten erscheinen, eine Oktavausgabe in achtzehn Bänden (I—III, Der Legitime; IV—VI, Der Virey; VII—VIII, Morton; IX—XIII, Lebensbilder XIV—XV, Kajütenbuch; XVI—XVIII, Süden und Norden), die andere, eine billigere Duodezausgabe, in 15 Bänden, welche „Süden und Norden“ auslassen sollte.

Die beiden Ausgaben sollten sich auf 10000 Exemplare belaufen und in einem Vorwort zu den vollständigen Werken, veröffentlicht im Jahre 1845, entdeckte Sealsfield seinen Namen. „Der Verfasser,“ sagte er, „hat es bisher vorgezogen, nach der in England und den Vereinigten Staaten beliebten Sitte im Verborgenen zu wirken. Es war ihm diese Verborgenheit lieb geworden. Er hatte gehofft, nach dem Beispiel des grossen Sir Walter Scott, Washington Irving und anderer mehr, noch ferner sein winziges Scherflein ungekannt und unbeachtet geben zu können; allein die dringenden Aufforderungen seiner Verleger, ihre rechtmässig erworbenen Ansprüche nicht der Gefahr eines Nachdruckes auszusetzen, haben ihn veranlasst, aus dieser Verborgenheit — so ungern er es auch that — herauszutreten. Und so tritt er denn aus dieser heraus, und nennt sich mit der Erklärung, dass er einzig und allein der Verfasser sämtlicher obengenannter Schriften ist — dass diese Schriften, wie gesagt, mit Ausnahme der ersten Hälfte des „Legitimen“ und der Skizze „Eine Nacht an den Ufern des Tennesee“, als deutsche Originalwerke, die in den letzten 2—3 Jahren aber in den Vereinigten Staaten von Amerika, England und Frankreich erschienene Ausgaben als Übersetzungen zu betrachten sind.

Mit dieser Erklärung verbindet er zugleich den Ausdruck des wärmsten, herzlichsten Dankes für die — er darf es wohl sagen — beispiellos gastfreundliche, ausgezeichnete Aufnahme, die ihm bisher geworden. — Eine Aufnahme, die ihn nie bedauern lassen wird, seine schwachen Kräfte der deutschen Nation gewidmet zu haben.“

Baden, den 15. Juli 1845.

Unterzeichnet
Charles Sealsfield.

Das Werk „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre“ enthält folgende interessante Widmung: „Der zum Bewusstsein ihrer Kraft und Würde erwachenden deutschen Nation sind diese Bilder des häuslichen und öffentlichen Lebens freier Bürger eines stammesverwandten, weltgeschichtlich gross werdenden Staates als Spiegel zur Selbstbeschauung hochachtungsvoll gewidmet vom Verfasser Charles Sealsfield.“

Die vollständige Ausgabe von Sealsfields Werken wurde sehr schnell im ersten Jahre ihres Erscheinens vergriffen. Die ganze Summe, die dem Dichter für seine Werke bezahlt wurde, kann nicht genau festgestellt werden, da die alten Geschäftsbücher der Firma J. B. Metzler nicht mehr vorhanden sind. Verschiedene Quittungen in den Händen der jetzigen Besitzer, der Herren E. und A. Werlitz, beweisen jedoch deutlich, dass Sealsfield Honorare erhielt, welche für die damalige Zeit als sehr bedeutende Vergütungen für litterarische Arbeiten gelten konnten. Am 21. Juni 1846 erhielt er für 4000 Abdrücke (von dem Legitimen, Virey, Morton und Lebensbildern) die Summe von 10 776 Gulden 36 Kr. = 18 474 Mark, diesen Betrag erhielt er ausser dem Honorar, welches er für das Alleinrecht der Herausgabe der sämtlichen Werke bekommen hatte. In des Dichters Briefen an Herrn H. Erhard sind öfters erhaltene Summen Geldes erwähnt, so in dem Schreiben vom 9. Juli 1846 3591 Gulden 30 Kr. Zu einer anderen Zeit spricht er von 25 000 Francs, die er bei L. & W. Schulthess deponiert hat, und wieder einmal von 17 000 Francs, die er aus der Schweiz gezogen hat, um sie in den Vereinigten Staaten anzulegen. Als kluger Spekulant reiste er in der geldarmen Zeit 1837 nach Amerika und legte da den Erwerb seiner Feder auf sehr profitabele Weise an. Er verbrauchte niemals sein ganzes Einkommen, und da

er sparsam lebte, gelang es ihm, in recht kurzer Zeit ein Vermögen zu sammeln.

In seinem Verkehr mit der Schweizer Bevölkerung bestärkte er die allgemeine Idee, dass jeder Amrikaner reich sein müsse, durch romanhafte Berichte über seinen eigenen Besitz. Dadurch nahm er eine Art von Überlegenheit an, die natürlich abstossend wirkte. Er stellte sich unveränderlich als ein Bürger der Vereinigten Staaten vor, und besprach die Vorteile einer Kapitalanlage in Amerika sogar mit solchen Personen, die gar nicht in der glücklichen Lage waren, derartige Ratschläge zu bedürfen. Er liess gelegentlich ein Wort über sein Gut in Louisiana fallen, welches in der lebhaften Einbildungskraft seiner Zuhörer zu einer riesigen Pflanzung mit hunderten von Sklaven anwuchs. Diese Gerüchte erregten besonders den Abscheu der niederen Klassen, und bald hiess es allgemein, dass Mr. Sealsfield ein bedeutender Sklavenhändler sei, der sein Vermögen durch Schacher mit Menschenfleisch erworben habe. Als es bekannt wurde, dass Sealsfield der Verfasser der herrlichen amerikanischen Romane, welche den Beifall der Welt im Sturm gewonnen hatten, sei, — wollten nur wenige daran glauben und ein Gerücht wurde laut, dass Sealsfield den wirklichen Dichter ermordet und sich mit fremden Federn geschmückt habe. Dieses Märchen fand sogar seinen Weg in die Zeitungen und wurde soweit verbreitet, dass es nötig wurde, es öffentlich zu bekämpfen. (Siehe eine neuere Widerlegung im Wiener Tagblatt 15. Juli 1893: „War Sealsfield ein Mörder?“ von Dr. Aug. Weiss.)

Während er in der Schweiz lebte, verliess der Dichter oft seinen Wohnort und machte wochenlange Ausflüge nach Basel, Genf und anderen Städten, in Geschäften oder zum Vergnügen, kehrte er aber zurück, so war es seine Gewohnheit, niemand wissen zu lassen, wohin er gegangen war und welchen Zweck seine Reise gehabt

hätte. Solch ein Benehmen hätte wohl überall die neugierigen Bewohner einer kleinen Stadt beleidigt aber doch nirgends so sehr, als in dem Revolutionsjahre 1848 die Mitglieder einer misstrauischen Schweizer Gemeinde. Der Dichter konnte die Kleinlichkeit und die neugierige Verfolgung einer Schweizer Ortschaft nie lange aushalten, und so wanderte er umher, wie der seinen Schatten suchende Peter Schlemihl, seinen Wohnsitz von einer Stadt zur anderen verlegend. Er entbehrte oft gänzlich den Verkehr mit Gebildeten, der ihm zur schriftstellerischen Thätigkeit Anregung bieten konnte, allein das Gefühl von Freiheit fesselte ihn an die schweizerische Republik. Als sich die politischen Verhältnisse in Deutschland soweit gebessert hatten, dass ihm ein Aufenthalt dort weniger unangenehm gewesen wäre, war er zu alt, um noch einmal einen Wohnungswechsel vorzunehmen, und da er ein Gewohnheitsmensch war, schlenderte er ruhig in dem einmal eingeschlagenen Geleise weiter.

In seinem einsamen Leben hatte Sealsfield öfters den Wunsch, engere Bande zu knüpfen als die zufälligen Freundschaften, die er auf seinen Wanderungen schloss. Wenn man seinen eigenen Angaben Glauben schenken darf, so war er zweimal in Amerika verlobt. Einmal mit einer Kreolin in Louisiana, welche am Starrkrampfe starb, der durch einen Splitter, den sie sich in den Fuss getreten hatte, verursacht wurde, und später mit einer jungen Quäkerin in Philadelphia, deren Eltern ihr nicht gestatteten, einen Mann zu heiraten, der ihrer Gemeinde nicht angehörte. Während er im Jahre 1833 das kleine Städtchen Stein am Rhein besuchte, wohnte der Dichter in dem Hause eines Schullehrers, Namens Böschenstein. Gerade gegenüber war ein Laden „zum Roseneck“, in welchem die Tochter des Besitzers, ein anziehendes Mädchen von 20 Jahren, die Käufer bediente. Sealsfield hatte dadurch Gelegenheit, leicht mit ihr bekannt zu

werden und versuchte ausserdem auf abendlichen Spaziergängen, ihr Herz durch glühende Schilderungen seines eigenen Reichtums zu gewinnen. Er deutete auf das Schloss Castell am Konstanzer See und sagte, er könne ihr dasselbe kaufen, wenn sie es wünsche: er sprach ebenfalls von seiner Pflanzung in Louisiana und seinen vielen Negersklaven. Aber alle des Dichters wundervolle Versprechungen machten auf das einfache Mädchen keinen tieferen Eindruck, sie schwor ihren Eltern, sie werde den geheimnisvollen Amerikaner nicht heiraten und wenn er die Schätze von Plutus besässe. Es brachte ihr wohl der Gedanke einer Verbindung mit dem unheimlichen Amerikaner allerlei Visionen von schwarzen Nachkommen und einem vollständigen Verfallen an die Mächte der Finsternis. Als der Dichter bald darauf seine Liebste in den Armen eines jüngeren Rivalen erblickte, schüttelte er den Staub von den Füssen und ward in Stein am Rhein nie wieder gesehen.

Einige Jahre später hatte Sealsfield, der den Mangel eines Wesens, das er lieben dürfe und für das er sorgen könne, bitter empfand, gewünscht, den Sohn eines Druckers in Zürich, der bei Füssli & Co. beschäftigt war, zu adoptieren. Der Knabe brachte ihm die Korrekturbogen und besorgte gutwillig Ausgänge für ihn. Unser Dichter, der eine grosse Zuneigung zu ihm gefasst hatte, schlug seinem Vater vor, er wolle ihn an Kindesstatt annehmen. Er versprach, ihm eine gute Erziehung geben zu lassen und ihm später eine glänzende Laufbahn eröffnen zu wollen. Der Vater nahm die Sache anfangs nicht ernsthaft auf, als aber Sealsfield sein Anerbieten wiederholte und dabei Anspielungen auf die Starrköpfigkeit mancher Eltern machte, die dem Glück ihrer Kinder im Wege seien, da erwiderte ihm der ehrliche Bürger, dass er nicht der Mann sei, eines seiner Kinder zu verkaufen. Ähnliche Vorkommnisse werden noch erzählt, aber es er-

ging dem Dichter immer wie Rübezahl, dem mächtigen Berggeist des Riesengebirges, der, so oft er auch versuchte, sich ein menschliches Wesen zur Gesellschaft in seinem herrlichen, unterirdischen Reich zu gewinnen, immer von den Müttern oder den Erkorenen selbst angeführt wurde, und deswegen in seiner Einsamkeit beharren musste.

Kapitel IV.

Des Dichters abnehmende Popularität. Alter und Vereinsamung.

Die Sturmflut der Revolution, die 1848 über ganz Europa fegte, lenkte die Aufmerksamkeit der Welt von der schönen Litteratur ab. Erörterungen über konstitutionelle Regierung und republikanische Freiheit nahmen ihren Platz ein und infolgedessen kam der Verkauf von Sealsfields gesammelten Werken, der so gut angefangen hatte, zum Stillstand. Herr Heinrich Erhard erlitt schwere Verluste und war offenbar für mehrere Jahre nicht im stande, neue Ausgaben zu veröffentlichen. Sealsfield war beleidigt durch seine Saumseligkeit im Beantworten seiner Briefe und für einige Zeit büsste die Freundschaft zwischen Schriftsteller und Verleger viel von ihrer Wärme ein, wie dies deutlich aus ihrem Briefwechsel hervorgeht. (S. No. 30.)

Im Jahre 1849, während seines Aufenthaltes im Hotel Weber zu Schaffhausen, empfing der Dichter den Besuch von Herrn H. Brockhaus aus Leipzig, welcher den Glauben hegte, dass das deutsche Publikum wieder Interesse am Romanlesen gewinne, und andeutete dass er zu irgend einer Zeit bereit sei, das nächste Werk des Dichters zu verlegen. Dieses Anerbieten lehnte Sealsfield jedoch ab, da er sich an Erhard gebunden glaubte.

Der in Frage kommende neue Roman war vermutlich die Fortsetzung der „Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften“, von welcher der Dichter im Zweifel war, ob er sie „Refresco“, „El Postero“ oder „Osten und Westen“ nennen solle. Der grösste Teil des Werkes war im Jahre 1848 für die Presse fertig, wurde aber erst mehrere Jahre später vollendet.

Das Manuskript, welches Kertbeny und andere gesehen hatten, wurde mit des Dichters anderen unveröffentlichten Arbeiten und Papieren vor seinem Tode verbrannt. Hätte Sealsfield das Anerbieten von Brockhaus angenommen, so wäre die Erscheinung dieses letzten Werkes vielleicht von gutem Einfluss auf den Verkauf der Stuttgarter Ausgabe gewesen und hätte wohl dem Dichter wieder zur allgemeinen Beliebtheit verholfen.

Zu diesen unglücklichen Fehlern und den ungünstigen Zeiten kam noch eine andere Ursache, welche des Dichters litterarischer Thätigkeit hinderlich war. Dies war die Abnahme seiner Sehkraft, welche ihm nur zwei Stunden des Tages zum Lesen und eine zum Schreiben gestattete. Wie Schiller konnte er nie daran denken, eine Arbeit bis zu einem gewissen Zeitpunkt fertig zu haben, denn sicherlich liess ihn seine Gesundheit gerade dann im Stich. Jedoch nicht mit des grossen Poeten wundervoller Arbeitskraft begabt, verlor unser Dichter nach und nach seinen schriftstellerischen Ehrgeiz und begann sich vor dem Gedanken, seine Feder wieder aufnehmen zu müssen, zu fürchten. Er behielt aber ein reges Interesse für litterarische und politische Ereignisse und unterstützte gern ein aufkeimendes Talent, wo er es fand. Er verhalf Ida v. Düringsfeld, der Frau des Barons v. Reinsberg, zu einem Verleger für mehrere ihrer Novellen, und sprach jungen Männern, wie z. B. dem Schweizer Carl Morel, ermutigend zu. (S. Briefe Nr. 24 f.)

Man hat vermutet, dass der Dichter im Frühjahr

1850 die Vereinigten Staaten wieder besuchte, allein dem steht die Thatsache gegenüber, dass er in einem Brief an H. Erhard, datiert New-York 1854, selbst bemerkt, er sei seit siebzehn Jahren nicht in Amerika gewesen, d. h. seit 1837. Der Inhalt des Briefes aus Schaffhausen, Hôtel Weber, vom 7. September 1850 lässt ebenfalls vermuten, dass Sealsfield die vorhergehenden Monate in der Schweiz verlebte.

Im Sommer des nächsten Jahres mietete der Dichter eine Wohnung im Hause der Frau Meyer, der Witwe eines Tuchhändlers in Schaffhausen, der im Jahre 1847 gestorben war. Die jüngste Tochter des Verstorbenen, Elise, damals sechsundzwanzig Jahre alt, wurde die beste Freundin des Dichters in seinem vorgerückten Alter. Sie war ein zartes Mädchen, von ruhiger, vertrauender Gemütsart, und der Verkehr mit Sealsfield bot ihr die geistige Anregung, die sie sich immer gewünscht hatte. Für ihren Freund, der mehr als noch einmal soviel Jahre zählte als sie, wirkte ihr jugendlicher, frischer Enthusiasmus wie erquickender Tau, der auf sein trockenes, einsames Alter fiel. Ihre Schwester Marie Meyer wurde ebenfalls eine Freundin des Dichters. Sie war ganz anders geartet wie Elise, und obgleich ein Jahr jünger als Elise, hatte sie doch mehr Welterfahrung und war weniger geneigt, die ausgeschmückten Erzählungen des alternden Mannes über Amerika gläubig aufzunehmen; auch war sie nicht so sehr von dem Dichter eingenommen, um die häufigen Widersprüche in seinen Aussagen über die eigene geheimnisvolle Rolle, die er darin spielte, zu übersehen. Sealsfield hatte die Gewohnheit, jedem Wesen, das er liebte, einen Kosenamen zu geben, und so that er es auch mit den Gliedern der Familie Meyer. Marie Meyer nannte er „Hauptbuch“, weil sie die Geschäftsbücher mit grosser Genauigkeit führte. Sie hatte ihren Eltern schon als Kind dabei geholfen, sobald sie nur

im stande dazu war, in einem Alter, in welchem andere Kinder noch ans Spielen denken. Elise wurde von ihm „die Kleinigkeit“ genannt, ihres anspruchslosen Benehmens und kleiner Gestalt wegen; sie war nämlich durch Krankheit in ihren Kinderjahren etwas verwachsen. „Hauptbuch“ und „Kleinigkeit“ waren des Dichters beliebteste Namen für die Schwestern, er benutzte sie auch als Anrede in seinen Briefen.

Elise Meyer wurde bald die Vertraute des Dichters litterarischer Pläne und sie half ihm bei seinen Arbeiten, ohne je einen Gedanken an Belohnung für ihre Dienste zu hegen. Ein Aufsatz aus ihrer Feder in „Daheim“, 1865, S. 295 f., kann dem besten zur Seite gestellt werden, was je über Sealsfield geschrieben wurde. Er giebt über vieles Aufschluss und enthält eine sympathische Lebensbeschreibung des Dichters. Er spricht von seiner Vorliebe für Kinder, seiner Neigung, sich mit Landleuten in Gespräche einzulassen oder den philosophischen Betrachtungen eines alten Mütterchens zu lauschen. Der Dichter unternahm täglich, mit der grössten Regelmässigkeit, einen ein- bis zweistündigen Spaziergang, oft nahm er eine Flasche mit sich, die er, mit Quellwasser angefüllt, nach Hause brachte. Ein Bauersmann, der dies sah und dachte, die wohlbehütete Flasche enthalte Branntwein oder etwas derartiges, redete ihn eines Tages an und fragte: „Schmeckts ene?“ „Jawohl,“ war die Antwort, „wollt Ihr vielleicht auch einen Trunk?“ „Jo, freili, wenns erlaubt ischt“. „Warum nicht, da nehmt.“ Der Bauer that einen langen Zug, aber nach einem zweiten fragte er nicht.

In der Wahl von Quellwasser war Sealsfield umständlicher als in der Auswahl von Wein. In seinem Hause bot er jedem Besucher Wein an, wenn er aber sagte: „Ich will Ihnen ein Glas Wasser vom Brünneli holen,“ so war dies eine Auszeichnung, die nur einem

bevorzugten Freunde zu teil wurde. Die Abende im Hause Meyer wurden gewöhnlich mit Vorlesen ausgefüllt, aber der Dichter erlaubte nie, dass seine eigenen Werke dazu genommen wurden.

Als Sealsfield 1854 Schaffhausen verliess, um seine Interessen in Amerika zu wahren, unterhielt er eine ununterbrochene Korrespondenz mit dem Meyerschen Haushalt. Von den Briefen, die er an Elise Meyer schrieb, wurde gewöhnlich angenommen, dass sie hoffnungslos verloren seien. Bei einem Besuch bei Fräulein Marie Meyer in Schaffhausen, dem einzig überlebenden Mitglied der Familie Meyer, hatte ich jedoch das Glück zu vernehmen, dass wenigstens Teile davon erhalten blieben. Sealsfields Briefe an Elise Meyer betrugen über hundert und umfassen einen Zeitraum von zwölf Jahren. Vor ihrem Tode jedoch zerstörte sie aus unbekannten Gründen alle, wie auch den grössten Teil ihrer Gedichte und ihre litterarischen Versuche und Aufsätze. Sie hatte aber eigenhändig Auszüge aus zwanzig der Briefe Sealsfields gemacht, welche seitdem im Besitz ihrer Schwester waren. Fräulein Marie Meyer erlaubte mir gütigst, diese Auszüge zu erwerben und sie sind bereits in meinem Artikel „Unpublished Letters of Chas. Sealsfield (Carl Postl)“, Publications of the Modern Language Association of America, vol. IX, No. 3, veröffentlicht, gelangen aber hier noch einmal zum Abdruck (siehe No. 39—53 u. 57—61). In diesen Überresten einer unschätzbaren Korrespondenz tritt der Dichter ganz aus seiner gewohnten Reserve heraus und spricht sich über seine Lieblingsthemata Politik und Litteratur ganz offen aus; er stürzt sich auf seine Feinde mit einer Gewalt, wie es sich wohl ein alter Lehrer in Gegenwart einer kleinen ausgewählten Zahl seiner Studenten erlauben würde. In dem eben angeführten Artikel sind ebenfalls fünf Briefe an Fräulein Marie Meyer zu finden (siehe No. 36, 38, 54—6), welche sie mir mit anderem

interessanten Material überliess. Die Beweise treuer Freundschaft in diesen Briefen lassen es nur um so mehr bedauern, dass in den erhaltenen Auszügen der Briefe an Elise Meyer jede persönliche Anspielung ausgelassen ist. Diese Thatsache an und für sich ist im Stande, den Verdacht zu erwecken, dass die Neigung des alternden Dichters zu seiner „Kleinigkeit" vielleicht inniger war, als allgemein angenommen wird. Es gab in ihrer Freundschaft keine Unterbrechung. „Meine Kleinigkeit auf eine Woche wäre mir lieber, als die Gesellschaft aller Litteraten in der ganzen Welt," so sagte er oft in seiner Einsiedelei „Unter den Tannen", nachdem sich unwillkommene Besucher verabschiedet hatten. Das letzte Produkt seiner Feder, wenige Monate vor seinem Tode, war ein Brief an Elise Meyer.

Im Jahre 1853 machte der Dichter seine dritte und letzte Reise nach den Vereinigten Staaten, wo er fünf Jahre blieb. Sein Hauptzweck war, das Geld, welches sich von seinem Einkommen angesammelt hatte, gut anzulegen und um solche Aktien und Wertpapiere, die sich weniger gewinnreich erwiesen hatten, zu verkaufen. Er schrieb an Heinrich Erhard im Jahre 1854, wie folgt:

„Alle die Fonds hier sind in Folge der ungeheuren Goldsendungen, die mit jedem Steamer nach Europa abgehen, so tief gefallen, dass Geld äusserst rar, und deshalb Einkäufe in Fonds jetzt vortheilhafter sind, als sie es selbst während der grossen Geldcrisis von 1836—1837 waren. Aus dieser Ursache zog ich bereits mehr denn 17.000 francs von der Schweiz herüber, und gedenke noch einiges was ich da habe herüber zu ziehen. Da ich hier bin, so kann ich den Geldmarkt überwachen und so einen Teil meiner Reise Auslagen die ziemlich bedeutend sind, herausschlagen. . . . Ich habe nichts verlohren — aber ich wünsche besonders meine Eisenbahn-Akzien deren ich über 200 der besten habe, in Obli-

gationen und auf ganz sichere Weise zu placiren, meine Ländereyen zu verkaufen und mir im Staate New York, Pennsylvanien, oder Maryland eine angenehme respectable Farm zu kaufen, auf der ich nach vollendeter Schriftsteller Bahn mein müdes Haupt niederlegen kann. Das ist mein Wunsch den ich jeden Tag ausführen kann, was den Verkauf und Kauf betrifft—für welche beyde ich annehmbare Offerten habe."

Seine Pflanzung am Red River soll 1500 Morgen (Acres) Landes umfasst haben, welche er vielleicht schon im Jahre 1830, aber nicht später als 1837, für einen Dollar per Morgen gekauft hatte. Er scheint seine Besitzung, welche nur zum Teil urbar gemacht war, verpachtet und seinen Pächter im Winter 1853 und 1854 besucht zu haben. Sein Zweck bei diesen Besuchen war, dem kalten nordischen Winter zu entgehen und sein Land zu verkaufen, was ihm vor 1856 gelang. Im Oktober 1855 schrieb er an Fräulein Marie Meyer, dass er noch immer seinen Lieblingsplan hege, einen Grundbesitz in guter Lage, nahe einer grossen Stadt, zu erwerben. Aber als der Dichter endlich die Schwierigkeiten überwunden und eine Lage für seine zukünftige Heimat gewählt hatte, kam das düstere Jahr 1857 und schmälerte sein Einkommen so beträchtlich, dass er seine Ausgaben soviel wie möglich einschränken musste.

Während dieses letzten Besuches der Vereinigten Staaten kann man des Dichters Wanderungen, seinen Briefen nach, ungefähr folgendermassen feststellen:

In New-Orleans im Herbst 1853 angekommen, blieb er während des Winters und bis zum 15. April 1854 in Louisiana, dann ging er nach New-York, wo er am 25. April ankam. Er beabsichtigte erst, im August oder September desselben Jahres nach Europa zurückzukehren, aber seiner Gesundheit und finanziellen Interessen wegen beschloss er, zu bleiben.

Im Juni unternahm er eine Reise nach Illinois und kehrte über Chicago zurück. Um der grossen Hitze zu entgehen, hielt er sich in Piermont am Hudson auf. Drei Monate des Sommers 1855 verbrachte er an verschiedenen Badeorten der atlantischen Küste und er fand, dass ihn ein tägliches Seebad viel mehr kräftigte, als alle Süsswasserkuren, die er bisher gebraucht hatte. Im Oktober 1855 war er wieder in New-York, aber den folgenden Winter verbrachte er in Louisiana, von wo er Mitte April 1856 zurückkehrte. In demselben Monat finden wir ihn in Philadelphia und von da ab verlieren wir auf dieser amerikanischen Reise weiterhin seine Spur; es ist aber wohl anzunehmen, dass er, seinem konservativen Sinne folgend, dieselben Bahnen einschlug wie vorher, d. h. den Winter im Süden verlebte, sich Frühling und Herbst in grossen Städten und im Sommer an der atlantischen Küste aufhielt und vielleicht einmal eine Reise nach dem Westen unternahm. Im Jahre 1855 erhielt Elise Meyer Briefe von dem Dichter aus New-York, New-Orleans, Nashville und Louisville.

Als scharfer Beobachter, der Sealsfield immer war, erkannte er manche Entwickelung des amerikanischen Lebens, die ihm nicht gefiel, und welche, wie er ganz richtig voraussah, bald eine Krisis herbeibringen musste. „Ich fand die materiellen Fortschritte seit den 17 Jahren meiner Abwesenheit ungeheuer, die politischen weniger so, die geistigen noch weniger. Ich sage Ihnen, das ganze Kredit- und Merkantil-System der Vereinigten Staaten ist durch und durch faul. Beinahe ebenso heiss wie die Sonne brennt es nun im Kreditwesen der Vereinigten Staaten.“ Der Autor berichtet dann über grosse unbestrafte Betrügereien von Eisenbahnmagnaten und Bankpräsidenten und zeigt die Zunahme von Mord und Verbrechen. „Ich habe eine artige Zeitungskollektion, die ich zu benutzen gedenke, denn es thut not, dass eine

ehrliche Feder über diese horriblen Auswüchse der Demokratie und Demagogie endlich ihr Urteil abgiebt, und soviel ich aus allem ersehe, lässt sich, wenn die Sache in gehörigem Ton und Stil geschieht, da Gutes thun.“ Aber in einer Nachschrift zu demselben Briefe an seinen Freund H. Ehrhard befindet sich die charakteristische Warnung: „P. S. Machen Sie keinen Gebrauch von den Notizen über den moralischen Zustand etc., besonders gegen Cotta, wenn ich bitten darf. . . Es schickt sich nicht für einen Bürger der Vereinigten Staaten, sein Land herunter zu machen, andere mögen es thun . . wohl und gut, ich aber nicht.“

Hätte der Dichter nicht vollständig die Gesellschaft gemieden, so würde er während seines Aufenthaltes in Amerika mit offenen Armen aufgenommen worden sein. Sein Widerwillen, den Löwen zu spielen, ist wohl ausgesprochen in der folgenden Mitteilung an Erhard (15. April 1854):

„Ich sagte Ihnen in diesem Schreiben, dass ich vollkommen zufrieden bin, in der Stille hier angekommen zu seyn. Der Weihrauch der mir früher gestreut worden, täuscht mich nicht und durfte mich nicht täuschen. Einige Redakteure von tonangebenden Zeitungen wollten meine Ankunft durch „leading articles“ ankündigen. Ich verbot mir dieses auf das ernsteste — und ich finde ich habe wohlgethan. Uebrigens habe ich die Satisfaction dass meine Schriften in allen Staats und grösseren Stadtbibliotheken in den Catalogen aufgeführt sind—In Washington Philadelphia New York New Orleans etc—und zwar wohlgemerkt die deutsche wohlfeile Auflage 15 Bände.[1]) Als ich ankam fand ich mehrere meiner besten Freunde

[1]) Die gesammelten Werke Sealsfields in der deutschen Ausgabe, Stuttgart, 15 Bde., sind heutzutage in den meisten grösseren Bibliotheken der Vereinigten Staaten zu finden.

entweder todt oder weit weg von New York und meiner Route nach Louisiana alles ferner still in Bezug auf *the works of Sealsfield.* Seit dieser Zeit scheint es ruchbar geworden zu seyn, das ich im Lande bin, und wie mir mehrere Freunde sagen, wünscht man sehr dem Verfasser auf irgend eine Weise Anerkennung angedeihen zu lassen. Ich habe allem diesem—die Newyorker wohl kennend—den Weg abgeschnitten, indem ich erklärte, dass ich beim ersten Symptom New York verlassen würde. Doch höre ich, dass die Appletons—die erste Buchhandlung Newyorks—sich bereit erklärten, das nächste Werk zu publiciren, und gerne einen honetten Preis zu zahlen. Da nun die Blackwoods sich anerbothen das Werk in England erscheinen zu lassen, wenn wir ihnen Abzüge von den Druckbogen senden würden, so könnte man dieser letzteren Buchhandlung die Druckbogen unter der Bedingung zusenden, dass sie wieder von jedem abgezogenen Druckbogen sogleich eine Copie per Eisenbahn extra nach Liverpool für Newyork senden. Wenn nur meine Augen mir keinen Strich durch die Rechnung machen? Das Werk würde gerade unter gegenwärtigen Verhältnissen ungeheuren Effect hervorbringen—Ich werde jedenfalls das Copie Recht in Washington für dasselbe herausnehmen."

Appletons beabsichtigten eine englische Auflage von Sealfields gesammelten Werken, gleich der Stuttgarter, herauszugeben. Der Dichter konnte Übersetzer genug bekommen, wenn er sich der Aufgabe, seine Werke selbst ins Englische zu übertragen, nicht unterziehen wollte, und Autoritäten versicherten ihn, dass seine Werke leicht 3—4 Auflagen erleben würden. Mit solch ausgezeichneten Aussichten wollte Sealsfield jedoch thörichterweise immer noch nicht an ein Wiederaufleben seines Ruhmes glauben. „Meine Werke zeigen die Amerikaner nicht mehr wie sie sind," sagte er, und als er auf den grossen historischen Wert seiner Romane aufmerksam gemacht

wurde, antwortete er: „Das amerikanische Volk wird sich keine Zeit nehmen, sich an seine Vergangenheit zu erinnern.“

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz entschloss sich der bejahrte Dichter, seine Wanderungen aufzugeben und kaufte sich ein Bauernhaus in der Nähe von Solothurn, in welchem er die letzten wenigen Jahre seines Lebens verbrachte. Er nannte sein Haus „Unter den Tannen“, weil es von den Tannenbäumen höher am Berge hinauf beschattet wurde. In Einfachheit der Bauart und Ausstattung ist des Dichters Einsiedelei seinem schlichten Elternhaus in Poppitz, dem alten Wohnsitz der Postl, nicht unähnlich, aber die wunderschöne Lage am Fusse des Juragebirges kann nicht leicht übertroffen werden. Ungefähr eine Viertelstunde von Solothurn gelegen, liegt das Haus an der Seite eines Berges, des Weissenstein, von dessen Gipfel man eine prachtvolle Aussicht auf die Alpen hat. Die Seite des Hauses, welche der Strasse, die nach Solothurn führt, zugekehrt ist, hat zwei Stockwerke, während die Frontseite, welche die Aussicht nach dem Weissenstein hat, nur einstöckig ist, was dem Aufsteigen des Berges zuzuschreiben ist. Ein weiter Vorplatz trennt das Speisezimmer und Wohnzimmer auf der einen Seite von der anderen, auf der sich die Küche und das Schlafzimmer befinden; es war auch ein grosser Speicher vorhanden und verschiedene Zimmer im Unterstock, die leicht als Gastzimmer einzurichten waren.

Sealsfield lebte nun meistenteils wie ein Einsiedler. Seine Vergnügungen bestanden in täglichen Spaziergängen und gelegentlichen Zusammenkünften mit seinen Freunden in Solothurn. Unter diesen waren die intimsten Nationalrat Peier, der nachmalige Vollstrecker seines Testaments, Alfred Hartmann, ein bedeutender Schweizer Dichter, der einen prachtvollen Wohnsitz in der Nachbarschaft besass, und C. Amiet, ein Advokat in Solothurn. Seals-

field hatte oft Besuch in seinem Hause, und seine Gastfreundschaft und Geselligkeit werden von allen gerühmt, die sie genossen haben. Am liebsten wurde jedoch Fräulein Elise Meyer willkommen geheissen, die zwischen 1858 und 1860 mehrere Besuche in Solothurn abstattete. Der alternde Dichter wünschte sehr, dass Frau Meyer mit ihren Töchtern Elise und Marie ganz zu ihm ziehen solle, allein die Mutter wollte sich nicht von ihren alten Freunden und Verhältnissen losreissen und sich in Abhängigkeit begeben. Es wäre auch nicht ratsam gewesen, ihr Haus „zum schwarzen Adler“ in Schaffhausen eilig zu verkaufen und sich einer ungewissen Zukunft in die Arme zu werfen.

Im Jahre 1860 folgte Elise Meyer der dringenden Einladung Sealsfields und blieb mehrere Wochen, aber ein Anfall ihres chronischen Leidens machte ihrem Besuche in dem Hause „Unter den Tannen“ ein Ende, ehe die litterarische Aufgabe, bei der sie ihm behülflich war, gelöst werden konnte. Diesen Besuch betreffend hat mir Fräulein Marie Meyer folgendes geschrieben:

„Zu Pfingsten 1860 reiste meine liebe Schwester auf wiederholte Einladungen Sealsfields „unter die Tannen“, um einige Wochen daselbst zuzubringen; ich begleitete sie hin, um anderen Tages wieder heimzukehren. Dazumal besprach er sich mit meiner Schwester über die Möglichkeit, die in Manuskript vorhandenen Werke herausgeben zu können; einen längeren Aufenthalt zu machen, war meiner Schwester aber unmöglich, sie war immer leidend. In dem zarten Körper wohnte wohl ein willenskräftiger Geist, aber leider erfolgte der Ausbruch der Krankheit recht oft, dass eine Lähmung zu befürchten war, die auch zum Teil schon anfangs der 70er Jahre erfolgte und sie in der Charwoche 1878 in ihrem 54. Altersjahr ihren Leiden erlag, zwei Jahre nach dem Tode unserer lieben Mutter.“

Dann heisst es in demselben Briefe weiter;

„Die liebe Schwester war mit einem reich begabten Geist ausgestattet; sie wollte aber nie damit glänzen. Ihre Statur war klein und eine Verkrümmung des Rückens, die im frühen Kindesalter bemerkbar wurde, trug zu ihrem Leiden viel bei, durch das ihr viele Entsagungen auferlegt wurden. Doch ihren Geist zu bilden, ihren Wissensdurst zu stillen haben unsere lieben Eltern sie gewähren lassen, wie sie hierin ihren Gang machen wollte.“

„Sie befasste sich nur mit Lesen der Werke der grössten Dichter, Goethe ging ihr über alles. Selbst Liederdichterin, hätte sie es wohl wagen dürfen, sie dem Druck zu übergeben; die Gelegenheit mit ihren Talenten und Gaben Aufsehen zu erregen, suchte sie aber nicht. Da bot sich durch die Anwesenheit von Sealsfield in unserem Hause wenigstens die Gelegenheit, manche noch zum Teil schlummernde geistige Gabe zu heben, zu entwickeln und auszubilden, freilich um sie nur mit einem kleinen Kreise ihr nahestehenden und Verständnis zeigenden Personen zu teilen, da ist es denn selbstverständlich, dass Sealsfields Unterhaltung, der gegenseitige Briefwechsel ihrem Geiste und Verstand viel zu denken bot. Ich könnte Ihnen viel darüber mitteilen, wenn auch die Zeiten schon mehrere Jahrzehnten hinter mir liegen. Von all dem vielen, was sie in Poesie und Prosa geschrieben, habe ich nur weniges von letzterem bewahren können, weil sie alles andere auch der Vernichtung preisgab. Sie war die Verfasserin des Aufsatzes „Der Dichter beider Hemisphären“ in „Daheim“ 1865, und schuf damit für Sealsfield ein schönes Denkmal und eines der ersten.“

Obgleich sie nun von ihm getrennt war, stand Elise Meyer dem Dichter doch als Gehilfe zur Seite bei seinen litterarischen Arbeiten. Sie las die zahlreichen Bücher,

die er ihr zuschickte und stattete ihm Berichte darüber ab oder machte Auszüge für ihn daraus. Einmal sandte er ihr eine grosse Kiste Bücher und Flugschriften, welche sie in drei Tagen lesen und beschreiben sollte. Selbst in seinem Alter war Sealsfield ein guter Briefschreiber und mit geschäftsmässiger Pünktlichkeit erledigte er alle Antwortschreiben mit der nächsten Post. Ein Brief des Dichters kam regelmässig alle zwei Wochen nach Schaffhausen und wenn er nicht mit derselben Pünktlichkeit beantwortet wurde, beschwerte er sich bitter. Oft enthielten seine Briefe Aufträge, Haushaltungsgegenstände für ihn einzukaufen. Wenn er eine neue Köchin nötig hatte, musste die Familie Meyer ihren Beistand dazu herleihen und oft sandte er sein grosses Weinfass, um es in Schaffhausen füllen zu lassen. Diese Art, seine Freunde zu benutzen, wurde auch oft bei seinem Verleger Erhard angewendet, dem er einmal den Auftrag erteilte, Juchten für ein Paar Stiefel zu kaufen, das Leder in Form eines Pamphletes einzupacken und einem jungen Ehepaar aus der Schweiz, das Stuttgart auf dem Heimweg von seiner Hochzeitsreise besuchen wollte, mitzugeben (um das Porto zu sparen) und dann die Ausgaben auf des Dichters Konto zu schreiben.

Wenn der Briefwechsel zwischen Sealsfield und Elise Meyer vollständig erhalten wäre, würden wir öfters durch einen Einblick in die Eigennützigkeit unseres Dichters abgeschreckt worden sein, die besonders in kleinlichen Geschäftssachen zu Tage trat. Wir müssen deshalb seine Schaffhausener Freundinnen um so mehr bewundern, weil deren Freundschaft niemals kühler wurde, trotzdem er sie oft missbrauchte. Sealsfield wusste gut genug, dass sie nicht in glänzenden Verhältnissen lebten. Nach dem frühen Tode des Vaters (1847) führten die Witwe und die Töchter das Tuchgeschäft erst eine

Zeit lang weiter. Diese Zeit war eine Periode unaufhörlicher Arbeit und geringen Verdienstes, besonders in den Jahren, als sie den ihnen gänzlich fremden Sealsfield als Miether aufnahmen. Sie beschlossen endlich, im Jahre 1863, ihr Haus „zum schwarzen Adler“ zu verkaufen, der Erlös war jedoch kaum hinreichend zum Lebensunterhalt, besonders nicht, als Krankheit bei ihnen einkehrte. Die Schwestern fingen deshalb eine Kunststickerei an, welche ihnen das nötige verschaffte. Ein gesticktes Banner wird heute noch mit Stolz von einem Freimaurerorden in Schaffhausen als die eigenhändige Arbeit von Elise und Marie Meyer gezeigt. Elise Meyer starb vor 18 Jahren, ihre Schwester Marie ist die einzige überlebende Persönlichkeit, die mit Sealsfield befreundet war, mit Ausnahme des Herrn Pastor Fr. Hemmann, der jetzt in Herrliberg am Züricher See wohnt.

Trotzdem er nicht mehr als eine Stunde täglich lesen oder schreiben konnte, wird doch gesagt, dass Sealsfield in seinem Alter drei unveröffentlichte Romane vollendete, nämlich „Ein Mann aus dem Volke“, in welchem er seine eigene Lebensgeschichte beschrieb, „Ost und West“, die Fortsetzung von „Deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften“, und „Memoiren aus Arenenberg“. Da er aber der Meinung war, seine Verleger hätten ihn nicht genug ermutigt und auch fürchtete, dass nach seinem Tode die Herausgeber den Sinn entstellen und so seine Ideen der Nachwelt nicht richtig überliefern würden, verbrannte er alle seine Manuskripte vor seinem Tode. Die einzige Skizze, welche diesem Schicksal entging, „Die Grabesschuld,“ ist bereits beschrieben worden.

Vielleicht war niemand mehr an der Ausführung dieses unüberlegten Schrittes schuld als eine Bekanntschaft aus des Dichters letzten Jahren, K. M. Kertbeny. Der letztere, ein Ungar von Geburt, der sich durch

Übersetzung ungarischer Dichter ins Deutsche einen Namen gemacht hatte, besuchte den Dichten sieben Mal in den Jahren 1860—1862, und erhielt einige Briefe von ihm. Sehr begierig, die geheimnisvolle Vergangenheit Sealsfields aufzudecken, redete er ihm öfters zu, seine Memoiren zu schreiben. Kertbeny erzählt, dass zu einer Zeit der Dichter auch willig war, ihn als Sekretär, unter sehr liberalen Bedingungen, anzunehmen, welche darin bestanden, dass Sealsfield das ganze ausarbeiten und Kertbeny diktieren solle, und dieser als Vergütung das Geld erhalten, was das Werk einbringe. Wenn dieser Plan wirklich je gefasst war, so scheiterte doch seine Ausführung an dem Unwohlsein des Dichters, und Sealsfield wurde nur noch in seiner Furcht vor litterarischen Erben bestärkt. Selbst Hartmann [1]) gegenüber, der ihm viel mehr zusagte, bewahrte Sealsfield dasselbe geheimnisvolle Schweigen über seine ungedruckten Werke, wie hinsichtlich seiner Jugend und Abstammung. Er war immer auf seiner Hut, und wenn in lustiger Gesellschaft andere ihre Knabenstreiche erzählten, blieb der Dichter stumm und vermied geschickt die Beantwortung jeder persönlichen Frage. Nationalrat Peier teilt uns mit, dass Sealsfield in seinen letzten Lebensjahren zugab, nicht ein geborener Bürger der Vereinigten Staaten zu sein, *wie in seinem Passe stand*, sondern das er deutsches Blut in seinen Adern hätte und nur nationalisierter Amerikaner sei. Sein Mitgefühl für Österreich während des Krieges mit Italien war auffallend, und als er einmal die Liste der Toten und Verwundeten durchlas, sagte er trauernd, dass ein Namensbruder von ihm darunter sei. Die Zeitung, in der er die Nachricht las, fand sich in seinem Nachlass, und der Name eines Lieutenant Postl war unterstrichen.

---

[1]) „Erinnerungen an Sealsfield“ von Alfred Hartmann, 2 Artikel in der Gartenlaube, 1864 S. 53 u. f., und 1865 S. 94 u. f.

Kertbeny war kein so intimer Freund des Dichters als er vorgab, trotzdem seine Besuche, wie er erzählt, immer sehr liebenswürdig aufgenommen wurden. Eine Stelle in einem Brief an Elise Meyer vom Juni 1860 bezieht sich sehr wahrscheinlich auf ihn:

Juni 1860. „Die Briefe des Ungarn lege ich bei zu verschiedenen Büchern, Geschenke des Verfassers, und bitte Sie um Ihr Urtheil. Ein merkwürdiger Kamerad in der That! Fein und roh, demütig und arrogant, wahr und falsch, kurz eine Musterkarte von Incongruitäten, wie sie nur in einem Lande sich vorfinden können, das Anomalie ist wie Ungarn."

Zu den Briefen Sealsfields, welche ich von Frl. Marie Meyer erwarb, fügte sie eine von Kertbenys Schriften bei: „Erinnerungen an Charles Sealsfield" (1864), welche mit Anmerkungen von Elise Meyer versehen ist. Die zahlreichen Korrekturen und Randbemerkungen zeigen, wie wenig zutreffend die Resultate eines spürenden Kritikers sind, verglichen mit den Beobachtungen einer liebenden Frau. Kertbeny beschreibt Sealsfields persönliche Erscheinung in seiner Häuslichkeit im Jahre 1860 auf folgende Weise: „Die Figur war nicht gross, aber auch nicht klein; nicht mager, nicht fett. Der Kopf dagegen erschien kleiner als die Schultern erwarten liessen. Der Blick zeigte sich tiefliegend und durch Augengläser mit Anstrengung scharf scheinend. Die Stirne gab sich hoch, aber der Unterteil des Gesichtes breiter. Stark war die Nase, aber plump; der grosse Mund schien, wahrscheinlich durch den Mangel an Backenzähnen, eingekniffen, das Kinn vorstehend."

Dann spricht Kertbeny über seinen Anzug: „Er trug eine hohe steife schwarze Seidenkravate, von rückwärts zuschnallbar. Dazu so schlecht gemachte Hemden wie der echteste Deutsche, einen alten verblichenen Hausflaus und Zwilchbeinkleider; auch ehrenwerte aus-

getretene Stiefel statt Rahmsohlenstiefletten. Im ganzen machte er mehr den Eindruck eines alten quiescierten Militärs, hätten ihm die Brillen nicht — daheim silberne, auswärts goldene — das Aussehen eines alten Schreibers gegeben.“

Der Dichter muss die Gewohnheit gehabt haben, grössere Sorgfalt auf seinen Anzug zu verwenden, ehe er Damen empfing, denn Elise Meyer stimmt nicht ganz mit der gegebenen Beschreibung überein. Des Dichters Statur, so sagt sie, war entschieden über Mittelgrösse, und sein Kopf war, mit den Schultern verglichen, durchaus nicht klein. Sie bestreitet auch, dass Sealsfield je eine silberne Brille trug, er besass nur zwei Brillen und beide hatten eine goldene Einfassung, die Gläser in der einen waren von sehr dunkelem Blau und diese benutzte der Dichter beim Spazierengehen, die in der anderen waren heller und zum Lesen bestimmt.

Kertbeny erklärt seinen Lesern, dass einige Freunde des Dichters es in den letzten Jahren unternahmen, das öffentliche Interesse in Sealfields Persönlichkeit wieder wach zu rufen, wozu Elise Meyer folgende Randbemerkung schrieb: „Wodurch Sie aber dem alten Herrn, der die Einsamkeit von jeher geliebt, keinen sonderlichen Gefallen thaten, wenigstens beklagt er sich in einem Briefe an mich über die vielen Besuche die er aus allen Teilen der Windrose erhalte; die liebe Kleinigkeit auf acht Tage wäre mir lieber als alle deutschen Litteraten zusammen.“

Und als Kertbeny Sealsfields Freunde nennt, fügt sie hinzu: „Doch giebt es noch eine Zeitgenossin, die während beinahe drei Jahren täglich, wenige Wochen, die Sealsfield auf Reisen oder Bädern zugebracht, ausgenommen, drei bis vier Stunden mit ihm zubrachte, und nachher aus Amerika und Solothurn weit über hundert Briefe von ihm erhalten hat.“

Kertbeny erzählt uns auch in seinem Schriftchen, dass Sealsfield häufig nach Schaffhausen ging, um einen Spezialisten seiner Augen wegen su konsultieren, an welche Stelle Elise, etwas empfindlich, die Bemerkung anknüpft: „So sagte er Kertbeny, während er doch nur seine Kleinigkeit besuchte und nebenbei den Augenarzt, wenn es gerade nötig.“

Sealsfield besuchte Schaffhausen im Jahre 1858, nach seiner Rückkehr von Amerika, dann im Frühling 1861, im Sommer 1862 und anfangs März 1863 (wie mir Fräulein Marie Meyer mitteilte.)

Die beiden letzten Lebensjahre des Dichters zeigen uns ein trauriges Bild. Er verfiel in ein langwieriges Unterleibsleiden, das ihn meistens ans Haus fesselte. Eine Verletzung, die er sich am Fusse zuzog, verhinderte ihn auf Wochen und Monate daran, seinen täglichen Lieblingsspaziergang in die Berge des Jura zu machen. Zu den körperlichen Leiden kam noch, als der Bürgerkrieg ausbrach, Sealsfields Vermögensrückgang.

Der bei weitem grösste Teil seines Vermögens war in Eisenbahnaktien angelegt, welche nun geradezu wertlos wurden. Es gelang ihm jedoch, einige seiner Wertpapiere zu verkaufen, welche, mit dem Gelde, das er in der Schweiz angelegt hatte, zusammengenommen, ihm einen ganz bequemen und sicheren Lebensunterhalt für den Rest seiner Tage gestatteten.

Aber die Verluste im Alter, da er keine Aussicht hatte, sie auf irgend eine Weise zu ersetzen, steigerten seine Sparsamkeit zum Geiz, und um einen Pfennig zu sparen, genoss er die einfachste Kost und verbitterte seiner armen Haushälterin das Leben. Er war auf seine lebenslängliche Unabhängigkeit so stolz, dass ihn die Furcht, die Zeit möge kommen, in der er auf die Hilfe seiner Mitmenschen angewiesen wäre, unsäglich peinigte. Der Krieg in den Vereinigten Staaten war das einzige

Thema, für das er ein alles andere verdrängendes Interesse hatte; er fragte jeden Tag nach neuen Nachrichten und alle, die ihn erreichten, schien er mit wahrhaftem Heisshunger zu verschlingen. Von jedem neuen Jahr hoffte er vergeblich, dass es ihm die gute Kunde von der Beendigung des Krieges bringen möchte.

Inzwischen drohte dem Dichter völlige Erblindung, und um seine Augen zu schützen, war er genötigt, sein Haus ganz dunkel zu halten. Der düstere Eindruck, den ein immer fest geschlossenes Haus macht, gab den Bewohnern der Nachbarschaft den Gedanken, dass der Besitzer von „Unter den Tannen“ ein Menschenfeind oder ein Mann mit dem bösen Blick sei. Sealsfields Blindheit und körperliche Schwäche machten seine Pläne zur Vollendung seiner litterarischen Arbeiten zunichte und im Gefühl vollständiger Resignation schrieb er an Elise:

„Ich hatte immer gehofft dass Sie eines Tages noch einmal den Vermittler zwischen mir und dem Publikum machen würden, allein mein gegenwärtiger physischer Zustand lässt es nicht zu.“

Ein anderes Mal schreibt er:

8. Mai 1862. „Ich bin vielleicht undankbar gegen die Vorsehung, die mir in meinem Alter verhältnissmäsig ruhige Tage giebt, aber ich bin nicht heiter, ein drückendes Gefühl, eine Abspannung hat sich meiner bemeistert, auch fühle ich, dass meine Kräfte zu schwinden anfangen— das ist Naturgesetz werden Sie sagen; allein eben dieses Naturgesetz sich recht lebhaft einprägen, und mit philosophischem Gleichmuthe den Lebensfaden dünner und dünner werden sehen, und dabei mit heiterm Frohmuthe seinem endlichen Schicksale entgegen zu treten, das ist nur sehr grossen Seelen gegeben. Zuweilen wandeln mich nun auch wirklich heitere Gedankenflüge an, aber dann kommen wieder Schatten. Wohl, wir wollen sehen

wie sich weiter die Dinge gestalten und jedenfalls nicht den Muth verlieren.“

3. Juli 1862. “Ich bin wirklich wie Sie sagen zum Einsiedler geworden. Ich bin am liebsten allein. Im höhern Alter, und ich habe dieses nun seit mehreren Jahren angetreten, im Greisenalter ist es geziemend sich von der Welt zurückzuziehen, in die sich der Jüngling und Mann stürzen muss, wenn er zum Mann reifen soll. Die Einsamkeit ist da an ihrem Platze, die Ruhe wird Bedürfniss; es drängen sich Fragen auf, die keine Bücher beantworten, die man sich aber selbst beantworten soll und muss. Sie sehen ich bin ganz ernsthaft geworden, bin es auch in der That. Der letzte Winter hat mich älter gemacht, als die zehn frühern. Nicht dass ich körperlich sehr gealtert hätte—Nein, man macht mir noch immer das Compliment, dass ich sehr gut aussehe, gibt mir der Jahre weniger als ich deren habe, aber ich fühle, dass meine Laufbahn keine lange mehr sein wird, und bin es ganz zufrieden.“

Im Frühjahr 1863 machte der Dichter eine Reise nach Karlsbad, aber da er keine Besserung verspürte, kehrte er bald über Schaffhausen zurück. Eines Missverständnisses wegen konnte er die neue Wohnung der Familie Meyer nicht finden (auf dem Steg) und verliess die Stadt in der Hoffnung, bald zurückzukehren, denn er hatte die Absicht, sein Haus in Solothurn zu verkaufen und wieder bei seinen Freunden in Schaffhausen zu leben. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass er auf der Karlsbader Reise auch Erkundigungen über seine Verwandten in Österreich einzog. Sein Testament ist jedoch erst am 7. März 1864 unterschrieben.

Im Winter 1863—64 wurde dem Dichter durch seine zunehmende Schwäche klar, dass seine Tage gezählt seien und dass eine Wohnungsveränderung unmöglich sein würde. Er hatte jetzt nur wenige Besucher und

solche, die mit ihm über andere als die nächstliegenden Gegenstände sprechen konnten, hatte er oft im Verdacht, ihn aushorchen zu wollen, um etwas über ihn zu veröffentlichen. Da er Anregung für seine religiösen Gedanken wünschte, fand Sealsfield in Herrn F. Hemmann,[1]) dem Prediger der protestantischen Kirche in Solothurn, zu deren Baufonds der Dichter beigesteuert hatte, einen geistlichen Freund. Von Hemmann wollte er die Lehre über ein zukünftiges Leben hören; er blieb der Ansicht getreu, dass die Bibel alle anderen Bücher übertreffe wegen der allgemeinen Anwendung der praktischen Moralgesetze, die sie enthält; er besprach gern den Einfluss der Bibel auf das amerikanische Leben und wiederholte oft das Vaterunser, von dem er sagte, es sei das erhabenste Gebet, dass je geäussert wurde. Er bat um eine englische Bibel und wählte die beiden folgenden Verse aus den Psalmen, die auf seinen Grabstein gesetzt werden sollten:

„And enter not into judgment with Thy servant, for in Thy sight shall no man living be justified.“ (Psalm 143.)

„Have mercy upon me, my God, according to Thy loving kindness, according to Thy tender mercies blot out my transgressions.“ (Psalm 31.)

Eine Stelle aus Luthers Bibel, welche Sealsfield zuerst ausgewählt haben soll, scheint noch deutlicher Reue auszudrücken:

---

[1]) Die Erinnerungen, welche Herr Pfarrer Hemmann nach Sealsfields Tode über ihn veröffentlichte (siehe „Nord und Süd“, Breslau 1889, Seite 337—352; „Gegenwart“, 1878 No. 36; „Neue Züricher Zeitung“, März 6, 7, 8, 9, 10, 1887) sind äusserst interessant und ich habe manches daraus entnommen; es scheint aber, als ob der Verfasser öfters ungeduldig mit dem alten Dichter geworden sei. Es waren in der That wenige imstande, in dem alten, morschen Stamm die einst so stattliche Eiche zu erblicken.

(Psalm XXXI, 9, 10.) „Mein Leben hat abgenommen vor Betrübnis und meine Zeit vor Seufzen; meine Kraft ist verfallen vor meiner Missethat, und meine Gebeine sind verschmachtet. Es gehet mir so übel, dass ich bin eine grosse Schmach geworden meinen Nachbarn, und eine Scheu meinen Verwandten; ich bin geworden wie ein zerbrochenes Gefäss. Denn viele schelten mich übel, dass jedermann sich vor mir scheut."

Wenn diese Stellen als ein Bekenntnis aufgefasst werden können, so scheinen sie anzudeuten, dass der Dichter, in seinen letzten Lebensjahren, die vollständige Trennung von seiner Familie und seinen Freunden tief beklagte. So bat er oft Herrn Waisenlehrer Müller, seinen kleinen Sohn mitzubringen und einmal, den Knaben in seine Arme schliessend, rief er aus: „O dass ich doch auch einen Sohn hätte, der meinen Namen trüge, wie dieser Knabe den Ihrigen." Wenn er ein Kind gehabt hätte, das seinen Namen und sein Vermögen hätte erben können, würde er vielleicht niemals den Wunsch gehegt haben, die alten Bande wieder zu knüpfen. Da er aber die Aufregung fürchtete, welche eine Begegnung mit seinen Verwandten, die ihm persönlich fremd geworden waren, zur Folge haben musste und vor der Möglichkeit, die öffentliche Neugierde zu erregen, zurückschreckte, so liess er alles beim alten. Er war auch nicht gewillt, bei seinen Lebzeiten den Makel, der an dem entlaufenen Mönch Carl Postl haftete, auf den grossen Namen, den er für Charles Sealsfield gemacht hatte, haften zu sehen.

Der letzte Brief, den der Dichter schrieb, war eine Neujahrsgratulation an Elise Meyer.

3. Januar 1864. „Vielen Dank für Ihre Theilnahme, und meine besten Wünsche zum neuen Jahr nochmals. Gerne würde ich Ihnen recht viel schreiben, aber wenn die Augen den Dienst versagen, und die Füsse und alles, so dass ich

kaum über das Zimmer schwanken kann, so erwarten Sie wohl keine langen Briefe. Grüssen Sie mir aber herzlich — und — und seien Sie versichert, dass ich, so lange ich lebe, bleiben werde u. s. w.“

(Sein letzter eigenhändiger Brief. E. M.)

Ungefähr um dieselbe Zeit reichte ihm Pfarrer Hemmann das heilige Abendmahl, denn der Dichter achtete immer das Ritual der christlichen Kirche hoch, trotzdem er den Beichtstuhl hasste.

Durch frühere Vernachlässigung war Sealsfields Unterleibsleiden krebsartig geworden und sein Befinden wurde bald ein kritisches. Ein Freund, nach Schaffhausen schreibend, berichtet über ihn wie folgt: „Seine geistigen Kräfte haben nicht abgenommen. Wer den Mann nicht achten gelernt hätte, solange er gesund war, konnte ihm sicherlich seine Bewunderung jetzt nicht versagen. Er erträgt seine schmerzhafte Krankheit mit grosser Geistesstärke und klagt nicht.“ Des alten Dichters Leiden endeten am 26. Mai 1864. Seine letzten Worte „nichts Neues von drüben“ zeigen, wie sehr seine Gedanken mit seinem Adoptiv-Vaterland beschäftigt waren.

Sealsfields Testament, dessen Vollstrecker Nationalrat Peier in Solothurn war, machte grosses Aufsehen in litterarischen Kreisen, denn es war bestimmt, den Schleier des Geheimnisses zu lüften, der über des Dichters Abstammung ruhte. Die Thatsache, dass die Kinder von Anton und Juliana Postl in dem unbekannten österreichischen Dörfchen Poppitz als Erben des Vermögens des grossen Schriftstellers eingesetzt wurden, erregte gleich den Verdacht, dass sie ihm verwandt sein müssten, und in kurzer Zeit war die Identität Charles Sealsfields mit Carl Postl festgestellt.

Das Totalvermögen des Dichters betrug einem In-

ventar[1]) nach, das von dem Administrator im Jahre 1864 aufgenommen wurde, 74910,85 Francs. Es bestand aus I. Eigentum bei Solothurn (unter den Tannen), zu 15000 Francs veranschlagt. II. Summen in der Schweiz angelegt und ausgeliehen, zusammen mit dem Ertrag persönlicher Effekten 15753,85 Francs. III. Amerikanische Eisenbahnaktien im ganzen 26800 Dollar, gegenwärtiger Wert 21600 Dollar = 44157 Francs (1,00 Dollar der Vereinigten Staaten = 2,21 Schweizer Franken).

Das Vermögen, nach Abzug der Legate, sollte den Kindern (oder deren Nachkommen) von Anton und Juliana Postl zufallen, was eine fünffache Teilung erforderte. Zweitausend Francs sollten den Waisenhäusern von Solothurn, Zürich und Schaffhausen und 600 Francs der protestantischen Kirche in Solothurn zukommen. Besonders bedacht wurden noch Pfarrer Hemmann, Waisenvater Müller und Fräulein Wyss, seine Haushälterin; unter diesen Namen vermissen wir diejenigen der Schwestern Meyer in Schaffhausen; eine kleine Gabe würde genügt haben, ihnen ein wohlverdientes Zeichen der Anerkennung für so viele freundschaftlich geleistete Dienste zu geben. Der Haupttteil der Hinterlassenschaft fiel an zwei Spezialerben,[2]) Söhne der Haupterben, welche zwischen 15 und

---

[1]) Eine Abschrift des Testaments, sowohl des Inventars, wurde mir von Familiengliedern gegeben. Ihnen, besonders Herrn Carl Brandner, bin ich tief verpflichtet für den Beistand und die Anregung, die sie mir bei meinen Forschungen für die Biographie Sealsfields zu teil werden liessen.

[2]) Die erbenden jungen Männer waren Carl Brandner und Raimund Postl, welche beide, 21 Jahre alt, im Jahre 1866 nach Amerika auswanderten. Nachdem sie dort einige Zeit gereist hatten, liessen sie sich in Chicago nieder, wo der erstere eine Buchhandlung, der letztere eine Apotheke eröffnete. Fünf Jahre später, während einer Reise nach Europa, verbrannte ihr ganzes Besitztum und Warenlager in Chicago bei dem grossen Brande von 1871; sie liessen sich überreden, in Europa zu bleiben und leben nun in Graz.

20 Jahre alt sein sollten und welche, nachdem sie sich dazu fähig gezeigt hätten, nach Amerika auswandern und Bürger der Vereinigten Staaten werden sollten.[2]) Der Dichter hoffte auf diese Weise für die jungen frischen Sprossen seiner Familie eine glänzende und glückliche Laufbahn in seinem geliebten Adoptiv-Vaterlande zu sichern. Aber das Schicksal verneinte die Erfüllung dieses seines letzten Wunsches.

[1]) Siehe das Testament Sealsfields, No. 62.

Die Briefe Sealsfields.

Die nachstehenden zwei und sechzig Briefe und Schriftstücke Sealsfields sind in chronologischer Folge zusammengestellt. No. 1—17 wurden von den in dem Archiv der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart befindlichen Originalen copiert; davon erscheinen No. 3, 4, 5, 8 b, 9 b, 9 c, 10, hier zum ersten Male; die übrigen Briefe an Cotta wurden von Victor Hamburger ("Sealsfield-Postl", 1879) veröffentlicht, werden aber, um die Biographie Sealsfields zu vervollständigen, nun nochmals nach den Originalbriefen abgedruckt.

Der Brief No. 34, eine autobiographische Skizze, an Herrn Heinrich Brockhaus in Leipzig gerichtet, (für die 10te Auflage des Conversationslexikons), musste der genannten Schrift Hamburgers entlehnt werden, da der Originalbrief dem Archiv der Verlagsbuchhandlung Brockhaus fehlt.

No. 18—33, 35—61, habe ich bereits in den „Publications of the Modern Language Association of America", Vol. IX No. 3, (1894) herausgegeben; darunter befinden sich die dort zum ersten Male erschienenen fünf Briefe Sealsfields an Frl. Marie Meyer (No. 36, 38, 54—56), und die Auszüge aus den vielgesuchten Briefen an Frl. Elise Meyer (No. 39—53, 57—61).

Das Testament des Dichters (No. 62) wird teils wegen seiner Bedeutung zur Begründung der Identität Sealsfields mit Carl Postl, teils seines eigenartigen Charakters wegen, hier wiedergegeben.

1.

Frankfort den 16. Sept. 1826.

Euer Wohlgeboren!

Der Unterzeichnete ist vor beiläufig 6 Wochen von den Vereinigten Staaten von Nordamerika hier angekommen, und gesonnen ein Werk über diese im Druck erscheinen zu lassen. Die Beilage wird über dessen Inhalt, eine an Herrn Hofrath eingesandte Probe über die Schreibart Aufschluss geben. Diese Probe wird im Hesperus unter Nr.[1]) erscheinen. Das Werk besteht aus 2 Theilen die ganz für sich bestehen können. Der erste enthält die Darstellung des politischen, sittlichen, gesellschaftlichen Zustandes, der andere eine Reise durch die westlichen Staaten nach New Orleans 2000 Meilen von meiner Heimath.

Ich bin so frey[2]) anzufragen ob Sie dieses Werk, das aus 25 bis 40 Druckbogen bestehen wird zum Drucke annehmen wollen. Ich mache Euer Wohlgeboren keine Bedingungen. Wünschen Sie den einen oder den anderen Theil oder auch beyde, so will ich mich weiter um keinen Verleger umsehen. Das liebste wäre mir, wenn ich mit Ihnen in eine dauernde Verbindung tretten könnte. Ich würde dann einen Theil des Honorars in Büchern nehmen. Sind Sie gesonnen sich auf diese einzulassen, so bitte ich mir gefällig Ihren Willen so bald als möglich zu eröffnen, da ich bald wieder nach Hause reisen muss. Zur Vermeidung jedes Missverstandes muss ich noch hinzufügen dass ich unter dieser Verbindung nicht bloss die Zusendung von Aufsätzen meinerseits sondern eine Geschäftsverbindung, Zusendung der Werke für die in Amerika guter Absatz zu hoffen ist, verstehe. Ich würde in diesem Falle einen Buchhandel in Philadelphia er-

---

[1]) Diese Nummer fehlt im Originalbrief.

[2]) Die Orthographie und Schreibart Sealsfields wird genau beibehalten.

öffnen, da der bisherige von Ritters übler Leitung wegen nichts besonderes thut und bald aufhören muss.

Wollen Sie auf dieses nicht eingehen so steht der 2te Weg Abkauf des Werkes in einer runden Summe oder pro Bogen offen. Ihren Antrag, wenn Sie wie gesagt darauf eingehen wollen, erbitte ich mir.

Das Werk selbst erregt unter denjenigen die es nur theilweise kennen, sehr viel Interesse, und für einen sichern und schnellen Absatz bürge ich aus mehreren Gründen, die ich Ihnen persönlich mittheilen werde. Da jedoch meine Auslagen äusserst bedeutend waren, und die Schrift besonders in Bezug auf den westlichen Theil unsrer Union vieles Neue und Interessante enthält, zu dessen Kenntniss ich nicht ohne ziemlich grosse Kosten gelangte, so bitte ich dieses wenn auch erste Werk eines Ihnen unbekannten, nicht zu gering anzusetzen, und mir ein Honorar zu bestimmen das billig ist. Nach Bögen würde es wohl das sicherste seyn. Sollten Sie wünschen das Werk ehe Sie einen Preiss bestimmen, zuerst ganz zu sehen, was auch mir das liebste wäre, so würde ich sogleich nachdem es ganz vollendet ist, Ihnen selbiges persönlich überreichen. Nur müsste ich versichert seyn, dass Sie es dann annehmen.

Einige der geschicktesten Männer in Frankfort haben die Auspolirung, wenn ich so sagen darf, übernommen, da meine Schreibart etwas ins englische schlägt, und es wird im reinen Deutsch erscheinen.

Ich bitte um gefällige Auskunft und bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Euer Wohlgeboren

gehorsamster Dr

SEALSFIELD.

2.

Euer Wohlgebohren!

Ich bin soeben von Francfort angekommen, und ersuche höflichst mir die Zeit zu bestimmen, in welcher ich die Ehre haben kann das Werk zu überreichen (:über Amerika:). Der erste Theil ist ganz fertig, beym zweyten sind noch 16 Bogen abzuschreiben, und diesen kann ich daher erst Sonntag liefern.

Da ich sobald als möglich nach America zurückzukehren wünsche so bitte ich nochmals mir gütig baldige Antwort zuzusenden. —

Ich wohne im Gasthause zum König von Wirtemberg.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung

Euer Wohlgeboren

[1]) den 27 Oktober 1826.

gehorsamster Diener

SEALSFIELD.

3.

Entwurf eines Vertrags.

Die Unterzeichneten nämlich Sr. Wohlgeboren Herr Cotta von Cottendorf und Mr Charles Sealsfield Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerica haben beschlossen nachstehende Geschäftsverbindung einzugehen.

I. Es sendet Charles Sealsfield von New York seinem künftigen Wohnorte alle diejenigen Schriften und Beiträge, die für die, von Sr. Wohlgeboren Herrn Cotta von Cottendorf in Druck herausgegebenen Blätter passend sind und zwar für die politischen Annalen Politische Abhandlungen, Verhandlungen des Congresses (:Übersicht und Tendenz des:)

---

[1]) Stuttgart.

Details über Finanzen Milizen Militair Handelsverträge, den politischen Zustand der Union, und der einzelnen Staaten— der südamerikanischen Republiken etc. etc.

II. für die allgemeine Zeitung. Aufsätze berühmter Männer Madison Monroe Adams Clinton, die Uebersicht des politischen Zustandes der Vereinigten Staaten, mit ihren Veränderungen etc.

III. für das Morgenblatt, Kunstnachrichten— Mechanische Erfindungen jeder Art und in jeder Beziehung. Wissenschaftliches Fortschreiten, Wissenschaftliche neue Einrichtungen, Pläne und Kupferstiche von besonders schönen Gegenden, kurze Reisebeschreibungen interessante Seevorfälle im atlantischen und stillen Ocean, Novellen aus amerikanischen Blättern, besonders merkwürdiger Personen Lebensbeschreibungen— und Porträite z. B. Jeffersons, das Leben in amerikanischen Badeörtern.

IV. für das geographische Institut Neue offizielle Landkarten von Nord und Südamerika, geographische Entdeckungen, Neueste Nachrichten von amerikanischen Seefahrern im stillen Ocean, Neue Poststrassen (:z. B. die neue Nazionalstrasse von Washington nach Neworleans:) Neue Kanäle mit den Plänen Panama Canal etc.

Sollte sich Veranlassung zu einem grössern wichtigen Werke darbiethen in statistischer oder sonstiger Hinsicht so wird er dieses gleichfalls einsenden ohne sich jedoch hierzu anheischig zu machen. —

Dagegen nimmt Herr von Cottendorf Wohlgeboren diese Sendungen für so lange an, als er sie seinem Interesse gemäss findet, und behält sich vor über ihre Richtung nach den zuerst eingehenden Exemplaren weiters sich zu äussern. Das Honorar entrichtet er in Büchern die er nach New York an Mr. Craig Wholesale & Comission Merchant sendet. Diese Bücher werden seyn geographischen historischen novellistischen dichterischen theologischen medizinischen und gemischten Inhalts und zwar beiläufig Goethes und Schillers

Werke in der besten Auflage wo möglich mit Kupfern, da Schlechte Auf lagen mit schlechtem Papier nie Absatz finden. Eichhorns, Heerens, Ludens, und Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit. Van der Velde, Romane Hufelands und die besten medizinischen neuen Werke. Reinhards System der christlichen Moral—Niemayers Charakteristik der Bibel und sämmtliche Werke. Paulus Bibel Werke und die wichtigsten neuen theologischen Werke. Predigten wenn sie nicht äusserst ausgezeichnet und für Amerika berechnet sind finden keinen Absatz.

Das Morgenblatt, das Conversationslexicon—Ueberhaupt solide praktische Werke. Philosophische Werke finden keinen Absatz, Abhandlungen über Dichter—europäische Reisebeschreibungen etc. finden keinen Absatz.

Von Landkarten alle diejenigen die im geographischen Institute von den Welttheilen America Europa Asien und Africa erscheinen, die jedoch stets englische Titel haben müssen wenn sie Absatz finden sollen. Die Karte von Europa kann zwar die Namen der Städte Deutschlands deutsch haben, das Titelblatt muss jedoch englisch seyn.

Zur Sicherung dieser wechselseitigen Sendungen verbindet sich Herr Cotta von Cottendorf seine Sendungen bis England zu besorgen und sie assecuriren zu lassen. Das nämliche wird Mr Charles Sealsfield thun.

Die Punkte über welche diese Communication statt finden soll werden entweder seyn, Rotterdam und Liverpool von welchem ersten Orte regelmässig ein Dampfschiff hin und her läuft, oder Rotterdam London Liverpool und dann das Paquetboot.

Ueber diese Communicationswege behalten sich die Unterzeichneten noch ihre besondern Regulations vor.

Als Anfang dieser Verbindung überlässt Mr Charles Sealsfield Sr. Wohlgebohren Herrn Cotta von Cottendorf sein aus 40 Druckbogen bestehendes (sage vierzig Druckbogen) Werk über America und erhält dagegen für jeden einzelnen

Druckbogen zwey und einen halben Carolin. Die Hälfte hiervon im baaren Gelde und Wechseln über England die andere Hälfte in gedruckten Werken die ihm nach America und zwar nach New York an Mr Craig nachgesandt werden. Die Auswahl der Werke bleibt Herrn von Cotta überlassen, werden jedoch oben angeführter Art einzig und allein gewünscht.

So bleibt es auch Herrn von Cotta gänzlich überlassen ob er Mr Charles Sealsfield mehr gedruckte Werke als den Betrag der Hälfte des angeführten Werkes übersenden will. Würde jedoch Herr von Cotta mehr senden so würde dieses dankbar als Beweiss von Vertrauen anerkannt werden.

Was mehr gesandt wird übernimmt Mr Sealsfield in Comission, oder sendet dafür Beiträge, worüber Herr von Cotta sich noch näher bestimmen wird.

Diese wechselseitige Uebereinkunft soll in so fern bindend seyn als wirkliche Absendungen gemacht und von der andern Parthey so Verpflichtungen übernommen sind. Es soll jedoch jeder Parthey frey stehen diese Verbindung sobald aufzuheben, als sie selbe ihrem Interesse nicht mehr gemäss findet. Nur soll diess erst nach vorhergegangener Verständigung der andern Parthey geschehen. Zur bessern Darnachachtung wird diese Uebereinkunft doppelt ausgefertigt, und jeder Parthey als Grundlage übergeben.

Stuttgard den 31 Oct 1826

Charles Sealsfield
squire

4.

Unterzeichneter bezeugt hiemit von Sr. Hochwohlgeboren Herrn Cotta von Cottendorf zweyhundert Gulden baar (:Rheinisch:) und vierzig Pfund Sterling in einem Wech-

sel nach London auf Abschlag seines Werkes über America empfangen zu haben.

Stuttgardt den 31 ten Oktober (1826?)

CHARLES SEALSFIELD
von Kittaning in Pennsylvanien.

5.

Euer Hochwohlgeboren!

Unterzeichneter hat sich bemüssiget gefunden zur Bestreitung seiner Reiseauslagen 48 Gulden Rheinisch sage achtundvierzig Gulden Rheinisch von Herrn Georg Bunsen, auf der Pfingstweide, in Frankfort aufzunehmen, und bittet dieselben diese Summe besagtem Herrn zustellen zu lassen. Ihr gehorsamster Diener

Frankfort den 7 ten November 1826

CHARLES SEALSFIELD

Sie werden von London aus mehrere Aufsätze erhalten.

Herrn von Cotta Hochwohlgeboren zu Stuttgardt

6.

Euer Wohlgeboren!

Ich reise heute um ein Uhr ab nach London. Meine Geschäfte so wie die hiesigen Verhältnisse liessen eine Subscription nicht wohl zu. Ich schlage Euer Hochwohlgeboren vor das Werk folgenden Herrn die auf die Verbreitung desselben besondern Einfluss nehmen werden zukommen zu lassen. Sr. Hoheit dem Prinzen Bernard von Sachsen Weimar mit einem kurzen Schreiben: Der mit mir in Verbindung stehende Verfasser nimmt sich die Freiheit Euere Hoheit nachstehendes Werk über die V. St. von Nordamerika zu übersenden. Der Herzog wohnt in Ghent.

Herr Georg Bunsen in Frankfort ein Mann von hoher Bildung und gewichtiger Stimme. Herr Director des Cäcilien Vereins Nepomuck Schelble, und MDr. Müller in Franckfort. Diese vier Männer werden sich die Bekanntmachung des Werkes sehr angelegen seyn lassen, und ich rathe daher es Ihnen zukommen zu lassen.

Ich war so frey 48 f. als die Ergänzung auf 200 f. Conventionsmünze von Herrn Bunsen dem Hochdieselben es durch Herrn Meidinger gütigst zukommen lassen wollen, zu nehmen. Von London werden mehrere Aufsätze von mir eintreffen. Ich ersuche abgeredetermassen das Werk unter dem Titel Charles Sidons abzudrucken, Herrn André zu sagen im Oesterreichischen darauf aufmerksam zu machen, übrigens aber sich in keine kleinlichen Details einzulassen, was ich sehr von demselben zu vermuthen Ursache habe. E. Sie vergeben meine strenge Schreibart und Weisungen. Ich halte Sie für einen viel zu edlen und auf den Gegenstand selbst losgehenden und die Sache aus dem wahren Gesichtspunkte fassenden Herrn, als dass ich Komplimente oder Winkelzüge machen sollte. Ich wünsche und werde mich bemühen Ihnen durch unsere Verbindung so zu nützen dass sie dauernd und sie lange erhalten werden soll. Dagegen hoffe und erwarte ich von Ihrem vernünftigen und bekannt rechtlichen Charakter, dass Sie auch mich nicht drücken werden. So denke ich sie zu leiten, dass Sie viele Hände und Köpfe in Deutschland entbehren werden können.

Ich zeichne mich mit grösster Hochachtung Ihren ergebensten gehorsamsten Diener

Ch. Sealsfield.

Franckfort den 7 November 1826

Herrn Cotta von Cottendorf Hochwohlgeboren.

7.

London Grosvenor Place Chesterstreet 19. den 29 Januar 1827.

Hochwohlgeborener Herr!

Sie ersehen aus dem nachstehenden Kontraktsauszuge bescheinigt bei Hr. Ackermann Memorandum of Agreement made between Mr Charles Sealsfield and Mr John Murray vis:

Mr Murray is to be allowed to print one or more editions of such number of copies and such times as Mr Murray may think best for the mutual interest of the Parties herein named of „The United States of North America as they are in their political religions and social bearings" the said Edition or Editions to be printed at Mr Murray's sole cost and risque and the profits ariving from the sale of them to be equally divided between the said Charles Sealsfield and John Murray. Mr Murray is further allowed to use his discretion as to the insertion, softening, or omission of passages throughout the work, and also to use as he may think most desirable, any portion of what is, in the Mss. called the second volume either by publishing it entire, or by making extracts from it to be added to the first volume.

Witness Henry Day John Murray
Charles Sealsfield

London Albemarlestreet Jannary 29 1827."

dass ich mit Herrn Johann Murray kontrahirt habe. Da Sie mit dem Hause bekannt sind, wie ich hoffe, so brauche ich nichts weiter zuzufügen, als dass durch diesen Kontrakt und Murrays Verbindungen das Werk in die besten und vornehmsten Häuser von Grossbritanien kömmt. Die Anzahl seiner Kunden die regelmässig für alle Werke die bei ihm herauskommen subscribiren beträgt mehr als 500.

Natürlich wird dieses auf die deutsche Auflage einen vortheilhaften Absatz haben, wenn das Werk auch in England Aufsehen erregt. Ich hatte 3 Buchhändler die das Werk drucken wollten. Natürlich zog ich Mr Murray vor der allgemein als der erste angesehen ist und mehr Connexionen hat als Longmann. Da ich von ihm die Versicherung habe dass alles was ich von Amerika sende angenommen und gedruckt wird, so werden Sie dieses um so weniger übel nehmen, als dadurch meinen deutschen Sendungen die an Sie gelangen ein gewisser Nachdruck gegeben wird. Was den Ertrag des Werkes betrifft so hoffe ich wenn es 2 Auflagen erlebt 500 Pfund Sterling und wenn 3, da die dritte Auflage grösser als die 2 ersten, 1000 Pfund Sterling. Diess ist die Ursache warum ich das Werk nicht verkaufen wollte. Hr. Murray wollte es mir abkaufen, ich zog diesen Weg vor. Da ich nun mit allem fertig bin so wünsche ich abzureisen ein Hinderniss ist jedoch entgegen, und diess ist Mangel an Reisegeld. Von Murray kann und darf ich nichts herausnehmen wenn ich nicht gleich andern armen Authoren gedrückt und geschunden werden soll. Da er nur die besten Werke annimmt und von akkredierten Authoren so würde es mir unendlich schaden wenn ich nach einem so glänzenden Eingange ein ärmliches Ansuchen dieser Art machen würde. Ich nehme mir also die Freiheit Sie um Ihre einstweilige Unterstützung anzusprechen. Ich habe mit Herrn Ackermann gesprochen und er ist derselben Meinung. Da Sie so grossmüthig waren mir so viel Vorschuss anzubiethen als ich brauche zu einer Zeit wo ich Ihnen keine Sicherheit anbiethen konnte, so bin ich überzeugt dass nun wo Sie eine Sicherheit von wenigstens 400 Pfund Sterling bei Hr. Murray haben Sie mir meine Bitte, ohne deren schleunige Gewährung ich nicht nur keinen Schritt von London thun, sondern in die grösste Verlegenheit und selbst Noth kommen würde, da ich von allen Resourcen und von Hause entfernt bin, nicht versagen werden. Diese Bitte besteht darin dass Sie mir

40 Pfund Sterling vorschiessen oder leihen. Diese 40 Pfund sollen und haben mit unserm Geschäft nichts zu thun, ausser wenn ich Landkarten Gemählde Bücher von Amerika übersende die ich baar bezahlen muss, wo dann wechselseitige Abrechnung geschehen wird. Da ich jedoch sterblich bin und ein Unglück zur See mich befallen kann so gebe ich hiemit mein Werk gedruckt und herausgegeben bei John Murray in Pfand in der Art, dass Sie Hochwohlgeborner Herr im Falle Sie in 6 Monaten nicht entweder durch Sendungen von Landkarten etc. oder eines Werkes bezahlt wären, Sie das Recht haben durch Herrn Ackermann diese 40 Pfund Sterling von Herrn Murray zu erheben. In der Voraussetzung dass es in Ihrem eigenen Interesse liegt, mich so schnell in Amerika zu sehen als möglich und dass Sie nach dem was gesagt ist und nach der Sicherheit die ich Ihnen gegeben keinen Anstand nehmen erwarte ich von Ihrer Grossmuth u. Güte die Erfüllung meiner Bitte um so bestimmter als ich sonst keinen Schritt von London machen könnte.

Ich bitte auf der Stelle um gütige Gewährung da mir jeder Augenblick kostbar ist, und das Leben in London sehr theuer ist.

Da Sie mir an Rougemont & Behrends so gütig waren einen Brief zu geben so bitte ich den nämlichen Weg einzuschlagen, wo ich dann den Empfang bescheinigen werde. Auch steht es Ihnen frey Herrn Behrends zu ersuchen die nöthigen Erkundigungen einzuziehen so dass Sie in keiner Gefahr irgend eines und selbst des geringsten Verlustes seyen können oder sollen. Da ich in einem halben Jahr wenigstens 200 Pfund Sterling zu erwarten habe, so kann ich Ihnen alle Sicherheit geben.

Noch habe ich zu bemerken dass Sie über Canning seine gegenwärtige polit. Stellung Wellington etc. nächstens d. h. in 8 Tagen Nachricht erhalten werden. 12 Tage braucht es um die Antwort von Ihnen zu erhalten. In

dieser Zeit erwarte ich sie; in 8 Tagen erhalten Sie 8—10 Bogen, ich hoffe von grossem Interesse für Sie. Ich konnte früher nichts thun da mein Geschäft mit Murray meine ganze Zeit in Anspruch nahm und mein Kopf so voll war dass ich auf nichts anders denken konnte. Nun stehe ich wieder ganz zu Ihren Diensten Hochwohlgeborener Herr und Ihr Interesse wird von mir als das meinige angesehen und betrachtet werden. Euer Hochwohlgeboren erhalten unter einem ein Schreiben von Hr. Ackermann, dass Sie ausser allen Zweifel setzen wird in Hinsicht irgend einer Gefahr. Ich habe alles mögliche gethan um die Erfüllung meiner Bitte zu sichern, und es ist ich gestehe es mit einem ängstlichen Gefühle dass ich diesen Brief schliesse. Im Falle Sie meine Bitte nicht erfüllten wäre meine Verlegenheit unendlich und Sie würden mich in die Hände meines Verlegers liefern der mich dann auf das äusserste drücken könnte. Dass Sie dieses nicht thun werden hoffe und bitte ich recht sehr, und ich erwarte mit gröster Ungeduld Ihre Antwort. Wie gesagt ich wünsche sogar dass Hr. Rougemont angewiesen werde nicht auszubezahlen bis er von der Richtigkeit überzeugt ist, aber auf der andern Seite auch dass Sie sogleich meine dringende Bitte erfüllen. Sie mögen versichert seyn dass Sie künftig nicht auf diese Weise geplagt werden, und dass ich diese Gunst hoch und stets gebührend schätzen werde. Ich war selbst willens nach Stuttgardt zu kommen um persönlich mehr auszurichten. Da ich jedoch überzeugt bin dass wenn mein und Ackermanns Schreiben nichts vermögen meine persönliche Erscheinung es ebenfalls nicht thun und ich nur Zeit verliehren würde die ich besser benutzen kann, so erwarte ich gütige Gewährung in London. Verzeihen Sie Hochwohlgeb. Herr meine schlechte Schrift— Mit gröster Hochachtung Hdero

gehorsamster Dr Sealsfield

8 a.

Hochwohlgeborner Herr!

Ihren hochverehrten Befehl in Betreff Subskribenten zu erfüllen, geht ein Brief nach Frankfort Prag. Die beste Subskribenten Sammlung wird unstreitig seyn—Belieben Hochwohlgeb. folgendes in Ihre Blätter einrücken zu lassen: „Wir haben das Vergnügen zu melden, dass als Gewährleistung für die Richtigkeit der Ansichten und die Gründlichkeit des Werkes die Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie für die Eleganz desselben überhaupt das nämliche Werk bei dem ersten Verleger Englands Hr. Murray im Druck erscheint. Wer da weiss dass die Engländer genau und vollständig mit den Verhältnissen Amerikas bekannt sind wird nicht ferner zweifeln dass uns das Werk Wahrheit liefert. Wer ferner weiss dass England in der nächsten Berührung mit den V. S. steht wird eben so wenig bezweifeln dass es gewiss ein Werk seyn müsse von Werth und mit Scharfsinn und neuen Details das da Eingang finden soll" etc. etc.

Diese kurze Anzeige wird mehr Subskribenten machen als wenn ich ein halbes Jahr gesammelt hätte. Was eigentlich Subskribenten werth sind wissen Euer Hochwohlgeboren am besten. Nichts. Hier in England haben 12 für ihre an Ackermann gesandten Werke subskribirt und bloss 2 finden sich die nehmen wollen. Der beste Subskribent ist primo der Werth des Werkes und 2tens der steigende Ruf des Authors. Für diesen letzteren habe ich gesorgt. Halten es E. H. für keine Eitelkeit meinerseits, ich bin durch eine zu herbe Schule der Erfahrung gegangen um eitel zu seyn. So viel aber kann ich sagen dass wenn das Werk Die V. St. v NA. in England Aufnahme findet die Aufsätze die ich Ihnen sende in den Augen Deutschlands 100 pc mehr seyn werden. Ich habe mit Ihnen contrahirt und meinerseits will ich Ihren Kontrakt ehrlich halten. Ich gebe Ihnen hiemit den glänzendsten und vollwichtigsten Beweiss.

Sie erhalten hiermit das Originaldokument eines Kontraktes ausgefertigt in dupplicat—eines hat Hr. Murray, das andere haben Sie. Sie haben so nicht mehr nötig Zutrauen in mich zu setzen. Ich gebe Ihnen einen Kontrakt über ein Werk für das mir als Fremden 240 Pf. Sterling geboten waren, die ich aber nicht annahm sondern zu gleichen Theilen lieber gehen[1]) wollte. Ich fehlte, doch da mir daran lag der gebildeten und vornehmen Klasse Englands bekannt zu werden so zog ich einen spätern Gewinn einem sogleichen Gewinne vor. Bis Ende July werden Euer Hochwohlgeboren im Stande seyn die 40 *ll.* die ich nun ohne Zweifel von Ihnen erwarte zu erheben. Zugleich nehme ich mir die Freiheit Sie zu bitten mein Bevollmächtigter mit Herrn Murray zu seyn, und meine Geldangelegenheiten mit diesem Herrn durch Ihre Agenten besorgen zu lassen im Falle ich in Difficultäten kommen sollte. Da ich von Amerika nicht sogleich wieder nach England reisen kann, da ich in England selbst die Zeit nicht abwarten kann und darf so halte ich dieses für das beste. Sie meinen Hochwohlgeborener Herr dass ich am besten von Herrn Murray Vorschuss genommen hätte. Ich habe dieses früher versucht und durch einen Freund anfragen lassen. Mr Murray trug durch diesen an das Werk zu kaufen aber nicht den Profit zu theilen die Unkosten allein zu tragen und Vorschuss zu geben. Und er trug an 100 *ll.* dafür zu geben. 150 *ll.* weniger als Herr Baldwin angeboten. E H. kennen die englischen Verleger und ich brauche kein Wort zu verliehren. Ich habe eine authentische Kopie von dem Kontrakte genommen, und Eure Hochwohlgeboren steht es frey sich da Sie nun den Kontrakt in den Händen haben, in so weit zu versichern, dass Sie an Herrn Murray den Auftrag ergehen lassen mir nicht eher etwas zuzuschicken als bis Sie bezahlt sind.

Ich habe nun mein Geschäft in England gethan. Ich

---

[1]) Ein „Americanism".

habe und kann in England nichts ferner für gegenwärtig erwarten, und jeder Augenblick ist für mich für Sie gewonnen den ich früher in Amerika ankomme. Da ich Ihr Geschäftsführer seyn soll oder Correspondent wie EH es wollen, so sollte ich schon in dieser Hinsicht von einem Manne wie E.H. der so grossmüthig sich antrug mir einen Vorschuss zu machen selbst wenn er das Werk Die V St. nicht im Druck herausgäbe, die Erfüllung meiner Bitte, die wenn nicht die Noth mich drängte, ich nie gethan hätte, erwartet haben. Wenn ich Ihre Aufträge nicht gehörig erfüllt, so schreiben EH. dieses nicht Saumseligkeit, sondern der Eile zu in der sich ein Mann befindet, der in der Fremde von allen Hülfsmitteln abgeschnitten, den Kopf voll, und durch Geldmangel zur Uebereilung und Unvollkommenheit gezwungen ist.

Ich habe Murray sogleich nach Erhalt Ihres Briefes bekannt gemacht, dass Sie mein Vermittler mit Ihm seyn werden. Natürlich ist es nöthig dass EH. diesen Kontrakt gehörig aufbewahren. Für den Fall als ich auf der See verunglücken sollte wird vor meiner Abreise mit mehreren Beiträgen auch eine Art Willen an Sie gesandt werden.

Ich bedaure Hochwohlgeboren dass Aengstlichkeit Sie verhindert hat in diesem Falle Ihren eigenen Vortheil zu sehen. In England kann ich Ihnen nichts nützen. Um etwas genaues sagen zu können müste ich Jahre lang hier seyn. Und in England haben Sie Ihre Leute. In Amerika kann ich Ihnen in einem Tag mehr und interessantere Gegenstände aus Ost und Westindien, Nord und Südamerika, zusenden als dieses in England in einem Jahre geschehen könnte. Jeder Tag ist für Sie Verlust sowie für mich. Ich weiss wohl dass ich nicht ganz diskret [mit EH. gehandelt habe, doch ich bin nun in der Fremde und von meiner Heimath von allen Einkünften entblöst. Da können Sie es nicht so übel nehmen. Ich kann nun ohne Ihre Zusendung von 40 £. St. nicht abreisen, ich bin selbst seit 14 Tagen Kostgeld schuldig, und nicht im Stande wenn ich nicht vor den Augen

des Londoner Publikums mich bloss geben soll länger ohne Ihre Unterstützung zu seyn. Um diese bitte ich nun da ich Ihnen den grösten und vollendetsten Beweiss meines wohlverdienten Zutrauens gebe.

Sie mögen versichert seyn dass nicht nur Ihre Aufträge erfüllt werden sondern dass ich Ihre Güte ehren werde. Ich gebe Ihnen nun einen Beweiss meiner Hochachtung indem ich das sauer erworbene Pfand meiner Bemühung Ihnen überlasse. Lassen Sie mich aber auch nicht länger warten. Was ich Ihnen von England noch zuschicken kann will ich thun doch hier sind meine Kräfte beschränkt, da um hier viel schicken zu können viel Geld dazu gehört

mit höchster Achtung Ihr

Diener SEALSFIELD.

NB. Ich bitte ja den Kontrakt zu bewahren und mir den Empfang zu bescheinigen mit Wiederhohlung des Kontrakts.

Wenn Sie den 2 ten Band noch nicht in der Presse haben so halte ich es für besser statt des 1 ten u 2 ten Bogens diejenigen einzurücken die ich mit nächster Post mit einer Karte senden werde. Es ist eine karakteristische Uebersicht Pennsylvaniens und eine Beschreibung von Rapps Settlement. Dieses belieben Sie statt Reise durch Buttler und des Wirths Abentheuers einzurücken. Ich halte diess für besser als den halbabentheuerlichen und nichts sagenden Eingang zum 2 ten Theil. So wird auch eine Landkarte mitfolgen.

Ich bitte mir nach New York sogleich das Morgenblatt vom letzten Jahre und Van der Velde zu senden. In der Hoffnung es zu finden wenn ich ankomme—

8 b.

Für die allgem. Zeitung folgende kurze Bemerkung.

Nie hat sich wohl das Zunehmen des demokratischen Prinzips in England deutlicher ausgesprochen als bei der letzten Botschaft die der Körper, das Parlament, in Betreff einer Vermehrung des Einkommens des Prinzen Clarence machte. Wir sprechen hier nicht von parlamentarischen Aeusserungen aber die Stimme des Volkes wird so laut, dass von dieser Seite wahrlich nicht viel tröstliches zu hoffen ist. Was hört man in gebildeten Zirkeln. Wofür bezahlen wir unsern König: dass er fischt (er unterhält sich mit angeln den grössten Theil des Nachmittags) dass er mit Lady Cuningham herumfahre, und seine Kleider die Revue passiren lasse, und wenn er ja etwas politisches in die Hand nimmt dass dieses ein Spott für die Nazion werde. In dem Augenblick wo Tausende ja Millionen dem Hungertode und Erfrieren preissgegeben sind und Sr. Majestät 100 ℔. Sterling für die Manufakten unterschreibt verlangt er 9000 für einen Prinzen, den wir nicht leiden mögen. Clarence ist sehr unpopulär, und bei weitem nicht so sehr beliebt als der Herzog von York war, der aber trotz seiner Popularität einem der infamsten und skandalösesten Pasquille anders können wir es nicht nennen, im Morning chronicle das seinen Spazierritt im Haymarket in Karrikatur darstellte nicht entgehen konnte. So seien sie alle. So spricht alles, und die Stimmung ist sehr gegen die Königl. Familie seit dieser zur Unzeit abgesandten Message. So viel ist ausgemacht dass der König wenig auf seiner Hut in Bezug auf die Ueberhand nehmende Gewalt des Democratismus ist, das einzige Ding das in England eine Revoluzion hervorbringen wird und muss. Bereits sind 3 Minister Peal Huskisson und Canning aus der Volksparthei, Lord Liverpools Krankheit und gänzliche Unfähigkeit zu ferneren Diensten wird wahrscheinlich einen 4ten aus dem Volke ins Cabinet bringen. Natürlich ist das Gleichgewicht

so gestört, welches allein die Ruhe in England sichern kann. Unter den 4 Kandidaten für die erste Lordstelle der Treasury ist unstreitig Peal der vorzüglichste. Wellesley der am wenigsten geeignete Landsdown würde der beste sein da er mit Redlichkeit alten Adel und Gewicht bei der Nazion vereinigt.

9 a.

Hochwohlgeborner Herr!

Der 1te Aufsatz ist für den II Band der V. St. wie ich in meinem Schreiben. vom 22. angezeigt habe bis zur Gränze von Pennsylvanien. So ist eine vollkommene Uebersicht der Staaten im II Bande enthalten. Hat der Druck des II Bandes bereits begonnen so ist die Verwendung dieses Artikels fürs Morgenblatt oder wie es beliebt.

Der II Artikel ist von einer guten Hand: (Parlamentsglied Hume:) jedoch bloss für Sie, und davon darf kein Gebrauch gemacht werden.

Ich bitte um Vergebung Hochwohlgeborener Herr für den leidenschaftlichen heftigen Ton in dem mein letztes Schreiben abgefasst war. Ich schrieb so wie ich Ihren Brief u ihre Weigerung erhielt. Ich überlegte nun und bin zu dem Resultate gekommen.

Ich kann von Ihnen nichts in Gelde fodern. Ich weis dieses, und wusste dieses. Darum bat ich und sprach Ihre Grossmuth an. Ich habe Ihnen den Kontrakt mit Mr Murray zugesandt. Es steht bei Ihnen mir auf diesen die Summe von 40 Pf Sterling zu schicken oder nicht, und füge nur so viel bei. Meine Entschlüsse Vorsätze und Versprechungen halte ich redlich. Mit EH. eine Verbindung zu schliessen kam ich nach Deutschland. Ich schlug die Verbindung mit Willmann aus wie E.H. von Frankfurt hören mögen, der sich in einem Schreiben über welches Bunsen Auskunft geben kann bitter beklagte. Als Ihr Hr. H. Sohn sich

weigerte das Manuscript zu nehmen trug sich mir sogleich Hr. [1]) an. Wenn ich unredlich handeln wollte so könnte ich ihm das Manuscript verkaufen, und von Ihnen Geld auf Rechnung meiner Sendungen nehmen. Ich that es nicht liess E. H. das Manuscript überwunden durch Ihre Grossmuth und mein fester Entschluss ist Ihnen nach meinen Kräften zu dienen. Doch auf der andern Seite ist es auch meine Pflicht dahin zu sehen, irgend eine Gewissheit zu haben, dass meine Dienste nicht verkannt werden. Ich lebe in America und werde vielleicht in 10 Jahren nicht mehr Europa sehen, vielleicht nie mehr. Die Schätzung meiner Sendungen sind ganz Ihrer Güte überlassen, wenn ich nun im Angenblicke meiner grössten Verlegenheit entfernt von Heimath diese Güte vergeblich anspreche, so scheint mir dieses, ich mag irren, eine schwankende Stütze. Verzeihen Sie ich wünsche einen Mann vor dem ich die grösste Achtung habe nicht zu beleidigen nur so viel will ich sagen. Wenn Sie mich nicht unterstützen wollen, dann bitte ich mir den Contract wieder zurückzusenden, den ich unkluger Weise Wind und Wetter und dem Ungefähr der Posten anvertraute. In diesem Falle wenn Sie nicht gesonnen sind mich zu unterstützen bitte ich ergebenst mir statt der Bücher den Betrag in Geld zuzusenden. Ich habe nun nicht einen Schilling im Vermögen. Die Landkarte kann ich aus diesem Grunde nicht senden, da ich wirklich das Porto nicht habe. Sollten Sie jedoch auch dieses verweigern, so bitte ich, mir dieses gütigst zu melden. Sie mögen mir auch glauben dass dieses letzte für mich der härteste Schlag wäre, da ich auf meine Ehre nicht weiss, wo ich Geld hernehmen solle, meine Reise anzutretten, aber lieber würde ich noch eine Verbindung aufgeben, die für mich so unendlichen Werth hat, und auf Bücher und Sendungen verzichten, als mich verkannt wissen.

[1]) Der Name fehlt im Originalbrief, es ist dort (wie oben) eine Lücke.

Ich füge nur so viel noch bei. Sind Sie willens mir zu helfen, dann behalten Sie den Contract in der Art wie ich in meinem frühern Schreiben bezeichnete. Ueberzeugen Sie sich selbst dch. Behrends von der Gewissheit und seyen Sie versichert dass Sie Ihre Grossmuth nicht bereuen und Ihre 40 *fl.* nicht verlohren sondern wohl angelegt sind.

Mit höchster Achtung etc.

den 25 Febr 1827

E.H. Diener

SEALSFIELD*

London Grosvenor Place Chesterstreet 19.

9 b.

Im Falle der 6te Band bereits im Drucke, fürs Morgenblatt—im Falle nicht so ist dieses der Anfang des II Bandes bis New Lisbon.

Pittsburg die Hauptstädt des westlich. Pennsylvaniens u der Sitz des Distriktsgerichts ist genauer bekannt als es mit bedeutenden Städten in den VSt. v. A. der Fall ist. Da seit 10 Jahren keine bedeutenden Veränderungen stattfanden und es just in dem Vhsse fortgeschritten als Pennsylvanien selbst, d. h. langsam und bedächtlich so enthalten wir uns einer besondern Schilderung. Natur hat alles für diese Stadt gethan. In einem Winkel den die 2 Flüsse des Allegheny 1200 Fuss und des Monongehela 1400 Fuss breit bilden sich hinziehend ist es von 2 Seiten völlig mit Wasser umgeben. Auf der östlichen Seite erhebt sich eine Reihe Hügel amphitheatralisch, die Gruppen stehen gelassener, Urwälder schattiren. Auf der westlichen zieht sich in einiger Entfernung gleichfalls eine Hügelreihe hin, die dem Ganzen mit den beiden Flüssen die sich nun vereinigen und dem Ohio Namen und Entstehung geben einen unbeschreiblich

grossartigen Charakter geben. Die Einwohner wahrscheinlich in der Absicht von ihrer Stadt alles zu entfernen, was den Eindruck veranlassen könnte als sey sie eine Backwoodstadt (Hinterwald) hieben die Bäume auf den umgebenden Bergen meistentheils um, und so ist das Auge zur selben Zeit angezogen und beleidigt durch oede Berge auf deren Dürre umgehauene Bäume umhergestreut liegen. Der Vorzug den amerikanische Städte vor ihren Schwestern den europäischen voraushaben Regelmässigkeit und Symmetrie ist hier verloren gegangen. Obgleich die Stadt nicht unregelmässig ist, so sind die Strassen doch so enge mit Ausnahme der Liberty- und Pennstrasse, und obwohl gepflastert, doch so schmutzig, dass jemand der 3—4 Stunden umhergewandelt von Kopf zu den Füssen schmutzig und schwarz ist. Die zahlreichen Manufakturen und Eisenfabriken mit dem schwarzen aufsteigenden Steinkohlendampfe verursachen diesen Schmuz. Schnee wenn er 2 Stunden liegt ist schwarz und die Frauen sind so schwarz wie ihre Kleider, und sieht man sie weiss so riecht man das reinigende Medium der Seife so stark, dass das schöne Geschlecht kaum dabei gewinnt. Die Populazion ist ein Gemisch von Amerikanern Deutschen Franzosen und Irrländern meistentheils Handarbeiter und Fabrikanten. Ihre Sitten entsprechen ihrer Beschäftigung. Man findet jedoch angenehme Zirkel, und ein Theater das nun in Bau ist soll zur Unterhaltung dieser Halbcyclopen beitragen. Pittsburg ist für Manufakturen vortheilhafter gelegen als irgend eine Stadt in der Union. Unerschöpfliche Steinkohlenlager 3 Flüsse der Ohio und die 2 genannten Flüsse die ihn bilden Alleghany und Monongehela biethen eine ungeheure Wasserkommunikazion 2100 Meilen hinab nach New Orleans, und 500 Meilen nach Nordost und Südost dar. Die Wohlfeilheit der Lebensmittel und die Leichtigkeit die rohen Produkte als Baumwolle Eisenerz etc. herbeizuschaffen tragen dazu bei dem Orte stündlich eine grössere Wichtigkeit zu geben. Der Handel von Pittsburg jedoch hat abgenommen. Die Wa-

shington Nazionalstrasse über Wheeling und der grosse Newyork Canal haben bereits zum Theile dem Handel mit den westlichen Staaten der früher über Pittsburg ging, eine andere Richtung gegeben, und die Langsamkeit der Pennsylvanier wird wahrscheinlich noch grössere Nachtheile für ihren Staat herbeiführen. Im Norden den erwähnten New York Canal im Süden den Chesepeake und Ohio Canal mit der Nationalstrasse muss Pennsylvanien, obwohl der gerade und direkte Communicazionsweg mit den westlichen Staaten, nothwendig den kürzern ziehen, das heisst die klügern New Yorker und Virginier lassen es im Trockenen sitzen. Die einzige Ursache ist die Unfähigkeit ihrer Congressmitglieder (Pensylvaniens:). Die Bevölkerung obwohl grossentheils aus Abkömmlingen von Engländern ist hier mehr als irgend wo mit Deutschen vermischt. Mehr denn ein Drittheil sind Abkömmlinge von Deutschen. Diese haben hier die Oberhand in so fern dass die Gouvernors meistens Deutsche waren als Suyder Hiester Schulze. Ihre charakteristischen Züge sind: Rechtlichkeit, Einfachheit und unermüdete Thätigkeit. Wo sie immer sich niederlassen nimmt das Land eine lachende Gestalt an. Die Grafschaften Northampton Berks Bucks Lancaster Dauphin Westmoreland Lafayette Libanon gehören unter die kultivirtesten in den VSt. Die Städte obwohl nicht so elegant als die in New York sind wohlgebaut und ein solider Wohlstand spricht sich in ihnen sichtbar aus. Das einzige was vonnöthen ist ist Geisteskultur, und mehr Eifer ihren englischen Nachbarn gleichzukommen, und so lange dieses nicht der Fall ist werden sie trotz ihrer unermüdeten Arbeitsamkeit um so mehr den kürzeren ziehen als ihre unbefangene Rechtlichkeit den verschmitzten Kniffen ihrer englischen Nachbarn nicht gewachsen ist. Der treueste Repräsentant des pensylvanischen Nazionalcharakters ist der gegenwärtige Gouvernor Andreas Schulze. Er war zuerst gewählt 1823. Die Weise in der auch der ärmste und simplste Bürger sich diesem Oberhaupt des Staates nähert, beweisst mehr als hin-

länglich, dass auch nicht der mindeste Stolz in ihm ist, und dass Gleichheit nicht bloss auf dem Papier oder der Constitutionsurkunde ausgesprochen sondern in der That vorhanden ist. Auf der andern Seite zeigt Schulze wieder eine Festigkeit und Entschlossenheit, die beweisst dass er würdig der hohen Ehre ist der Chef eines freyen Staates zu seyn. Kurz nach seiner ersten Erwählung in 1823 war ein gewisser Zimmermann der seine Tochter in einem Anfalle von Fanaticismus mordete zum Tode verurtheilt. Die Vollziehung des Urtheils wurde vom Gouvernor verschoben und die Einwohner von Harrisburgh und Dauphin County ungeduldig über die Entziehung eines Schauspiels und erbittert auf den Gouvernor beschlossen den Gouvernor in effigie zu hängen. Nur mit Mühe wurden sie abgeredet. Die Festigkeit des Gouvernors wurde in kurzer Zeit gerechtfertigt durch das Zeugniss das die 3 ersten Aerzte von Philadelphia ausstellten dass Zimmermann die That im Wahnsinn beging. Schulze besitzt zwar nicht die hervorragenden Talente eines Clinton, aber dafür hat er eine unerschütterliche hohe Achtung für die Rechte und Freiheit des Volkes, und einen festen Gang in seiner Politik, die sich durch nichts irre machen lässt. Wir wünschen herzlich, dass die Bewohner Pennsylvaniens statt der durch die Allegheny Berge selbst schwer oder beinahe impracticable gemachten Canälen den leichtern und bessern Weg der railroads einschlagen mögen. Eisen das in so ungeheuern Massen in Pennsylvanien vorhanden ist, würde diese Art Strassen nicht nur ausführbar sondern durch die Beschäftigung die es 1000den seiner Bewohner geben würde noch vortheilhaft machen, und so würde dieser Staat der Comunicationsweg zwischen dem Ocean und den westl. Staaten bleiben trotz des Newyork und Chesepeake Canals und der Washington Nazionalstrasse. Pennsylvanien ist mehr fabrizierender Staat, und obwohl der Landstrich von Philadelphia westlich zum Susquehannaflusse ein wahres Paradiess in Hinsicht der Cultur ist, die unerschöpf-

lichen Eisenminen und Steinkohlenlager müssen nothwendig bald die vorzüglichere und ergiebigere Nahrungs u Reichthumsquelle des Staates werden. Von Pittsburg an ist die Landschaft südlich und westlich hügelig jedoch fruchtbar, gegen Norden zu bergig und unfruchtbar, bis gegen Meadville zu, wo das Land ergiebiger zu werden anfängt. Bis zu Meadville wissen die Bewohner meistens arme Deutsche u Irrländer wenig von Luxus. 50 oder 100 Acker Land ist alles was sie wünschen. Diess giebt ihnen Wälschkorn im Herbste Maiss und Cider und diess sind ihre Leckereyen. Südlich u westlich u besonders an den Ufern des Ohio ist die Landschaft reich, und hier finden wir 18 Meilen von Pittsburg die 3te Niederlassung des bekannten Rapp mit seinen Separatisten, die er Oeconomy benannte. Klugheit ausdauernder Fleiss haben ihn nun in den VSt. einen Namen erworben, und sein Kapital hat sich seit der Zeit seiner Ankunft von Deutschland von 3500 Thalern auf mehr als eine Million Thaler vermehrt. Die Pittsburger wissen sich noch sehr gut der Zeit zu erinnern, wo er trostlos in der Stadt herum ging um Credit für ein Fässchen Salz zu finden. Ein Kaufmann erbarmte sich seiner u gab es ihm auf Credit u sandte es auf seine 1te Niederlassung 28 Meilen von Pittsburg in Buttler County [1]).

Diese 3te Besiedlung Oeconomy verspricht den beyden früheren in Buttler County und der in Indiana Wabash den Vorrang abzugewinnen es besteht aus 4300 Ackern Landes 1500 sind beurbart, eine Stadt erhob sich seit 18 Monaten wie im Fluge, und eine Thätigkeit herrscht hier wie man sie selten findet. Nichts gleicht der Authorität die dieser Mann über seine Leute ausübt. Er hat an seiner Seite eine Art Vice dictator in der Person seines adoptirten Schwieger-

---

[1]) 9b. S.s Beschreibung von Pittsburg erscheint hier zum ersten Mal. Was nach diesem Absatz folgt über die Rapp'sche Ansiedlung, wurde in S.s Werke „Die Ver. Staaten von Nordamerika etc.“ zum grössten Teil aufgenommen.

sohnes Friedrich Rapp, der an seine Tochter verehlicht ist, und einen Rath von 12 Aeltesten, die die Geschäfte der Gemeine verwalten, die nun 1000 Seelen stark ist. Noch als er in Buttler County in Alt Harmony war, bedurfte die Brücke über den kleinen Fluss der an dem Städtchen vorbeiläuft einer Ausbesserung. Es war Winter und der Fluss zugefroren, das Eis jedoch nicht stark genug um einen Mann zu tragen. Rapp wagt sich darauf um den Mittelpfeiler der Brücke selbst zu sehen. Kaum war er zur Mitte gelangt als das Eis brach, und er in den Fluss sank, der Fluss ist hier bedeutend tief. Eine Menge Menschen war an dem Ufer versammelt seine Leute machten sogleich Anstalt ihm beizuspringen. Glaubt ihr rief er ihnen zu der Herr werde mich verlassen, und ich brauche eure Hülfe. Den armen Wichten entsanken die Bretter, doch eben so schnell sank auch Vater Rapp. Schaam und Furcht zu ertrinken überwanden endlich seine Hoffnung auf übernatürliche Hülfe, und er rief um Beistand der ihm ohngeachtet des lauten Zurufs der beistehenden Amerikaner: Lasst den Tyran ertrinken, ihr werdet sein Geld haben, sogleich zu Theil wurde. Bretter wurden auf das Eis gelegt, und Rapp bis an die Schultern im Wasser wurde halb erstarrt unter dem lauten Gelächter der weniger gläubigen Amerikaner herausgezogen. Am nächsten Sonntag hielt er seinen Leuten eine Predigt des Inhalts, dass der Herr ihre Sünden an ihm heimgesucht habe, und dass sie Schuld an seinem Einbruche in das Eis seyen. Die armen Tröpfe glaubten dies buchstäblich, gelobten Besserung, und so war beyden Theilen geholfen. Im Jahre 1825 hob er das Coelibat das er früher in seiner Gemeinde eingeführt hatte, wieder auf, und am 4 July wurden 16 Paare getraut. Doch ungeachtet dieser harten Gesetze war seine Authorität besonders über den weiblichen Theil seiner Gemeinde so gross, dass sie lieber ihre Männer die mit seiner Despotie unzufrieden waren und die Gemeinde verliessen fortziehen liessen, als ihnen folgten.

Seine Ansiedlung ist nun eine der blühendsten in Pennsylvanien. Eine Dampfmaschienenmanufactur erhob sich seit den 18 Monaten seines dortigen Aufenthalts, ein herrliches Wohnhaus für ihn selbst eingerichtet auf grossen und modischen Fuss. Er wird nun oft mit Ausflügen von den Bewohnern von Pittsburg beehrt, und obgleich seine Manieren nach dem Bäurischen richten, seine Tafel, sein Reichthum lassen die Amerikaner in dieser Hinsicht ein Auge zudrücken. Von Oeconomy führt die Strasse nach Griersburgh etc. etc. bis nach Newlisbon u so weiter.

9 c.

Für die Allgemeine Zeitung.

Lord Liverpools Gesundheitszustand ist hoffnungslos, und selbst wenn er noch einige Zeit leben sollte an seine Beibehaltung der ersten Ministerstelle ist nicht zu denken. Sein Nachfolger ist nicht bestimmt, zuverlässig jedoch kann es kein anderer als Canning seyn. Einer seiner vertrautesten Freunde äusserte selbst dass er im Falle seiner Hintansetzung bei dieser Gelegenheit das Portefeuille der Auswärtigen Angelegenheiten aufgeben würde. Einem Manne von Cannings entschlossenem Karakter der wohl weiss dass er gerade jetzt unentbehrlich ist ist nicht dieses vollkommen gleich. Nie war England an Staatsmännern ärmer als jetzt. Canning ausgenommen hat es auch keinen. Englands Lage ist nichts weniger als günstig mit Frankreich Spanien Portugall in einer Spannung, die endlich doch einen Krieg herbeiführen oder die alliirten Mächte zur Aufhebung des Hl. Allianzsystems bringen muss, sieht sich dieses Reich genöthigt seine See- und Landmacht beizubehalten, und so seine Schuldenlast de facto zu vermehren, während seine Einkünfte sich verringern. Es ist kein Zweifel, dass die V. St. von Nordamerika diesem Reiche eine Wunde versetzt haben die tödtlich ist. Die Einführung und Etablirung des Ta-

riffes von 1824 hat nun seine Folge an den verhungernden brotlosen Manufacturisten von Manchester Birmingham etc. deutlich dargethan. England ist gespannt und wird Canning erster Minister so ist kein Zweifel ein Krieg mit den V. St. wird die Folge seyn. Die Folge von diesem Kriege wird der Verlust von den Besitzungen der Engländer in Nordamerica seyn, und sollten sie diese verliehren, dann hat ihre Seemacht ihre erste Stütze Holz zum Schiffsbau verlohren. Ich habe bereits früher meine Meinung über Canning ausgesprochen. Seine Talente als Redner sind ausserordentlich, er ist ein Genie in jeder Hinsicht. Doch Genies sind nicht die besten Staatsmänner. Der kluge bedächtliche redliche und kalte Lord Levesport wird durch Canning nicht ersetzt werden. Eine glänzende Rolle wird Canning spielen gleich seinem Vorbilde Pitt, das Volk wird unter ihm gewinnen, seine Rechte sich aus dehnen, aber Englands Einfluss Grösse und Allgewalt wird unter ihm und seiner Schnelligkeit im Entschlusse und der Ausführung seiner Maassregeln leiden.

10.

Empfangen — London den 15ten Merz 1827 — von Herren Rougemont & Behrends für Rechnung d. Herren Stahl & Vederer in Stuttgardt, Vierzig Pfund Sterling £ 40

Charles Sealsfield.

11.

Euer Hochwohlgeboren!

Sie werden sich wundern und ungehalten seyn dass ich noch nicht abgereiset bin. Die Erklärung Mr Murrays dass er im Falle meiner Abreise keinerdings darauf eingehen könnte das Werk zu publizieren als es sonst mit einer Menge Fehler und Unrichtigkeiten erscheinen würde, machte

mich bleiben. Aus der Beilage The united states of North America ersehen Sie dass das Werk nun publicirt ist. Und nächsten Donnerstag reise ich ab nach den Vereinigten Staaten. Sobald ich angekommen bin werde ich meine Zusage erfüllen und unsere Verbindung wird sogleich ihren Anfang nehmen.

Ich geharre

mit gröster Ehrfurcht
Euer Hochwohlgeboren
gehorsamster Dr
SEALSFIELD

Chester Street Grosvenor Place 19 4 Juny 1827

Herrn Cotta von Cottendorf Wohlgeboren Stuttgart.
Mit 1 Exemplar Unites Staten of North America.

12.

Havre den 14 Juny 1827.

Euer HWohlgeboren

Ich segle morgen mit dem Paquetschiff Stephanie von Havre nach New York. Ich gieng von London über Southampton nach Havre als den besten Platz zum Einschiffen.

Sobald ich in New York angekommen seyn werde werden EH. alle Ursache haben zufrieden zu seyn. Ich werde sämmtliche Dinge die ich überschicke über Havre senden, den besten und ich denke sichersten Weg. Ich addressire die Sendungen an Mr. Delarne Palmer (Marchand) der diese Sendungen dann an E. H. fördern wird. Da von New york jeden Monat 2 Schiffe regelmässig abgehen, so erhalten E. H. diese Sendungen weit regelmässiger als über Amsterdam oder Rotterdam, und weit weniger kostspielig als über Liverpool, doch wird es ich denke etwas mehr

kosten als über Amsterdam. Haben E. H. einen bessern Weg so bitte ich mir selben unverzüglich anzuzeigen, wo nicht so bitte durch Ihren Correspondenten in Paris H. E. Delarne Palmer zu ersuchen diese Sendungen sicher und genau abzusenden.

Euer Hochw. erhalten durch Hr. John in Frankfurt dessen Agent Hr. Meaty (Adams Court Broadstreet in London) ich die Exemplare übergeben ein Exemplar meines Werkes im englischen über die VSt. v. Nordamerika.

Da Hr. Murray erklärte er könnte das Werk nicht publiziren wenn ich nicht selbst die Correction besorge, so war ich dadurch wenn ich nicht das ganze aufgeben und so alles verliehren sollte verbunden zu bleiben. Diess ist hinlänglich denke ich um mich in Ihren Augen zu rechtfertigen, dass ich nicht mehr als nothwendig in London blieb.

Ein Ding ist nun was ich Sie Hochw. Herr dringend bitte. Ihr Ansehen in London ist sehr gross. Wenn ich mit Murray sprach und Erwähnung machte dass mein Werk bei Ihnen im Deutschen gedruckt wird so waren seine Worte „Bei Cotta? das ist ein grosser Mann!" Murray, werden E. H., wissen ist sehr eitel, und unstreitig der erste Buchhändler in Grossbrittanien. Ich ersuche Sie daher für mich an Ihn schreiben zu lassen und Ihm dieses Werk anzuempfehlen. Diess kann auf keine Weise schaden, und mir und E. H. nützlich seyn. Der Brief müste so lauten wenn ich so frey seyn darf.

Sir!

The undersigned having been informed that you have published the work of Mr Charles Sealsfield". The United States of North America as they are cannot help expressing his particular satisfaction at seeing this work which he has equally published in the german language, & which has produced a general & very lively interest, brought before the english public under Your highly respected firm he feels

convinced that with a little enconragement on Your part it will meet with desired effect.

The undersigned takes the liberty of recommending it to Your kind & powerfull care & signs himself with the highest esteem

Sir

Your most obedient SERVANT

Verzeihen Sie dass ich so frey bin. Da jedoch ein solcher Brief wirklich viel thun kann und wird, und nichts schaden kann so ersuche ich dringend ihn sogleich abzusenden die Adresse ist John Murray Esqu Albemarlestreet Piccadilly London.

Und nun nehme ich Abschied, bitte Sie mir jedoch sogleich nach der ersten Sendung so viel an Büchern und Landkarten zu übersenden als Sie es Ihrem und meinem Interesse gemäss finden.

Von dem IIten Werke welches in London für mich gedruckt wird, mehr von America aus.

Leben Sie wohl Hochwohlgeborner Herr und seyen Sie meiner Dienste versichert

Ihr

unterthänigster Dr

SEALSFIELD

13.

Ich habe dero verehrliches vom 1. 6. am 3ten Jänner l. J. erhalten—Was Ihre Weisungen betrifft die Sendungen für jedes Journal auf einen Extra Bogen zu schreiben, so wie das Europäische Publikum mehr zu berücksichtigen werde ich gehörig beachten. nur hätte ich gewünscht dass mir diejenigen Stücke angezeigt worden wären die Ihren Beifall erhielten, um mich darnach richten zu können, so wie dass Sie

dasjenige was unbrauchbar schien an Hr. Bunsen nach Frankfort eingesandt hätten, damit er selbes abgesprochener Maassen an die verabredeten Buchhändler absende. Jetzt ist es zu spät.

Ich habe in meinem 2ten Briefe und besonders im dritten um Vorschuss und im 3ten um eine beliebige Geldsendung gebeten. Wenn es nur 100 Dollars gewesen wären, so hätte ich wenn nicht in meinen Sendungen fortfahren diese jedoch bis zum 25ten December wo die Schiffe vom 16 November von Havre ankommen fortsetzen können. Ich habe weder Geld noch Wechsel erhalten, dagegen die Erklärung, dass wenn unsre Verbindung Jahre lang bewährt seyn würde E. H. dies thun würden, so wie dass der Verlag des Werkes der V. St. noch lange nicht gedeckt sey. Ich habe mein Verhältniss EH. dargelegt und offen erklärt, dass ich kein baares Vermögen besitze um zu leben und Ausgaben zu bestreiten die mit Einsendungen unumgänglich nothwendig verknüpft sind. Durch die 7 Wochen durch welche ich die Einsendungen gern machte musste ich jede Woche 5 Dollars Kostgeld und für 7 politische und 3 beletristische Zeitungen für 2 Monate 20 Dollars bezahlen. Ich hoffte Credit zu finden um meine Arbeiten 6 Wochen länger fortzusetzen wo ich dann auf Wechsel hoffte—ich hätte diesen auch gefunden. Glücklicher Weise jedoch ahnte mir was geschehen würde und ich zog vor nach Hause zu gehen. Wäre ich in Philadelphia geblieben um auf Ihre Rechnung zu arbeiten so hätte es mir leicht geschehen können dass ich in die grösste Verlegenheit gerathen wäre. Ich reiste daher nach Hause wo ich seit dem das Werk Canondah beinahe geendigt habe.

Aufrichtig gesprochen so habe ich keine Ursache mit EH. letztem Schreiben zufrieden zu seyn und das einzige was mich beruhigt ist dass es nicht von Ihnen geschrieben sondern bloss unterfertigt wurde. Ich bin verglichen mit EH. ein armer Wicht und ich vertraue. Ich habe bei

Murray die VSt. Ich habe bei Hurst & Co. in London St Pauls Church Nro 65 Oestreich und das Missisipi Thal. Ich habe noch keinen Penny erhalten und muss mich auf die Rechtschaffenheit der englischen Buchhändler verlassen, die bekanntlich mit solch armen Authoren wie wir sind, nicht gerade allzuchristlich umspringen, und E. H. wollen einem Manne nicht trauen der Ihnen Contracte und Arbeiten übersendet und Ihnen Beweise tausendfältig giebt dass er arbeiten und Ihnen dienen will wenn er in den Stand gesetzt wird. Selbst wenn E. H. noch etwas an mich zu fordern haben so kann diess nicht viel betragen. Nach unserm Kontrakte sollte ich die Hälfte in Gelde die Hälfte in Büchern (für die VSt.) erhalten. EH. gaben mir in Gelde etwas mehr (etwas weniger als 60 *ll.* Sterling) das übrige sollte nach der Note die E. H. selbst geschrieben mir dann ausbezahlt werden wenn 500 Exemplare abgesetzt wären. Dieses hoffe ich ist nun der Fall. E. H. haben mir ferner 40 *ll.* Sterling nach London gesandt, wofür Sie meinen Contract mit Murray in den Händen haben—dagegen habe ich E. H. 63 Bogen dh. 30 Druckbogen eingesandt. Ich rechne jeden gedruckten Bogen nur 1 $^{1}/_{2}$ Louisdor so sind es 45 Louisdor oder etwas mehr als 40 *ll.* Sterling. Wenn ich zuviel anspreche oder mich in meiner Berechnung irre so bitte ich mich zu recht zuweisen. Ich nehme Belehrung und Berichtigung gern an. Um jedoch zum Punkte zu kommen. Nach meiner Berechnung wären wir in Richtigkeit nur dass ich noch die Bücher und E. H. die 500 Subscribenten zu erwarten haben. Sind wir es aber nicht in welchem Falle ich die Berechnung ganz der Ehrlichkeit Einsicht und Grossmuth E. H. überlasse, so will ich gerne so lange arbeiten, selbst wenn mir E. H. nichts senden, und die Verbindung aufheben wollen, bis ich meine Schuld berichtigt habe. Nur bitte ich um eine Auseinandersetzung. Wenn jedoch E. H. mir 200 spanische Dollars senden oder vorstrecken, dann verspreche ich auf meine Ehre Sie für ein halbes Jahr nicht zu plagen und in

meinen Sendungen regelmässig fortzufahren. Sie haben mich ganz in Ihrer Gewalt. Sie haben den Contract mit Murray. Sie können auf meine Werke bei Hurst & Co Beschlag legen lassen und ich werde wegen dieser Summe nicht meine Erwartungen meine Mühe und meinen Geldaufwand, der mich in England alles gekostet hat was ich von Ihnen erhielt auf das Spiel setzen. Ich habe wie gesagt diese Zeit zu Hause zur Ausarbeitung des Werkes Canondah benutzt. Es ist ein Werk das die häuslichen politischen religiösen Verhältnisse der westlichen Bewohner der VSt. so wie ihre Verbindungen und Verhältnisse mit den Indianern charakteristisch darstellt mit den Charakterzügen der Indianer—das ganze ist in einen Roman auf die Art wie Corinna eingekleidet. Es ist bei weitem das beste Werk dass ich geschrieben, und ich bin gewiss es wird Ihren Beifall erhalten, und in Deutschland aufsehen erregen. Ich habe Anträge von 2 der ersten Buchhändler in Deutschland erhalten, ziehe jedoch wenn E. H. mich und mein Werk nicht verschmähen E. H. vor. Bis zum 15. März denke ich kann ich das Werk gewiss zum Einsenden bereit haben mit etwa 20 Bogen andern Beiträgen. Dann will ich nach Philadelphia kommen, wenn ich so viel Geld wie ich hoffe auftreiben kann. Finde ich die gebetene Unterstützung so sende ich sogleich das Werk an EH. ein. Ich ermächtige oder besser zu sagen ich stelle es E. H. wenn Sie ja es für besser und sichrer glauben, frey Hr. Carey und Lea zu ersuchen mir nicht das Geld auszuzahlen ehe er dieses Werk zur Absenduug von mir erhalten. Mehr kann ich nicht thun. Ich brauche jedoch Geldunterstützung und so will ich auch mir diese demüthigende Bedingung gefallen lassen.

Den Ertrag des Werkes etwas über 30 Druckbogen würde ich dazu verwenden meine Schuld an Bunsen 40 ℓ. Sterling zu tilgen. Die Beiträge gehen auf unsre Rechnung. Was übrig ist stelle ich E. H. frey mir in Gelde zu übersenden, oder es noch zurückzubehalten. Nach Briefen aus

England sind nun die VSt. da angekündigt, ich kann jedoch erst bis nach Verlauf der ersten Hälfte dieses Jahres etwas hoffen. Von Oestreich und dem Missisipithale etwas später. Ich habe die 7 Wochen meiner Anwesenheit in Philadelphia Tag und Nacht gearbeitet und hoffte mir Ihr Vertrauen zu gewinnen. Was jedoch nicht jetzt geschah mag später geschehen. Ich kann nicht jedes Jahr nach Deutschland reisen, und muss mich daher ganz auf E. H. Grossmuth verlassen. Meine Arbeiten meine Hoffnungen sind in England wo Sie mich oder mein Capital immer finden.

Ich hoffe nach dieser Auseinandersetzung von deren Wahrheit E. H. überzeugt sind, so wie von dem Verlage meiner 2 Werke bei Hurst & Co.—dass mir EH. meine Bitte um die 200 Dollars beiläufig 40 *ll.* Sterling oder etwas mehr nicht versagen werden. Ich bin ein Anfänger hoffe jedoch mit jedem Werke das ich schreibe mich zu vervollkommnen. Wenn mir E. H. aufhelfen, so werde ich dieses nicht vergessen: und nie von E. H. mich trennen. — In diesem Falle der Gewährung meiner Bitte, nämlich, bitte ich gehorsamst mir den Wechsel entweder an Carey Lea & Carey durch Ackermann in London schreiben zu lassen oder an Girard Banquier in Philadelphia oder auch an den Frankforter Consul Halbach in Philadelphia zu schicken und mir durch ein Schreiben Nachricht zu geben. Ich habe meine Freunde in Philadelphia ersucht mir die angekommenen Briefe sogleich zuzusenden. Das Schreiben an mich bitte ich bei Carey und Lea deponiren zu lassen, dh. lassen E. H. auf dem Couverte schreiben Care of Mssr Carey & Lea. — Gerade die Briefe in meinen Wohnort abzusenden ist wegen der ausserordentlichen Mangelhaftigkeit und Unrichtigkeit der Posten in den VSt. die alle ganz von Privaten geführt und beaufsichtigt werden nicht thunlich. Die Briefe gehen gewöhnlich verlohren besonders wenn sie frankirt sind. Ich

bitte wegen meines langen Schreibens vielmahl um Vergebung und verharre mit gröster Achtg

Euer Hochwohlgeboren

unterthänigster Diener

Charles Sealsfield.

Kittaning 3 Januar 1828

Sr Hochwohlgeboren Hr. Cotta' von Cottendorf zu Stuttgardt im Königreiche Würtemberg

14.

Ohne Datum etc.

Euer Hochwohlgeboren!

Erhalten hiemit gehorsamst die 2te Sendung und 26 Bogen fürs Morgenblatt das geographische Journal die politischen Annalen und einen für die Allgemeine Zeitung—

Es sind folgende

1 Wer sind die Männer die die Unabhängigkeit der V. St. unterzeichneten

2 Charakterzüge dieser Männer die die Unabhängigkeit der V. St. unterzeichneten

3 General Washington & desselben Leben. Aus den Papieren seines Neffen Eustis.

4 Das Gespenster Haus—

5 Robert Stannton und schnelle Eheversprechen

6 Merkwürdige Abentheuer eines brittischen Soldaten

7 Anondunga

VII Florida (das Gebieth.:) Auszug aus dem amerikanischen Quaterly Review mit Bemerkungen von mir

8 Frank Stuart der edle Kapitän

9 Der Menschenfeind

10 Die Brüder und Nebenbuhler

11 Das brittische Schiffahrths und Colonial Monopol mit Bemerkungen vom Verfasser

12 Die Präsidentenwahl in Kentucky
13 Die erste Liebe Anekdoten u ein Ausflug nach Quebec

Im Falle ich zu viele Novellen eingesandt habe so bitte ich diese wie ich in meinem ersten Briefe bereits gebeten habe in meinem eignen Werke herauszugeben. Es werden noch einige nachfolgen. Sie sind theils ganz von mir theils in der Uebersetzung so verändert, dass sie füglich mein Eigenthum genannt werden mögen. Für den Titel würde ich vorschlagen"

Amerikanische Cantharider—von Sidons—Natürlich bleibt dieses jedoch ganz Euer Hochwohlgeboren überlassen—

Ich habe ferner zu bemerken, dass ich Pläne von Städten die neuesten Wappen von Florida neue Werke, deren nun mehrere sehr gut erschienen sind alsobald einsenden werde, als ich Euer Hochwohlgeb. orders erhalten haben werde.

Ich habe natürlich um Euer Hochw. gehörig Genüge zu leisten mich in bedeutende Auslagen versetzt ich muss wenigstens 20 der besten Zeitungen halten—Ich bitte daher um baldige Unterstützung—Euer Hochw. werden regelmässig die Beiträge erhalten und ich bitte mir Ihre Bemerkungen u Ihre Befehle sobald als möglich mitzuteilen. Ich bemerke, dass ich mir nicht die Zeit nahm meine Beiträge sauber zu schreiben. Euer Hochw. ist es jedoch ein leichtes diese copiren zu lassen.

Ich habe in meinem ersten Schreiben um Unterstützung angesucht—Ich weiss wohl dass ich noch im Rückstande bin—Ich hoffe jedoch Euer Hochwohlgebohren werden nun nicht mehr an meiner Willigkeit zweifeln so schnell als möglich die Vorschüsse abzudienen. Wenn mir E.H. einen Wechsel zu senden belieben so könnte dieses am besten durch ein französisches Haus z. B. Lafitte geschehen, der mir den Betrag beim Banquier Girard in Philadelphia auszahlen lässt.

Ich bitte mir gütigst Nachricht zu senden ob mein Werk Abnehmer findet. Ein Engländer de Roos hat eine Monatstour durch die V. St. in London publizirt—Man lacht hier

über den Narren und die Engländer, die ihm glauben—Wirklich kenne ich nichts einfältigeres u abgeschmackteres als diese Reiseerzählung von De Roos—Ich empfehle mich Hdero Gunst u Vbbr [1]) dero

gehorsamster Diener

SEALSFIELD

Philadelphia Sprucestreet 236
Meine Adresse Charles Sealsfield Esqu
Philadelphia (Sprucestreet 236)

E. H. vergeben dass ich einen Brief an meinen Freund Bunsen beischliesse. Bitte ihn gehorsamst zu befördern. Ersuche mir ferner 1—2 oder 3 Copien des besten Wiener Taschenbuches von 1825—26—27—28 wo möglich zu senden. Ich weiss den Namen dieses Taschenbuches nicht. Wenn EH. nicht diese alle erhalten können bitte ich um das von 1827 oder 1828. Wollen E. H. Bücher senden oder was immer so werden Hdslb. einen treuen Comissionair und Diener finden. Von England konnte ich keine Beiträge senden. Meine Gesundheit war schlecht. Meine Arbeit ungeheuer.— Sie hatten in England Ihre Correspondenten, und so dachte, u musste ich mein Beitrag überflüſsig denken. Herr Frank wünscht Romane zugesendet—Ich denke E. Hochw. werden sich mit solchem Zeuge nämlich amerikanischen grösseren Romanen nicht befaſsen. Im Falle jedoch E. H. sie wünschen so sende ich sie. Die Beschränktheit meiner Mittel lässt jedoch nicht viele Sendungen zu.

---

[1]) Abkürzung für „verbleibe.“

15.

Ohne Datum. Den 18 Septbr 1828 angekommen
& 8 Novr — beantw:
(Dieser Zusatz stammt von Cotta.)

Euer Hochwohlgeboren!

Auf Hochdero Verehrliches Schreiben habe ich die Ehre zu erwiedern dass ich von England nichts erhalten habe. Mein Werk konnte aus der einzigen Ursache mit Murray nicht harmonieren, weil Er der Gouvernements u Adels Buchdrucker ist, u also von Interesse wegen Jackson hassen muss. Er hat alles gethan das Werk zu unterdrücken. Doch da nun die 400 Exemplare wohl verkauft seyn mögen die nach der von Hochdenselben gemachten Bedingung erforderlich wären um mir den Rückstand beiläufig 3—400 Gulden verabfolgen zu machen, so sollte ich hoffen, von Ihnen meine Bitte gewährt zu erhalten. Ich habe nebstdem wenigstens 20—24 gedruckte Bogen von Amerika aus gesendet. Herr von Cotta scheinen wirklich mit mir hart umgehen zu wollen, eine Sache die um seltsamer ist als Ihre Generosität so allgemein bekannt ist.

Ich schliesse die Note der Herren Carey Lea & Carey für Bücher bei die an Hochdieselben abgegangen sind. Sie waren an die Herren Delarüe & Palmer consignirt. Ich hoffe sie sind bereits angelangt, und E. H. werden die Zahlung, die sonst Ihrem hier in Amerika so hochgeachteten Hause Eintrag machen müsste nicht länger anstehen lassen. Ich bitte gehorsamst dieses gefälligst sogleich zu thun, und direct an das Haus Carey and Lea. Ackermann stelit mit ihnen in Verbindung und sie werden mit Vergnügen einen Wechsel von ihm honorieren.

Ich zweifle nicht dass E. H. hunderte haben mögen die Hochdenselben Sendungen zuschicken. Ich zweifle aber ob diese Sendungen etwas werth sind. E. H. werden sich am besten selbst überzeugen. Was mich betrifft so habe ich die Ehre zu versichern, dass ich mit grösten Vergnügen die

Verbindung mit EH. fortsetzen will und ehrlich halten werde, dass ich diese Verbindung suchte, u dass ich sie mir zur Ehre schätze. Da jedoch EH. mir nicht nur meine billigen Bitten sondern alles rund u eben hart abschlagen, so sehe ich mich genöthigt ehrfurchtsvoll zu erklären dass ich mich Hochderselben Dienste nicht länger widmen kann.

Ich habe die Ehre zu seyn mit gröster Verehrung

Euer Hochwohlgeboren

unterthänigster Diener

Ch. Sealsfield

HE. Cotta v Cottendorf Hochwohlgeboren

16.

ohne Datum etc.

Euer Wohlgeboren!

Ueberzeugt dass Hochdieselben gegen mich was immer für Missverständniss meinerseits stattgefunden haben mag, noch immer gewogen sind: nehme ich mir die Freiheit Ihnen zu eröffnen dass ich mich seit 3 Monaten als Redakteur mit dem Courrier des Etats Unis verbunden habe, ein Journal das zweymal die Woche erscheint und dessen Circulation sich über ganz Amerika erstreckt. In Folge europäischer Aufforderung haben wir uns entschlossen, die amerikanische Abtheilung dieses Journals extra für Europa zu publiziren. Wir nehmen uns die Freiheit Ihnen Exemplare von beyden zuzusenden mit dem Ersuchen mit uns zu wechseln, d. h. Ihr geachtetes Journal uns zu senden, und gütig zur grösseren Bekanntmachung und Verbreitung unseres Journals beizutragen.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner grössten Hochachtung

Euer Wohlgeboren unterth'gstr

Charles Sealsfield.

Herrn von André bitte ich ein Exemplar zukommen zu lassen mit meiner gehors. Empfehlung.

17.

ohne Datum etc.
[London]

(den 11 Jan 1831 angekommen)
(Dieser Zusatz rührt von Cotta her.)

Euer Hochwohlgeboren!

Ich kam so eben hier von den VSt. von N.Amerika an, willens ein Werk zu publizieren. Ich habe mein Verhältniss zu dem Courier des Etats Unis aufgegeben und correspondire mit dem Morning Courier & Newyork Enquirer der Hauptadministrationzeitung in NewYork. Ich glaube mit Recht behaupten zu können, dass E. Hochwohlgeboren schwerlich jemanden finden dürften der eine genauere und vollständigere Kenntniss von den VSt und England hat—Meine Verbindungen setzen mich hier in London mit den ersten Schriftstellern in nähere Berührung. In diesem Bezug nehme ich mir die Freiheit mich Euer Hochwohlgeboren als Correspondent für die Allgemeine Zeitung oder solche Journale anzubieten als für welche EH. mich geeignet finden — Die Bücher die ich Ihnen von Philadelphia gesandt Worcester Janner etc. habe ich bezahlt. Ich hoffe daher dass Sie keine Anforderung an mich haben. Haben Sie jedoch so bitte ich gehorsamst diese mir wissen zu lassen. Ich will sie ehrlich abtragen. Ich wünsche EH. mögen mich einer Verbindung würdig halten, und mir zu gleicher Zeit die Bedingungen oder remuneration wissen lassen die Sie mir angedeihen lassen wollen. Ich bin viel und stark gedrückt worden.—Ich hoffe EH. werden sich nicht vergeblich bitten lassen, und Vortheile mir angedeihen lassen, für die ich Ihnen mehr Dienste leisten kann als irgend einer—In der Hoffnung dass Euer Hochwohlge-

boren endlich Ihr Stillschweigen brechen werden verharre ich

Euer

gehorsamster Diener

CH. SEALSFIELD

Ich bitte recht sehr EH. mich
HE. Hofrath André gehorsamst zu empfehlen—

18.

Wohlgeborner— [1])

Ihr werthes Schreiben hat mich gerade noch zu rechter Zeit getroffen, denn morgen reise ich von hier über Feuerthalen nach Zürich ab, halte mich da eine Woche auf und gehe dann nach Genf—von woher und Paris ich erst in circa 5 Wochen zurückkehren dürfte.

Was den Abgang der transatl. Reiseskizzen und Lebensbilder betrifft so glaube ich, hängt dieser vorzüglich von Recensionen ab. Eine günstige Recension in einem guten, vielgelesenen critischen Blatte oder literarischen Werke giebt immer einen frischen Schwung—und jedes vom Author nachfolgende Werk, wenn es gut ist, wirkt in derselben Weise. Das Cajütenbuch wird so wirken, wenn mich nicht alles täuscht und das nächste Werk gleichfalls.

Von diesem sind circa 15 Bogen fertig, der erste Band kann zuverlässig Ende November oder Anfang December angefangen, und da er ein für sich bestehendes Ganze bildet—auch sogleich ausgegeben werden. Das Werk dürfte den Titel erhalten Süden und Norden oder Süd- und Nordbilder, so etwas—Der erste Band ist Süd—so viel für einstweilen.

[1]) Briefe No. 18—33, 35, 37 sind an Herrn Heinrich Erhard, Sealsfields Verleger (J. B. Metzlersche Buchhandlung) gerichtet. Die Originalbriefe wurden mir von den jetzigen Inhabern E. u. A. Werlitz (Stuttgart) zum Kopieren zugeschickt.

Da Sie mir Ihre Zusicherung geben mir wenn verlangt Auskunft über den Absatz von den bei Ihnen aufzulegenden Werken zu geben—so ist dieses hinreichend.

Was Sie vom preussischen Nachdruckergesetz sagen, verdient alle Beachtung. Wir werden daher später in unserm Vertrage nachträglich einen Beisatz aufnehmen, der statt Herausgeber den Verfasser angiebt—Auch auf den Titel kann man dies dann setzen, doch glaube ich nicht dass es beym ersten Werke (dem zunächst erscheinenden) von nöthen ist. In 15 Jahren wird diese erste Ausgabe vergriffen seyn—dann kann man gleichfalls den Verfasser auf das Titelblatt setzen. Auf alle Fälle wollen wir bei meiner Zurückkunft von der Sache sprechen, oder vielmehr diese berichtigen. Es ist kurz gethan: Sie übersenden mir Ihren Contract ich Ihnen den meinigen—wir setzen vice versa die paar Zeilen darauf und die Sache ist abgethan.

Ich nehme nun Abschied von Ihnen auf einige Zeit und hoffe in etwas mehr als einem Monate unsere Verbindung auf eine Ihnen sowohl als mir erspriessliche und gedeihliche Weise zu erneuern.

Mit wahrer Hochachtung Euer Wohlgeboren gehorsamster Diener.

SEALSFIELD.

Tegernweilen den 12. Sept. 1841.

19.

TEGERNWEILERN den 16. *Mai* 1842.

E. Wohlgeboren—

Beiliegend folgt das Vorwort—So gerne ich jedoch Ihren Wunsch erfüllen wollte, ohne Correctur das ganze abdrucken zu lassen, so bitte ich doch lieber mir die Correctur zu senden. Da die Hin und Hersendung bloss 4 Tage Zeit nimmt, so wird diess hoffentlich nicht viel verschlagen, für das Werk

selbst verschlüge es aber denn doch bedeutend wenn gleich in der Vorrede grobe Fehler unterliefen.

Zugleich habe ich den Erhalt von 505 Gulden 58 Kreuzern von Seite der Herren Murbach und Gelzer zu Schafhausen zu melden. Diese Herren scheinen jedoch mit Geldsendungen nicht wohl umzugehen zu wissen, denn sie schreiben mir wie dass sie 519 Gulden 53 Kreuzer in dem *Group* senden, setzen aber in ihrem Briefe als Postscript bei, dass diese 519 Gulden 53 kr. 756 Francs 3 Batzen (Schweizer) gleich seyen. Nun betragen aber 750 Gulden Schweizer Francs 500 Gulden Rheinisch—und 519 Gulden 53 kr. betragen 785 Schweizer Francs, weniger drey Batzen. Die Herren haben sich also um circa 14 Gulden geirrt, und weniger gesendet. Glücklicher Weise haben sie dieses in ihrem Postscript selbst, aber *durch* das Postscript " gleich 756 Fr. 3 Batzen anerkannt, sonst dürfte es noch einigen Streit geben. Ich habe diesen Herren den Erhalt ihrer Sendung wissen lassen und zugleich die erhaltenen Münzorten specificirt, nämlich 101 fünffrancs Thaler, 174 halbe Brabant. Thaler, 55 Viertel-Brabanter, gegenwärtig 39 kr. geltend, 5 Fünfbatzenstücke, 1 Schweiz. Franken, 1 halb Batzen, 1 Kreuzer, zusammen 505 Gulden 58 Kreuzer, equivalent 756 Schweizer Francs. Zugleich habe ich den Herren freygestellt im Falle sie etwa im 24½ Gulden-Fusse rechnend es vorzögen die Summe direct an Sie einzuzahlen—mir dieses wissen zu lassen, um dieselbe sogleich an Sie nach Schafhausen zu fördern. Noch habe ich jedoch keine Antwort erhalten. Ich mache Ihnen dieses bloss in der Absicht zu wissen, um Sie von der Sache, die übrigens nicht im geringsten von Belang ist, in Kenntniss zu setzen.

Sehr erfreut war ich aus Ihrem letzten Blatte zu ersehen, wie ihr Cranium, ich meine der Herren Buchhändler, endlich einzusehen beginnen, dass es auch für sie nothwendig ist liberaler zu werden, und freisinnige Ansprüche gegenüber der Regierung geltend zu machen. Glauben Sie mir werther

Herr—dass ein wahrhaft liberaler, aber nicht unüberlegt bübisch und ins Blaue hineinlebender Geist—schlüsslich auch in Ihrem Deutschland siegend durchdringen werde, und dass ein Buchhändler nichts dümmeres thun kann, als gegen diesen Geist Augen und Ohren zu verschliessen. Achtung wie ich vor jeder Meinung habe, würde ich einem illiberalen Buchhändler, und wenn er zugleich Vierfürst von Bayern wäre, keine Zeile überlassen—denn früher oder später muss er zu Grunde gehen. Gerne würde ich mich hierüber weiter auslassen—aber die Zeit gestattet es für jetzt nicht.

Geben Sie mir gefällig bald Antwort und Ihre werthe Meinung über die II. Auflage der Lebensbilder—die, ich wiederhole es erst den Werken des Verfassers des Legitimen eigentliche Geltung verschaffen wird—Glauben Sie mir, wenn dies Werk gehörig und wie es sollte vor dem Publicum erscheint, es wird erst Aufsehen erregen und dauernde Aufnahme finden. Ich verstehe zwar vom Buchhändler Wesen nicht viel, aber ich glaube einen richtigen Tact zu haben, der mich selten irre führt.

Mit aller Hochachtung Euer Wohlgeboren ergebenster Diener

SEALSFIELD.

Aüssere Briefadresse:
Sr. Wohlgeboren
Herrn Heinrich Erhard
Besitzer der Metzler'schen Buchhandlung
Stuttgart.

20.

Euer Wohlgebohren—

Herzlichen Dank für die übersendeten Rimessen die diesesmal zur gehörigen und nöthigen Zeit kamen. Mein Banquier L. & W. Schulthess hat wirklich generös gehandelt ohne auch nur sich im mindesten zu bedenken die ganze Wechselforderung, die nicht weniger als 25 000 fr. de France

betrug (meine Schuld betrug 4000 fl. und ein Kauf von Staatspapieren machte 1000 fl. mehr.) honorirte. Ich bin nun zwar wie gesagt in Zürich noch in Rückstand sonst aber frey, und das ist jedenfalls viel werth, denn Unabhängigkeit in Vermögens Umständen ist heutzutage eine zweyte und zwar bessere Existenz. Daher nochmals herzlichen Dank— und meinerseits glaube ich bloss meine Schuldigkeit zu erfüllen, da Ihnen der 15. Juny zur Zahlung nicht convenirt —diesen Zahlungstermin auf den 1. July zu versetzen. Für die dritte und letzte grössere Zahlung in Bezug auf die Gesammtausgabe wollen wir also diesen 1. July gelten lassen. Sie werden mir meine freundliche Erinnerung übrigens nicht übel deuten, denn wie gesagt, diesesmal that mir die Zahlung wirklich wohl und noth.

Sehr gut ist es, dass Sie die Lebensbilder und Morton versenden. Man muss die Ungeduld der Lesser nicht erregen, denn in solchen Fällen wird sie gerne zur Verdrossenheit, aber übrigens ist es gut dass sich die Gesammtausgabe noch dieses Jahr hinzieht—man hat so vor dem Publikum nicht nur, sondern auch der Schriftsteller Welt eine Art Excuse für das Nicht Erscheinen des neuen Werkes dieses Jahr, und wenn es dann das nächste Jahr kommt, so wie es kommen wird, wie ich zu Gott hoffe, so wird die Aufnahme um so besser seyn. Bis zur Ostermesse das heist Mai 1847 wollen wir hoffen—wieder einmal etwas gehöriges in die Welt zu senden.

Sehr gut ist es wenn eines der grösseren Quarterlies in London einen längeren Artikel schreibt—Das gibt nicht nur Haltung sondern eine feste Stellung der Werke in den Augen des Auslandes, so wie Deutschlands. Sorgen Sie aber gefällig dafür, das der Artikel möglich schnell und gut wenn nicht ganz doch theilwise—und zwar in verschiedenen Journalen erscheint. Das ist von weit grösserer Wichtigkeit im gegenwärtigen Augenblicke, als man beim ersten Blicke meint.

Sie haben die Obmanstelle an Ihren Herrn Schwager

übergehen lassen —Auch gut, ich für meinen Theil würde sie freilich auch nicht angenommen haben, aber ich habe keine Familie, stehe einzig und so—wozu Ehren und Einfluss. Ich befinde mich am wohlsten wenn Ich unbekannt und unbeachtet meinen Grillen und Wegen nachgehen kann. Ein paar Freunde—das ist mein höchster Wunsch—gleichviel ob weibliche oder männliche—das nöthige zur Bestreitung meiner mässigen Bedürfnisse—und für das weitere gebe ich nichts.

Nächste Woche gehe ich wie gesagt auf 6-8-10 vielleicht auch 12 Tage auf den Rigi — Es können auch 14 Tage daraus werden, wenn Wetter und Gesellschaft angenehm sind— Fehlen diese, so ist es leicht möglich ja gewiss dass ich sogleich wieder umkehre—denn ich habe wieder das Gute dass ich eine schlechte Gesellschaft entbehren kann, in mir selbst eine bessere finde—Doch ich habe genug von mir gesprochen und schliesse. Sobald ich zurückkomme ein weiteres von Ihrem achtungsvoll wie immer ergebenst.

SEALSFIELD.

Feuerthalen den 9. July 1846.

Beinahe hätte Ich vergessen, Ihnen den Empfang der Wechselsendung förmlich zu bescheinigen; was ich also hiemit thue—Ihnen den Erhalt von 6 Wechseln in Gesammtbetrage von 3591 fl. 30 kr. bestätigend.

21.

Euer Wohlgeboren

Mit verbindlichem Danke für die richtige Bezahlung des IIIten und letzten Termins für Legitim. Virey und Lebensbilder folgt die gefertigte Quittung. Ich kann bei dieser Gelegenheit nur bemerken, dass Sie ganz wie ein Ehrenmann gethan und sich benommen haben—und dass ich es auch meinerseits für Pflicht erachten werde, in gleicher Weise gegen Sie mich zu verhalten.

Was Sie über den Absatz der Octav—und wohlfeilen Ausgabe—ferner über die Unwilligkeit der deutschen Journalisten Kritiken zu schreiben und aufzunehmen sagen, überrascht mich nicht. Ich wusste dies vorher. Es ist um es kurz zu sagen Neid—dieser guckt überall hervor—auch bei den günstigern Recensionen die im letzten und vorletzten Jahre erschienen sind. Glücklicher Weise können die Herren nicht mehr viel schaden—die Werke haben sich zum Theil Bahn gebrochen, und wenn noch ein zwey neue hinzukommen, so werden diese das ihrige thun. Mit dem neuen Werke bin ich so ziemlich vorgeschritten, arbeite daran—aber es geht langsam, weil ich höchstens eine Stunde lesen—eine zweyte schreiben darf. Könnte man das geschriebene geradezu drucken lassen, dann ginge das, aber Sie wissen dass dieses nicht der Fall ist, was aber fertig ist, ist so gut, dass ich es *in meiner eigenen Meinung, und diese wird mich schwerlich täuschen*—dem besten, was ich geschrieben, an die Seite setzen kann. Ich zweifle jedoch—oder es müsste sich mit meinen Augen, was nicht zu erwarten, unversehens bessern, dass ich dieses Jahr fertig werde.—Bis nächstes Jahr aber—April wahrscheinlich schon Februar, mag ich beinahe mit Gewissheit Ihnen das Manuscript versprechen. Fünfzehn Bogen kann ich Ihnen schon jetzt senden, wenn Sie Lust haben sie zu lesen. Also getrösten Sie sich werther Herr — wir wollen thun was möglich ist. Gelegentlich und um nicht zu vergessen, bitte ich mir das Foreign Review und Blackwoods Magazine (die 2 Nummern) zu senden. Vielleicht habe ich Gelegenheit ein oder das andere Journal zur Aufnahme zu bewegen.

Was Sie von Lowes schreiben ist ganz richtig, der Vaurien ging von hier fort und hinterliess ziemlich viel Schulden, die sein Associé Sloyne zu zahlen sich weigert. Der Mann liebte Mädchen Karten Kegeln Wein und Bier—und kam zu nichts, wird auch schwerlich je zu etwas kommen.

Bädeckers Brief in dem er mir schrieb, dass er Ihre Einwilligung erhalten habe zur Herausgabe einiger Skizzen—übersetzt aus dem Englisch-Amerikanischen—liegt vor mir

—Ich versprach nämlich oder machte ihm besser zu sagen Hoffnung, dass ich ein oder das andere Werkchen, die ich von New-York kommen liess, ihm übergeben würde—auf seine Klagen hin, über abgebrochenes Verhältniss, Schaden etc.— Das ergriff er mit beyden Händen, und nahm es sogleich für Obligation. Ich schrieb ihm jedoch auf dieses, dass ich das nicht so verstehe, dass zuerst alle meine Verpflichtungen gegen Sie erfüllt seyn müssten, ehe ich daran denken könne, anderweitige Verhältnisse einzugehen und dieses ist natürlich auch mein fester Entschluss. So lange man selbst etwas gutes oder besseres als andere leistet oder leisten zu können glaubt, lässt man sich nicht auf Uebersetzungen ein. So lange man Verpflichtungen eingegangen, Verbindlichkeiten zu erfüllen hat, darf man nicht auf Gefälligkeiten denken. Seine letzte Art zu bezahlen gefiel mir gar nicht: er hatte am 1. Juny 1846 den 2ten Termin zu bezahlen—bezahlte ihn aber erst am 16. Nov. und statt wie er gethan haben sollte fur diese spätere Zahlung—so wie die erste im Jahre 1845 geleistete gleichfalls verspätete—Rechnung zu tragen, schickte er einige Gulden weniger als die eingegangene Verpflichtung ihm auflegte. Ich quittirte ihm kuz, und schrieb ihm kürzer. Solche Schmuzereyen die zwar nicht unredlich genannt werden können—aber doch an Unredlichkeit gränzen, degoutiren—und ich habe den Mann herzlich satt. Seit dem 16. Nov. vorigen Jahres hörte ich nichts mehr von ihm. Wenn Sie *Mr. Kirkland's Western Clearings* von New York verschreiben können—ohne grosse Kosten, so bitte ich es zu thun.

Sehr gerne würde Ich Sie einmal wieder sehen – Ich habe selbst mehreres in Bezug auf das neue Werk zu sprechen—auch in Bezug auf den Titel—bei dem ich zwischen *Refresco* oder *El Postero* oder *Osten und Westen* schwankte – denn das Werk wird wahrscheinlich den Schluss der Neuen See- und Landbilder bringen, obwohl es für sich besteht und neu ist. Kurz ich möchte Ihren Rath haben – wie das anzufangen seyn möchte? Wollen wir irgendwo an einem dritten Orte

sage Tübingen zusammentreffen? Wollen sie einen Ausflug in die Schweiz machen? Lassen Sie mir gefällig Ihre Wünsche wissen.

Ich habe Ihnen die Quittung unbedingt unterschrieben— und brauche, da Sie selbst die Clausel wegen allfallsiger Nichtbezahlung eines oder des andern Wechsels eingeschaltet, kein Wort weiter darüber zu verlieren.

Und so schliesse ich denn mit Versicherung herzlicher und vollkommener Hochachtung

Ihr ergebenster

SEALSFIELD.

Schafhausen Aug. 1847.

Warum ich auch mit Ihnen reden möchte, das ist Sie zu fragen: Wäre es nicht besser wenn wir die Auflage des neuen Werkes statt sie auf die in unserem Vertrage eingegangene Zahl zu stellen—auf bloss 750 stellten, um nach einem Jahre höchstens—das Werk in die wohlfeile Auflage aufnehmen zu können—Das Honorar würde für mich kleiner ausfallen—aber dazu würde ich mich gerne verstehn—was sagen Sie dazu?

22.

Euer Wohlgebohren

Danke ich für die übersandten Reviews—und werde sehen was sich in dieser Hinsicht machen lässt. Es ist hier in Schafhausen nämlich ein Professor Götzinger—den Sie ohne Zweifel kennen, und der seine Dienste angebothen. Doch haben diese einen kleinen Hacken, und es gehört einige Ueberlegung dazu, ehe man sich entschliesst—Schriftlich kann ich mich deshalb nicht wohl erklären, weil diese Erklärung viel zu viel Schreiberey verursachen würde—Vielleicht giebt sich Gelegenheit es besser mündlich zu thun.

Sehr erwünscht wäre es, wenn the lady of rank das Cajütenbuch ins Englische übersetzen würde. Das wäre besser als zehn Kritiken. Seyen Sie übrigens so gefällig Herrn Hartmann zu intimiren, dass das neue Werk sicher wenn nicht mehr dieses Jahr doch zu Anfang des nächsten sein Erscheinen machen wird.

Wenn Sie nach Leipzig schreiben, so bitte ich nicht bloss die Western Clearings—sondern auch The new home von M. Kirkland kommen zu lassen—Es sind mir solche Bücher—wenn sich auch aus denselben wenig oder gar nichts benützen lässt, doch deshalb vonnöthen, um wieder frische amerikanische Eindrücke zu bekommen, die begreiflicher Weise durch das lange Leben und Treiben in den hiesigen verkrüppelten spiessbürgerlichen Verhältnissen so veraltet sind, dass es schwer hält, sich—wie es doch absolut vonnöthen ist—in amerikanische Verhältnisse hinein zu leben und zu denken.

Seit meinem letzten Briefe hat sich ein Umstand ereignet, der eine Entfernung von Schafhausen mir für die kommenden 4—6 Wochen nicht gestattet. Das Directorium der Utica & Schenectady Eisenbahn hat nämlich—um schwere Schienen zu legen—die Emittirung neuer Akzien beschlossen, die in Proportion an alle die alten Akzieninhaber a 100 Dollars die Akzie vertheilt werden sollen. So kommen auch mir 14 neue Akzien zu—deren Einzahlungstermin August, September, October und Februar 1848 sind. Ich erwarte sonach von künftiger Woche an, jeden Tag die Aufforderung einzuzahlen und muss also bei der Hand seyn, um meine Obligationen gehörig leisten zu können—ansonsten mir grosser Schaden zuwachsen könnte. Vor acht Wochen lässt sich also theils wegen diesem theils wegen andern amerikanischen Geschäften nicht an ein von hier wegkommen denken—aber warum frage ich wollen Sie selbst nicht lieber hierher als nach Tübingen oder gar Niedernau kommen? Von Tübingen sind Sie in längstens 10 Stunden hier—

wohnen hier bei mir neben mir sind mein Gast—Ich habe mehrere Zimmer von denen eines Ihnen gewiss convenirt, esse auf dem Zimmer—und wir können so uns besprechen —und zugleich bietet Schafhausen doch mehr Unterhaltung als Niedernau dar. Ihr Pult wird ja nicht davon laufen— Auch sollten Sie nicht gar so taglöhnern. Sie sitzen zu viel arbeiten zu viel lieber Herr! Das hat auch seine Nachtheile selbst in Ihrem Geschäfte. Zerstreuen Sie sich ein wenig—es wird Ihnen gewiss gut thun. Daher schlage ich Ihnen in allem Ernste vor hieher zu kommen. In 4—längstens 5 Tagen sind Sie zwei Tage hier gewesen und wieder zu Hause und glauben Sie mir Schafhausen wird Sie sehr ansprechen. Wir haben hier die besten Weine der nördlichen und östlichen Schweiz und was die Hauptsache für Herrn Erhard ist, Havannah Cigarren wie sie schwerlich Stuttgart hat. Ich habe ein Präsent von einem Kistchen echter Amigos von meinem New-Yorker Correspondenten erhalten, die allein eine Reise von Stuttgart hierher werth sind—Ich erwarte Sie also ohne Fehl hier werther Herr! verspreche Ihnen aber dagegen Sie künftiges Frühjahr in Stuttgart zu besuchen, vielleicht selbst nach Heidelberg zu gehen, um Gervinus zu sehen und zu sprechen und ihn zur Aufnahme wenigstens eines Artikels oder eines Lebensbildes aus dem neuen Werke zu vermögen—vorausgesetzt die deutsche Zeitung behält ihren guten Ruf, und wird nicht gar zu radical, was für uns nicht passen würde—denn wir sind liberal seit 25 Jahren—fest und unerschütterlich gewesen—und wollen es bleiben. Nun will ich schliessen Ihrer freundlichen Annahme meines Vorschlages entgegen sehend mit aller gewohnten Hochachtung

Euer Wohlgeborn ergebenster

SEALSFIELD.

Schafhausen den 17. August 1847.

23.

Euer Wohlgeboren

Ich wohne noch immer in Schafhausen—ob ich aber nicht von hier vertrieben werde, das weiss der Himmel—Die tollen Schweizer legen es wenigstens darauf an. Der Himmel behüte jeden vor dieser Schweizer Politik! Das sind doch hirnverbrannte Köpfe! Beyde die Radicalen sowie Conservativen. Da ist kein Einsehen, keine Nachgiebigkeit. Schroff wie ihre Berge sind sie in ihren Ideen—Wohl! wollen schweigen und zu etwas anderem.

Vielen Dank für Ihre gütigen 2 Briefe—Den an Herrn F . . . habe ich abgesandt, ihm die Entscheidung überlassend. Sehr leicht möglich, das er selbst nach Stuttgart kommt, in welchem Falle ich so frey seyn werde, ihm einen Brief an Sie mitzugeben, und ihn Ihrer Güte zu empfehlen. Vielleicht aber sehe ich Sie selbst noch in Stuttgart, denn sollte der Krieg wirklich ausbrechen (was bis jetzt trotz aller Windbeuteleyen und Mauldreschereyen—die Schweizer d'aujourd'hui sind die ärgsten Poltrone die es giebt—noch in Zweifel steht) so müsste ich mich für einige Monate um einen andern Aufenthaltsort umsehn, und da könnte es wohl seyn, dass ich Stuttgart oder ein ruhiges Plätzchen in dessen Umgebung wählte—was sagen Sie dazu? Lassen Sie mir Ihre Meinung gefällig wissen. Gerne würde ich nicht gehn, aber sollte fremde Intervention kommen, was möglich wäre, so wäre es nothwending—denn an Arbeit wäre dann gar nicht mehr zu denken—Und so wenig ich arbeiten darf, so arbeite ich doch täglich etwas—und schreite so vor—dass ich in etwa 3—4 Monaten fertig zu seyn hoffe.

So wie ich fertig bin, müssen wir uns jedenfalls sehn und manches über die Art und Weise auf das Publicum einzuwirken besprechen—Es ist dieses absolut nothwendig—Was Gervinus betrifft, so wäre es vielleicht gut in diesem Bezuge in etwas vorzuarbeiten, und ihn günstig zu stimmen.

Eine Empfehlung wenn warm — von seiner Seite würde Ihnen viel nützen—aber warm müsste sie seyn—nicht lau.

Was Götzinger betrifft so würde der zwar ohne viele Aufforderung schreiben—aber lau — er ist Pedant—wunderlich — alt — faul und da er in nicht guten ökonomischen Umständen sich befindet—neidisch geworden. Hier ist er nicht beliebt — vielmehr gescheut, denn gegen seine Schüler brutal —hat er auch nicht das mindeste savoir faire—Doch will ich mit ihm sprechen—wenigstens ihm Winke geben.

Noch etwas — meine Freunde in Zürich Aarau Basel St. Gallen, etc., wünschen sehr ein Portrait (resp. Litographie) von meiner Person zu haben. Sie sagen es sey dieses vonnöthen, etc. etc. Ich bin nicht dieser Meinung— was sagen Sie dazu? Ist es im heutigen Buchhändler Verkehr von einigem Nutzen? Das Portrait müsste von einem ausgezeichneten Künstler gefertigt seyn — würde also theuer werden. Würden die litographirten Abdrücke die Auslagen bezahlen? Schwerlich glaube ich. Und wenn nicht, so würde ich auch nicht darauf eingehen. Doch wollen wir Ihre Meinung bitten, die gewiss den Nagel auf den Kopf trifft.

Wenn Sie Herrn Collegen Carl Müller (Buchhändler) sehen, so fragen Sie doch gefällig, ob er nicht die Gewogenheit hätte, mir die Englischen Ausgaben zur Durchsicht auf einige Monate zu leihen? Es wundert mich sehr zu sehn, wie die Werke übersetzt sind. Grausam schlecht höre ich von manchen Seiten—Doch das thut nichts—Es ist sehr viel dass sie überhaupt übersetzt sind—man kann diess in der Vorrede erwähnen — und dem Publicum wissen lassen—Schaden kann das nichts—nur nützen.

Nun schliesse ich mit herzlichem Grusse und der Versicherung dass ich stets bin mit wahrer Hochachtung

Euer Wohlgeboren gehorsamster

SEALSFIELD.

Schafhausen den 28. October 1847.

24.

Euer Wohlgeboren

Werden wahrscheinlich mich für träge oder noch etwas schlimmeres halten, weil ich Ihren wahrhaft gütig freundlichen Brief so lange unartig unbeantwortet liess, die Wahrheit aber zu gestehen, wartete ich immer auf die Entwicklung des Knotens —und wartete—aber er will sich nicht entwickeln—und zuletzt fürchte ich dieser Schweizer Knoten wird noch von einem oder mehreren weiss und rothhosigen Alexandern zerhauen werden. Ich fürchte, obgleich bis jetzt die Dinge über Erwarten consequent und trefflich giengen. Meinen besten Dank unterdessen vorläufig—jedenfalls werde ich wenn nicht diesen Winter—was Gott verhüten möge—doch nächstes Frühjahr Sie in Stuttgart besuchen—und Ihnen mündlich danken—Ich habe mich allmählich so an die Schweiz gewöhnt, mich so eingerichtet, mit Weinen etc. dass alle diese Comforts fahren zu lassen—mir sehr schwer werden würde. Nun zu etwas anderm.

Zum Beweise dass obwohl abwesend ich stets an Sie dachte, lege ich diesen Brief meines jungen Freundes Morel bei—Sie werden daraus ersehen was er wünscht. Ich rathe dringend sein Bändchen Erstgeburt anzunehmen—und diesen jungen Menschen—aus dem etwas bedeutendes werden dürfte, zu cultiviren.—Er hat mitunter köstliche Sachen, auch ein Gedicht an mich, das er jedenfalls mit aufnehmen muss. Schreiben Sie mir gefällig vorläufig über Ihre allfallsige Willensentschliessung auf dass ich ihm Antwort geben kann—Ein Pröbchen liegt bei.

Hochachtungsvoll wie immer Euer Wohlgeboren ergebenster

Sealsfield.

Schafhausen den 20. Nov. 1847.

25.

Euer Wohlgeborn

Habe ich unterm 21. v. M. in Betreff meines jungen Freundes Morel von St. Gallen derzeit in Heidelberg stud. juris geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Heute erhielt ich einen 2ten anfragenden Brief und auf diesen erlaube ich mir abermals Sie zu bitten, mir vorläufig eine Erklärung dahin zu geben, ob Sie geneigt wären das Bändchen Gedichte in Verlag zu nehmen—Ich kann mich nicht sehr weit über diesen Gegenstand auslassen, rathe jedoch in jeder Beziehung, vorausgesetzt die Gedichte passen und taugen etwas—dazu. Es wird jedenfalls etwas aus dem jungen Manne – Er hat viele Freunde in St. Gallen, wo seine Familie—die eine sehr gute ist—angesessen ist, in Zürich etc. Auf 50—80 Exemplare Absatz dürfen Sie in St. Gallen allein rechnen. Die Hauptsache bleibt aber die, dass die Sache so eingeleitet werden kann, dass er nicht nur das an den Verfasser des Virey gedichtete Gedicht in seine Sammlung aufnimmt, sondern das ganze Buch demselben zueignet—Das lässt sich leicht machen—und das hilft dem Absatze unserer Bände gewiss bedeutend—Aber diese Umstände bei Seite gesetzt, so glaube ich die Gedichte sind gut, und werden Leser finden—einige politische satirische auf Schweizergegenstände—die ich gelesen sind vortrefflich—Kurz noch einmal ich rathe—Schreiben Sie mir gefällig Ihre Meinung—Wollen Sie nach stattgefundener Einsicht in das Manuscript nicht eintreten, so zwingt Sie ja Niemand—nur geben Sie gefällig Antwort auf dass man diese wieder geben könne – Denn Sie wissen während solcher Erstgeburten ist die Spannung des armen Gebährenden eine peinliche.

Hochachtungsvoll

E. W. ergebenster

SEALSFIELD.

Den 4ten Dec. 1847.

26.

Folgendes Schreiben fand sich auf der dritten Seite eines Briefes des Altbürgermeisters Hess (Zürich d. 15. Dez. 1847) an Sealsfield; letzterer schickte denselben an seinen Freund Erhard.

Euer Wohlgebohren

Übersende ich hier den Brief des Herrn Altbürgermeister Hess—aus dem Sie ersehen, dass derselbe Ihren Wunsch nach Kräften unterstützt an Ort und Stelle befördert. Sehr amüsant kam es mir vor dass Sie den guten Dufour zum Baron machen, so wie Sie mich zum Doctor gemacht. Das ist echt deutsch!

Dem Springinsfeld Morel habe ich geschrieben, aber nochmals bitte ich, wenn sein Bändchen nichts taugt, oder nichts hoffen lässt, ja nicht darauf einzugehen. Ich habe ihm soviel selbst geschrieben.

Wenn Sie Gelegenheit haben mir 1 Exemplar von allen 15 Bänden der wohlfeilen Ausgabe (also—die 15 Bände) zukommen zu lassen, so ersuche ich darum—aber bloss gelegentlich. Ich hätte Ihnen recht vieles zu sagen und zu schreiben, aber meine Augen mahnen und so schliesse ich

Euer Wohlgebohren ergebenster

SEALSFIELD.

Schafhausen 16. Dec. 1847

27.

E. Wohlgebohrn!

Vielen Dank für die Bücher—die Zusicherung wegen dem neugebohrnen Dichter etc. Die erstern werde ich seiner Zeit zurücksenden—was den letztern betrifft, so muss ich mich des nähern erklären. Der junge Mann ist eine Bekanntschaft von Albis Brunnen—dem Wasser Curorte, wo er sich sehr an mich anschloss. Ich glaubte Talent in ihm zu erblicken,

munterte ihn auf—und die Folge meiner Aufmunterung ist nun ein Bändchen Gedichte, die ich falls sie etwas tauchten, ihm an Mann zu bringen, das heisst einen Verleger zu schaffen versprach. Ich dachte anfangs an Schulthess oder Orell, die sogleich bereit gewesen wären, denn ich führte ihnen bereits einige male solche Geschäftchen zu—als er mir aber mit einem Gedicht an mich kam, glaubte ich, die Sache könnte mehr zu bedeuten haben, und dachte an Sie—Diess denn die Veranlassung. Sind die Sachen so, dass Sie zuversichtlich hoffen können, das Buch werde Absatz finden—dann wohl—wo nicht so bitte ich ja die ganze Affaire auf die Seite zu schieben. Selbst ich möchte einen blossen Dichterling um keinen Preis encouragiren. Es nützt nichts und schadet dem eigenen Rufe —Also mir zu lieb bitte ich ja nichts zu thun, sondern der Sache zu lieb. Ist diese, nämlich der Band oder das Manuscript, nichts werth, so senden Sie dasselbe ja schnell zurück. Es würde uns beyden zu keiner Ehre gereichen schofles Zeug zu patronisiren.

Wenn Youngs Schrift erscheint, lassen Sie mich es wissen wollen Sie gefällig? Ihren Brief an die Excellenz sandte ich Bürgermeister Hess—er ist gleichfalls eine Excellenz—mit der Bitte ihn mit einigen empfehlenden Worten an General Dufour zu senden. General Dufour und meine Wenigkeit speisten vor mehreren Jahren 1838-1839 mehrmals an der Tafel von Bürgermeister Hess bei grösseren Gelegenheiten. Ich vermuthe der Hess wird mit ihm noch in Verbindung stehen—Wohl wir wollen sehn—und das Resultat Ihnen berichten.

Zur deutschen Dorfzeitung gratulire ich von Herzen—zum bevorstehenden Jahreswechsel ditto.

Euer Wohlgebohren

ergebenster

SEALSFIELD.

Schafhausen 18. Dec. 1847.

28.

Wohlgebohrner

Hier in der Schweiz heisst es allgemein, die gemüthlichen Deutschen wie sie sich sonst nannten, oder der deutsche Michel wie er sich gegenwärtig nennt, sey seit den Märztagen remarkable stolz geworden, so dass er weder seine früheren Freunde noch Bekannte mehr kennt. Nun kann ich zwar die Genauigkeit dieser Angabe nicht verbürgen, aber doch fällt mir einiges auf, zum Beispiel, dass ich auf meinen Brief vor etwa 8 Wochen geschrieben auch keiner Zeile Antwort gewürdigt wurde. Wo fehlt es werther Herr! dass Sie so gar nichts von sich hören lassen. Ich schrieb Ihnen, dass jetzt so viel von dem neuen Werke fertig ist, dass mit dem Drucke sogleich angefangen werden könnte, dass ich jedoch Ihnen übrigens die freye Wahl zu drucken oder nicht anheimstellend—der unmassgeblichen Meinung bin, es sey jetzt die Zeit zum drucken schöngeistiger Werke nicht—absolut nicht—und dass wir jedenfalls auf ruhigere Zeiten zuwarten müssen. Das höre ich wenigstens von allen Seiten—Nichtsdestoweniger schrieb ich Ihnen ferner, wäre es mein Wunsch Sie zu sehen, um mich mit Ihnen persönlich über manche Gegenstände zu besprechen. Auch von meinem langgenährten Wunsche und Vorhaben einige Zeit in Deutschland zuzubringen, und das deutsche Leben in der Nähe zu beobachten sprach oder schrieb ich vielmehr, und deutete auf die Städte Manheim Heidelberg oder Frankfurt hin.—Wohl! dieses Jahr glaube ich noch in der Schweiz zuzuwarten, um hier abzuwarten, bis draussen sich die Angelegenheiten ruhiger gestalten, aber einen Ausflug hinaus habe ich jedenfalls im Sinne, wenn auch aus keinem andern Grunde—als um wieder etwas Regsamkeit in mein etwas träges geistiges und körperliches hier verspiessbürgerndes Leben zu bringen, bei welchem Anlasse ich Sie in Stuttgart zu besuchen, und allenfalls einen Abstecher hinüber nach Heidelberg und Frankfurt folgen zu

lassen gedenke. Das beiläufig war nebst einigem anderen der Inhalt meines Briefes, dessen Beantwortung abwartend ich jede Woche parat war hinauszureisen—und noch gewissermassen parat bin, nur dass jetzt ein kleines Hinderniss eingetreten ist, das jedoch hoffentlich nicht zu stark in den Weg treten wird.—Lassen Sie also gefällig etwas von sich hören—sonst muss ich vermuthen Sie seyen ernstlich böse, was ich doch um so weniger annehmen kann, als ich mir bewusst bin, auch nicht im entferntesten hiezu Grund gegeben zu haben.

Apropos—Von ihrem Vorhaben den Dufourschen Feldzug deutsch herauszugeben, werden Sie wohl jetzt abgekommen seyn nicht wahr? Ich zweifle dass er jetzt besondere Theilnahme ausser der Schweiz fände—denn man mag und muss sich jetzt auf ganz andere Feldzüge gefasst machen.

Sehr gerne würde ich jetzt in Frankfurt einige Tage oder Wochen seyn, um die Herren der neuen constitutionellen deutschen Schöpfung mir näher zu besehen. Glauben Sie dass etwas gescheidtes tüchtiges durchgreifendes und haltbares herauskommt? Ein Hinderniss ist zwar beseitigt, das schwere Bleigewicht des Metternichschen und Oestreichschen Einflusses—aber vieles bleibt noch zu beseitigen—vieles vieles. In diesem Oestreich sieht es aber bunt aus. Diese Wiener und wiener Studenten scheinen alle Woche ein paarmal von einem revolutionairen Sonnenstich getroffen zu werden.

Dümmer könnten unmöglich diese Wiener verfahren—Sie arbeiten so planmässig an der Zersetzung des Staates—spielen so offenbar Franzosen und Russen in die Hände—und ruiniren die Zukunft ihrer Stadt so augenscheinlich! dass wenn nicht ein Deus ex Machina in der Person irgend eines charakterfesten Ministers oder Generals der eine paar hundert zusammenschiessen lässt, bald kommt, in kurzer Zeit das mächtige Oestreich ein blosses Schattenreich seyn wird und muss—Für die deutsche Sache wäre dies Gewinn wenn

nicht Russland wäre, und die andern deutschen Königreiche und Grossherzogthümer nicht so zähe zusammenhielten, aber diese — besonders Bayern Würtemberg Sachsen etc. scheinen mir den Status quo weit mehr festhalten zu wollen, als der deutschen Reconstituirung als Einheitsstaat zuträglich seyn dürfte. Doch wir wollen sehn.—Volentem ducunt fata, nolentem trahunt.

Ich schliesse für jetzt und zeichne mich mit gewohnter Hochachtung als Ihren ergebensten

SEALSFIELD.

Schafhausen den 1. Juny 1848.

29.

Werthester Herr!

Seit etwa 14 Tagen wohnen hier zwei Eheleute — namens Bar. und Baronesse von Reinsberg letztere eine gebohrne Ida von Düringsfeld unter welchem letzteren Namen Sie in der literarischen Welt als Verfasserin des Schlosses Geczin—etc. bekannt ist. Diese Schriftstellerin nun die mir jedenfalls kein unbedeutendes Talent zu besitzen scheint sucht einen Verleger für zwey ihrer neueren Werke (ich wollte ich hätte deren auch zwey fertig —) das eine von 4 Bänden Foscarini betitelt, in Venedig spielend—das andere im Canton de Vaud und kleiner — 1—oder 2 Bände wenn ich recht gehört habe. Für ihre Werke deren letztes dem König der Belgier gewidmet ist, soll nach ihren Aeusserungen ein bedeutender Absatz nach Kurland Preussen Oestreich und Belgien stattfinden — Auch in den Schweizer Leihbibliotheken fand sie mehrere ihrer Bücher—Wie weit deren Tragweite geht werden Sie am besten wissen — oder wenn Ihnen daran gelegen ist, dieses leicht erfahren können. Genug ich gab ihr den Rath sich an Sie zu wenden — und Ihnen den Verlag anzutragen - Bei einem Buche von 4 Bänden wäre freilich einiges Risico, aber

es wäre auch wenn das Buch nur einigermassen geht, und über 750 Exempl. würden Sie ja ohnedem kaum abdrucken — auch etwas zu gewinnen—das Publicum fängt wieder an zu lesen, so sagt mir wenigstens Hr. Heinr. Brockhaus, der hier war, und mit dem ich eine Stunde verkehrte - Er erfuhr nämlich dass ich Insasse des Hotels bin—und sandte mir seinen Namen mit dem Wunsche eine Unterredung mit mir zu haben. Indem ich alles und alles so zusammen nehme glaube ich es liesse sich mit der Frau und ihren Producten etwas machen. Doch Sie werden am besten darüber urtheilen können—Sie sendet Ihnen das Buch, und aus diesem werden Sie wohl ersehen, ob etwas zu machen ist. Sollten Sie darauf eingehen, so würde ich rathen nicht über 750 Ex. – a 2 Louisdor sich in den gegenwärtigen kritischen Zeiten einzulassen.—Sollten Sie nicht auf die Uebernahme eingehen, so bitte ich der Frau wenigstens zu rathen an welchen Ihrer Collegen sie sich zu wenden hat—und allenfalls ein günstiges Fürwort einzulegen—Cotta Hallberger oder sonst einer—Sie wissen Gefälligkeit ist immer eine Saat die früher oder später dem Säenden irgend Früchte bringt. Mehr über diesen Punkt glaube ich nicht sagen zu dürfen.

Ich werde wohl diesen Winter in Schafhausen zubringen müssen—obwohl mir der Ort stark zu verleiden anfängt. Er hat der geistigen—ja auch nur gebildeten Männer so sehr wenig—man versumpft und verstumpft da zusehends—aber auf der anderen Seite sieht es wieder in ihrem lieben Deutschland so trostlos aus, die Bajonnet Herrschaft in Baden, die politische Leidenschaftlichkeit in Würtemberg—sind so drückend und beengend, dass von den zwey Uebeln das mindere immer die Schweiz bleibt. Und so glaube ich denn am besten diesen Winter noch hier zuzusehen, und dann nächstes Frühjahr etwas zu publiciren um im Sommer nach New-York und im Herbste nach Hause zu gehen, den Winter aber wieder in Europa zu seyn.—Hr. H. Brockhaus wie gesagt sagt mir dass das Publicum sehnsüchtig wieder etwas tüchtiges zu lesen wünsche.

—So wie er zu verstehen gab von mir zu lesen wünsche, er sich auch das grösste Vergnügen machen würde—von mir etwas in Verlag zu erhalten—Ich gab ihm darauf zur Antwort, dass ich für das nächste Werk an Sie gebunden auch sonst von Ihnen nicht wegzugehen gesonnen sey.

Nun ist freilich unser werther Herr Erhard noch in seinem Honorar ein bischen altmodisch—aber er wird sich wohl so hoffen wir auch nach der neueren Weise richten—wenn die Dinge wieder besser gehen sollten—Nun werthester Herr haben Sie für einstweilen wieder einen Brief von mir—Geben Sie gefällig besser Antwort als es bei meinem letzten der Fall war. Dass ich es ehrlich und gut meine das sehen Sie—ob Sie von gleichen Gesinnungen beseelt sind—darüber liess mich die letzte Zeit—mit Ausnahme Ihres lieben Besuches im Zweifel. Wir können uns nützen und schaden—es wäre Thorheit nicht das erstere dem letzteren vorzuziehen—und besonders bei zwei Männern—die 50 Jahre alt—die Welt kennen—und miteinander bisher ohne Schaden zurechtgekommen sind. Was der Teufel! sagen Sie mir es aufrichtig, ist Ihnen seit 1848—bis August 1849 im Kopfe gesteckt? Nun ein herzliches und achtungsvoll freundliches Lebewohl von Ihrem aufrichtig ergebenen

Sealsfield.

Hotel Weber bei Schafhausen den 15. Oct. 1849.

Abends 8 Uhr verreise ich zu einigen Freunden in Basel auf etwa 14 Tage—darauf bin ich wieder in Schafhausen.

30.

Geehrtester Herr!

Ich kam erst vor 8 Tagen von einem Basler Aarauer Berner Züricher Ausfluge zurück fand Ihren Brief vor—hatte aber aus dem Hotel Weber in ein neues Winterquartier zu überziehen, und so erst heute Zeit Ihre werthen Zeilen zu beantworten.

Es thut mir leid dass die arme Baronin D. von Ihnen einen Korb erhalten—doch wusste sie bis zum 19. Nov. von welchem Tage ihr mir heute zugekommener Brief datirt ist—noch nichts von Ihrer buchhändlerischen Sprödigkeit. Lassen Sie ihr doch ihr Schicksal bald wissen—denn Ungewissheiten der Art sind ich weiss es aus früherer Erfahrung peinlich.

Sie rathen unser Verlagsgeschäft bis Frühjahr zu verschieben. Ich theile zwar Ihre Ansicht bin auch mit diesem einverstanden, muss aber doch bemerken, dass ich fürchte, bei zu langem von mir im Publicum nichts hören zu lassen —von diesem unter die Todten gerechnet zu werden—was nächst dem ausser Mode kommen für den Schriftsteller wohl das schlimmste ist. Jedenfalls aber will ich, wenn im Frühjahr das deutsche Volk für ein grösseres Romanwerk nicht disponirt seyn sollte etwas in die Welt senden und zwar politisch-touristischer Natur. Ich würde einen Ausflug sage nach Stuttgart Frankfurt Berlin etc. machen—da mir die Dinge und Menschen besehen, und bei dieser Gelegenheit meine Betrachtungen Ansichten und Prognostiken zum Besten geben. Das ganze würde aus etwa 15-18-20 Bogen höchstens bestehen, und ich glaube es würde gut aufgenommen. Im Introductions schreiben an die verschiedenen literarischen scientifischen und staatsmännischen Sommitäten würden Sie durch Ihre Freunde Herrn Rímer etc. zu sorgen so gütig seyn. Doch bitte ich vor der Hand Niemanden etwas von meinem Plane zu sagen - die Gründe werde ich Ihnen später mündlich angeben. Sie sind zu wichtig.

Mit Ihrer Erklärung puncto des 2 jährigen Stillschweigens will ich mich denn bescheiden bitte aber derley Passus künftighin bei Seite zu lassen. Ich bin aufrichtig lieber Herr! und sage Ihnen offen und ehrlich—Wir brauchen einander—und brauchen einander nicht—Wir können einander zu grossem Vortheile seyn—und wieder nicht. Sie haben mir mündlich versichert—Sie hätten bei meinen Verlags-

artikeln keinen Schaden gehabt. Das freut mich—aber ich würde mich mehr freuen, wenn Sie Nutzen grossen Nutzen und Gewinn gehabt hätten. Wir wollen wenigstens alles mögliche thun, einen solchen Gewinn noch zu schaffen—zu diesem aber gehört wechselseitige Achtung wechselseitiges Einverständniss—wechselseitiges Vertrauen. In den letzten 2 Jahren nun hatten Sie dieses nicht—Die Schuld ist gewiss nicht meinerseits, denn ich bin mir auch nicht des mindesten, das meinerseits Sie beleidigen konnte, bewusst, und doch bekam ich eine Espece Fusstritt, den ich weil ich Sie wirklich achte—vergessen will und werde, der aber doch nicht—weder passend klug noch schicklich war, und Ihnen jedenfalls geschadet hat. Es würde sich gewiss in diesen 2 Jahren manches haben thun lassen, was Emolumente gebracht hätte—so unterblieb es—und wir beyde sind um 2 Jahre reicher—aber sonst um nichts. Wenn man 7-8 Jahre in Verhältnissen zu einander stand, wie wir standen, sollte man glaube ich Launen Mistrauen und dergleichen odiöse Dinge endlich fahren lassen. Doch genug nun davon—Wissen lassen aber musste ich meine Meinung—Ich bin dieses mir und Ihnen schuldig; denn wenn man 25 u. mehr Jahre fortwährend für das Wohl der Menschheit thätig gewesen, thun einem derley Fusstritte von Männern wie Sie nicht sehr wohl—das mögen Sie mir glauben.

Nun zu einem wichtigen Punkte: Herr Brockhaus sagte mir als er letzten Sommer bei Uns im Hotel Weber war, dass er im Vereine mit mehreren Buchhändlern ich weiss nicht mehr genau—ob eine Niederlage—eine Geschäftsverbindung, oder eine Buchhandlung in den Ver. Staaten Amerikas gegründet, dass der Absatz deutscher Werke dahin sehr bedeutend, ja bedeutender als nach Süddeutschland sey, etc. Ich glaube nun diesem Vereine sollten Sie sich so schnell als möglich anschliessen; da ich überzeugt bin, dass der Absatz meiner Verlagsartikel nach den V.S. bedeutend werden müsste—Sie mögen, wenn Sie es wünschen, von meinem Namen

Gebrauch machen. Doch säumen Sie nicht — möglichst bald das Nöthige einzuleiten. Für die anerbothenen Juchten Sendung meinen verbindlichen Dank — Ich will mir den Russen für diesen Winter noch vom Leibe halten. Komme ich nächstes Frühjahr nach Deutschland — dann kann ich ja wenn ich noch Juchtenliebhaber bin, ein oder ein paar Stiefel Exemplare mitnehmen.

Die englisch amerikanischen Uebersetzungen sollen bald folgen. Nun lassen Sie bald etwas hören Ihrem achtungsvoll ergebenen

Sealsfield.

Schafhausen den 21. Nov. 1849.

P. S. Ich bin aus dem Hotel Weber wie gesagt wieder in die Stadt gezogen.

31.

Hotel Weber bei Schafhausen den 7. *Sept.* 1850.

Euer Wohlgebohrn!

Ich habe Ihr verehrliches vom 1. Sept. in Händen—und beeile mich dasselbe zu beantworten, weil es Punkte enthält, die unser beiderseitiges Interesse nahe betreffen. Wir haben bisher unsere Correspondenz abgebrochen, dünkt mir, weil eben nichts zu schreiben—und zu verhandeln war, wir beginnen oder besser zu sagen knüpfen dieselbe wieder an, weil manches zu verhandeln und zu beschliessen seyn dürfte—Doch zur Sache.

Mr. Brown scheint direct nach München gegangen zu seyn, wohin ich ihm allerdings einen Brief an Dr. Prof. Bluntschli Staatsrathlich Römerschen Andenkens mitgab, der ihm aber wenig nützen dürfte, da Mr. Brown zwar einiges Französisch nebst Englischem—Bluntschli aber kein Wort Französisch und keine Sylbe Englisch versteht.

Unsere Bar. Ida v. Reinsberg habe ich mir seit etwa 3 Wochen mit einer unschuldigen Lüge vom Halse gehalten. Sie schrieb mir nämlich richtig alle 14 Tage—zuweilen waren ihre Briefe ziemlich interessant, grossentheils aber langweilig zum Auswachsen—So liess ich ihr denn in meinem letzten wissen, dass ich auf circa 8-10 Wochen verreisen würde. Ich habe ihr „Aus der Schweiz" zum dritten Theil hinabgewürgt, allein es ist erbärmliches gehaltloses grundsatzloses Zeug—das mitunter erklärt, wie ihr deutsches Volk so total aus seinen moralischen Fugen gewichen. Ein Volk das solche Schreibereyen duldet muss zuletzt inficirt werden. Glauben Sie diess nicht auch? Doch zu wichtigeren Dingen.

Sie schildern mir die Buchhändler Messen von 1848-1849. Sie sind kläglich ausgefallen. Ich bedaure Sie herzlich – Ich habe von mehreren Seiten von Stuttgartern die hier eingekehrt Ihre grossen Verluste erfahren, habe aber zugleich erfahren dass Sie trotz dieser grossen ökonomischen und anderer Calamitäten als Mann aufrecht geblieben—als Mann fortfahren zu handeln—Das hat meine Hochachtung für Sie gründlich befestigt, und ich hoffe Sie werden diese Aeusserung gut gemeint wie sie ist—auch gütig aufnehmen. Auch ich kann sagen dass ich vieles erfahren geduldet – und hart geprüft worden—aber bisher alles noch so ziemlich glücklich überstanden habe. Es sind übrigens die Leiden die uns die Freuden zu Götterfunken machen. Nun zum Geschäfte.

Sie schrieben der Absatz von Süden und Norden habe beinahe ganz aufgehört – und es sey an einen künftigen Absatz der Octavausgabe nicht zu denken – die Abnehmer der Octave Ausgabe seyn so wenige, dass sie nicht in Betracht kommen und wenn man den Abnehmern der Octavausgabe Süden und Norden beilegt so gäben sie das Buch mit der übellaunigen Bemerkung zurück, warum denn dasselbe nicht auch in die kleine Ausgabe aufgenommen worden sey – etc.

Auf dieses nun erlaube ich mir folgendes vorzuschlagen. Fürs erste haben die Leute einiges Recht zu dieser Sprache.

Sie erinnern sich dass wir in der Ankündigung der gesammelten Werke bestimmt und klar vesprochen haben, dass den 15 Bänden die übrigen Werke—Süden und Norden—etc. folgen sollen. Wir sind dazu angesichts des deutschen Publicums verpflichtet aber wie dieses thun, ohne Schaden für Sie? Ich glaube folgendes Auskunftsmittel wäre das passende. Wir geben eine wohlfeile Ausgabe von Süden und Norden—in 3 Bänden, drucken aber nicht 8000—auch nicht 4000—sondern 2000 Exemplare. Für diese zweytausend Exemplare zahlen Sie das Honorar von 1 1/4 Louisdor per Bogen—das macht einige 80 Louisdor. Was den Absatz betrifft so scheint mir dieser ein gewisser für 2000 Exemplare—Hören Sie mich gefällig an. Nach Ihrer Aeusserung vom vorigen Jahre hier im Hotel sind Sie bereits in Ihrer Auslage—was die Gesammtauflage betrifft gedeckt. Ich kann also annehmen dass Sie circa 3000 Exemplare der Taschenausgabe abgesetzt haben. Von den Abnehmern dieser 3000 Exemplare wollen wir ferner annehmen, dass 1000 gestorben in der Revoluzion verdorben verarmt oder sonst zur Nachnahme des Werkes unfähig geworden. Wir wollen weiter 1000 annehmen die nicht kaufen wollen—bleiben 1000 die die 3 Bände nachnehmen. Diese 1000 tilgen die Druck und Honorarkosten—während die später abgenommenen mein Profit werden—und der Abnahme der ganzen Octavausgabe wieder einen neuen Schwung geben. Sie wissen werther Herr ohne Zweifel besser als ich, wie Cottas Unternehmen mit Göthe Schiller etc. öfter ins Stocken gerathen, wie seine theuren ersten zweyten und dritten Auflagen oft zur Hälfte ihm liegen geblieben, wie er aber dennoch immer neue Auflagen gemacht, dadurch die beyden Schrifsteller beim Publicum einheimisch gemacht und zuletzt bedeutenden Nutzen gezogen. Ich glaube wir sollten das Gleiche thun—Verlust kann keiner Statt finden—denn für wenigstens 1000 ist es Zwang die 3 Bände anzuschaffen, vielleicht aber nehmen 2000 und dann können wir abermals 2000, oder wenn Sie so viele nicht wollen, 1000 nachfolgen lassen. Ich

bitte dieses in gefällige Ueberlegung nehmen, und mir gütig die Resultate Ihrer Schlussfolgerungen mittheilen zu wollen. Zugleich ersuche ich, im Falle Sie auf meinen Vorschlag eingehen mir einen III. sage einen dritten Band von Süden und Norden zumitteln zu wollen, ich habe nämlich das Buch vor einiger Zeit durchgesehen, vieles durchgestrichen anders zugesetzt, und gehörig revidirt—Es wird ich bin überzeugt bei einer 2ten Auflage noch mehr Aufsehn erregen als es selbst bei der ersten der Fall war, denn das Buch ist ohne Zweifel das poetischste meiner Werke.

Im Falle Sie auf meinen Vorschlag eingehen—wobei ich bemerke, dass ich die Zahlungstermine Ihnen überlasse—(nur würde ich bitten selbe nicht über 1852 hinauszusetzen)—werden Sie mich auch bereitwillig finden in Bezug auf das neue Werk Ihre Wünsche gerne zu berücksichtigen. Es ist freilich eine etwas harte Sache mit 2 Louisdor sich begnügen zu sollen — d. h. der Summe die ich im Anfange meiner Laufbahn bereitwillig erhielt—und ein furchtbarer Abstand gegen die mir von einem nordischen Hause vor 5 Jahren gemachten Anerbiethungen—aber das Publicum will jetzt keinen Louisdor für belletristische Schriften zahlen—wohl so wollen wir denn uns für einstweilen mit diesem begnügen. Ich werde wie gesagt, wenn ich Ihrerseits den ernstlichen Willen sehe, den etwas stockenden Gang unseres Geschäftskarrens in gehörigen Lauf zu bringen—auch nicht ermangeln, kräftig mitzuhelfen. So viel ersehe ich, und in Wahrheit kann ich es sagen—denn ich habe hier im Hotel Gelegenheit—es zu erfahren, dass unsere Schriften noch immer warme Theilnahme finden, und dass es gewiss unsere Schuld ist, wenn diese erkaltet oder ganz aufhört.

Für Ihre gütige Einladung meinen wärmsten Dank—gewiss komme ich nächstes Frühjahr zu Ihnen, allein dieses Jahr ist es nicht möglich—Ich muss noch auf etwa 14 Tage nach Basel—auf 14 Tage in die Kaltwasser Cur Anstalt nach Albis Brunnen—Aber kommen Sie ich wiederhohle meine

Bitte—lassen Sie mich aber Ihre Ankunft ein paar Tage zuvor wissen—dann kehre ich von Basel wohin ich am 16. d.m. abgehe um bis 10. October zu bleiben zurück. Sollten Sie mir gefällig noch Basel schreiben so bitte ich den Brief zu adressiren Ch. S. . . . d—aux soins des Messrs. Passavant & Ce. in Basel—

Ihr mit ausgezeichneter Hochachtung ergebenster

SEALSFIELD.

Heute haben wir den 7.—bis 16. Abends bleibe ich hier—Wollten Sie nicht nur mit ein paar Zeilen mir Ihre Meinung gefällig über den Punkt "Süden und Norden" wissen lassen?

32.

Euer Wohlgebohren!

So eben erhalte ich die 4 Bände Foscarini den früheren kl. Band über die Kreuz- und Querzüge des armen Dichterfeldherrn habe ich gleichfalls erhalten und danke verbindlich. Die Durchlesung des letzteren gewährte mir jedenfalls mehr Vergnügen als wie die der 4 Bände verschaffen dürfte. Ich denke mit Grauen an diese Arbeit, die doch geschehen muss, da die Authorin ohne Barmherzigkeit für meine Augen auf ein Urtheil—das noch dazu ein schmeichelhaftes seyn soll, dringen wird. Wohl! wir wollen in den sauern Apfel beissen.

Was sagen Sie zu den politischen Zuständen? Gerathen die schwarzweissen und gelbrothen an einander? Ich zweifle—wenn das offensiv und Defensiv Bündniss des Kaisers von Oesterreich mit den 3 Königen sich bewahrheitet. Uebrigens ist Preussens Spiel ein feines. Es revolutionirt die beyden Hessen, erklärt die Sache des Volkes als eine legale—gewinnt so das Volk—und wird es, sollte sein Plan gelingen und die beyden Hessen à la Baden besetzen—dann schon zu paaren zu treiben wissen. Aber auf dieser der weiss schwarzen Seite ist doch noch etwas zu hoffen—und wenn nichts weiter, doch das gewonnen, dass von den 39 Fetzen Deutschlands wieder zwey

sich an einen etwas grösseren Fetzen anfügen, und so ein einigermassen respectables Stück Deutschlands bilden würden. Auf der andern Seite Zerklüftung—und was freilich den Werth der preussischen Union zehnfach aufwiegen dürfte Zolleinigung mit dem bedeutendsten deutschen Staatskörper nämlich Oestreich. Dieser Zolleinigungs Vorschlag des M. Bruck ist allerdings ein grossartiges Project - und würde schliesslich Deutschland zur Einigung weit sicherer führen, als alle andern Wege. Was sagen Sie dazu? Was sagen Sie zu meinem Vorschlag in meinem letzten Briefe? Thun Sie übrigens ganz wie es Ihnen am besten dünkt. Ich bin es vollkommen zufrieden. Noch eine Bitte und zwar eine dringende. Letztes Jahr bat ich um ein paar Stiefelschäfte von echt russischen Juchten wenn solcher in Stuttgart zu haben wäre. Sie antworteten gütig, dass solcher zu haben sey. Ich bitte nun um ein paar solcher aber echt russischer Juchten Schäfte—und zwar so bald wie möglich. Es könnte seyn, dass ein junges auf der Hochzeit begriffenes Brautpaar Herr Kleinrathschreiber Schenkel—oder wie Sie sagen würden Regierungs Secretair mit seiner jungen Frau über Stuttgart nach Hause von München reisten. Ich gab denselben ein Empfehlungsschreiben an Sie mit, und bitte recht sehr denselben in Ihrer mir bekannten Güte gefällig seyn zu wollen. Die junge Frau ist die Tochter des bekannten Stegeli Bäckers Lieut. Müller, eines sehr achtbaren wohlhabenden Mannes, in dessen Hause ich in der Regel einige Stunden des Abends zubringe. Sie kennen das Haus, da ich daselbst ein Glas Wein mit Ihnen zu nehmen das Vergnügen hatte. Sollten Sie in Stuttgart—was binnen 14 Tagen der Fall seyn müsste eintreffen, so würden Sie wahrscheinlich so gefällig seyn die erwähnten Stiefelschäfte, die ich in die Form einer Brochure zu packen bitten würde, mitzunehmen—aber sie dürften von Stiefelschäften doch nichts erfahren—die Mitgabe wäre denn doch eine nicht ganz schickliche. Im Falle sie nicht können, bitte ich besagte Schäfte mit der ersten besten Gelegenheit zu senden—den

Betrag der Auslage mir aber entweder ins Sollen zu schreiben, oder einen der hiesigen Buchhändler anzuweisen ihn von mir zu entnehmen.

Vergebung dass ich Sie mit so geringfügigen Dingen behellige; aber ein trockener warmer Fuss ist bei meinen häufigen und langen Spaziergängen im Winter eine wahre Lebensfrage für mich.

Mit ausgezeichneter gewohnter Hochachtung

Euer Wohlgeboren ergebenster

SEALSFIELD.

Schafhausen den 8. Oktober 1850.

33.

NEW YORK den 25. *April* 1854.

Euer Wohlgebohren.

Nächsten Samstag geht Mr. Girod Associé des Hauses A. Icelin von hier nach Havre Paris und der Schweiz ab, und giebt mir so Gelegenheit Ihnen ein paar Zeilen über Paris zuzusenden. Ich bin erst seit zehn Tagen von Louisiana hierher zurückgekehrt, und traf gerade noch die Nachwehen— wir wollen hoffen—es waren die letzten, des vergangenen Winters, der hier im Norden ein sehr strenger gewesen. In Louisiana fühlten wir ihn weniger, und am 1-10 u. 15. d. M. wo ich vom Red River abging, war die Hitze bereits ziemlich unerträglich. Uebrigens scheint mich das Schicksal noch zu etwas bestimmt zu haben, denn ich hatte zwey *escapes*, die beyde so ziemlich gefährlich waren, und mich leicht in die andere Welt hätten fördern können, auch der Dampfer (Humboldt) in dem ich von Havre herüberkam, ging auf seiner nächsten Reise (bei Halifax) zu Grunde, und es war mit grösster Mühe, dass die Passagiere gerettet wurden.

Sie erwarten natürlich das ich Ihnen einiges in Bezug auf meine Schriften und ihre Vergangenheit hier—etc. schreibe. Wohl so hören Sie denn.

Als ich ankam fand ich mehrere meiner besten Freunde entweder todt oder weit weg von New York und meiner Route nach Louisiana alles ferner still in Bezug auf *the works of Sealsfield*. Seit dieser Zeit scheint es ruchbar geworden zu seyn, das ich im Lande bin, und wie mir mehrere Freunde sagen, wünscht man sehr dem Verfasser auf irgend eine Weise Anerkennung angedeihen zu lassen. Ich habe allem diesem—die Newyorker wohl kennend—den Weg abgeschnitten, indem ich erklärte, dass ich beim ersten Symptom New York verlassen würde. Doch höre ich, dass die Appletons—die erste Buchhandlung Newyorks – sich bereit erklärten, das nächste Werk zu publiciren, und gerne einen honetten Preis zu zahlen. Da nun die Blackwoods sich anerbothen das Werk in England erscheinen zu lassen, wenn wir ihnen Abzüge von den Druckbogen senden würden, so könnte man dieser letzteren Buchhandlung die Druckbogen unter der Bedingung zusenden, dass sie wieder von jedem abgezogenen Druckbogen sogleich eine Copie per Eisenbahn extra nach Liverpool für Newyork senden. Wenn nur meine Augen mir keinen Strich durch die Rechnung machen? Das Werk würde gerade unter gegenwärtigen Verhältnissen ungeheuren Effect hervorbringen—Ich werde jedenfalls das Copie Recht in Washington für dasselbe herausnehmen.

Ich gedenke im August oder September nach Europa zu kommen, und den Winter in Stuttgart zuzubringen, wo die Publication vor sich gehen könnte. Jedenfalls sollte und müsste die Sache so bald wie möglich geschehn. Appletons waren übrigens bereits zweymal bei mir, um mir Besuche zu machen, ich habe die Besuche aus dem Grunde nicht erwiedert um diese Yankees ein bischen mürbe zu machen—Sie lachen über diese meine Einfalt, meine pauvre Diplomatie einem buchhändlerischen Collegen so mir nichts dir nichts mitzutheilen. Wohl ich sage Ihnen, dass gegen diese amerikanischen Piraten alles verschwindet was Europa Schlechtes an Buchhändlern hat. Sie sind die durchgetriebensten syste-

matischsten Blutsauger und Peiniger aller Schriftsteller und solchen Leuten die Daumenschraube anzusetzen würde ich für eine Gewissenspflicht halten.

Ich hoffe es thun zu können und nicht nur in Bezug auf das neue Werk sondern sämmtliche Werke, die, wie ich von den besten Authoritäthen höre, noch immer einen Absatz von 3-4 Auflagen haben würden, wenn sie in gehöriger Form und guter Sprache publicirt werden. Die Uebersetzung ist grossentheils bis auf das, was in England herauskam schlecht. Das Cajütenbuch das illuminirt mit Kupfern, sehr gut übersetzt in London herausgegeben wurde, ein Freund hat es, ich vergass aber nach der Uebersetzerin Namen (es ist eine Dame) zu fragen—nebst mehreren anderen würde bei einer neuen Ausgabe mir sehr gut zu statten kommen. An Uebersetzern würde es hier nicht fehlen, und ich glaube die Sache würde sich sehr gut rentiren. So sagen mir wenigstens Leute von Fach. Vieles liesse sich auch von der alten Uebersetzung gebrauchen, obwohl wenn die Werke wirklich unter meinem Namen und aus meiner Feder herausgegeben werden sollen eine horrible Arbeit meiner warten würde, die aber wie gesagt bei der grossen Anzahl sehr guter Uebersetzer doch verhältnissmässig leicht wäre.

Ich fand die materiellen Fortschritte seit den 17 Jahren meiner Abwesenheit ungeheuer, die politischen weniger so, die geistigen noch weniger. Die ungeheure Einwanderung der Irländer es mögen in den letzten 12—18 Jahren an 3 Millionen Irländer eingewandert sein, alle Proletarier—sind ein schrecklicher Dünger für dieses Land—Die Rückwirkungen sind böse—äussern sich in Morden, Trunkenheit und allen schmutzigen Lastern. Doch diese sind Dinge die nicht in einem Briefe besprochen werden können, da sie zu weit führen würden—So der Himmel es will, wollen wir über dieselben bei einem Glase Wein plaudern.

Nun zu etwas anderem—Sie waren so gefällig mir das Honorar für das Cajütenbuch zur Disposizion zu stellen. Ich

mache nun von Ihrer Güte bei hiesigem Geldmangel Gebrauch, und ersuche Sie, den Betrag gütig an die Herren Passavant & Co. in Basel einzusenden, und mir von der Einsendung gefällig Bericht zu geben, oder wenn Sie die Zeit mir Nachricht zu geben nicht haben sollten, diesen Herren den Auftrag zu geben mir Bericht zu erstatten.

Herrn B. Cotta oder seiner Allg. Zeitung zu schreiben, fand ich nach reiflicher Ueberlegung nicht gerathen. Es würde curios aussehen, wenn ein so alter Republicaner, der mehr denn 30 Jahre im Weinberge des Volkes gearbeitet, nun in seinen alten Tagen für die Monarchien anfangen wollte zu arbeiten. Es wäre tactlos, characterlos und Taktlosigkeit und Characterlosigkeit sind Dinge die ich mir nicht zu Schuld kommen liess, was auch meine Fehler seyn mögen. Ich will consequent bleiben, und selbst meine Feinde deren ich gewiss viele habe—sollen mich nicht inconsequent finden.

Nun meine herzlichsten Grüsse mit gewohnter Achtung Ihr

aufrichtig ergeb.

SEALSFIELD.

Im Falle Sie mir schreiben bitte ich meine Adresse wie folgt zu setzen:

CHARLES SEALSFIELD ESQ.

Care of Messrs. New York
Schuchart Gebhard & Co.
Via Calais Liverpool per
next Steamer.

34.

Herren BROCKHAUS, Wohlgeboren in Leipzig.

Saratoga (Nyk) den 21. Juny, 1854.

Ihr sehr geehrtes kam mir richtig durch meine Geschäftsfreunde Schuchart, Gebhard & Co. befördert, obwohl erst gestern zu.

Ich erinnere mich mit vielem Vergnügen der angenehmen Stunden, die ich mit Ihnen im October 1849 verbracht, so wie der Zusage, die ich Ihnen gegeben. Der Grund warum ich diese nicht früher erfüllte, war, weil ich die Sache nicht für so dringend und eine zweyte Aufforderung abzuwarten für schicklich hielt. Nun diese gekommen, zögere ich keinen Augenblick Ihnen die gewünschte Auskunft zu geben, obwohl nach dem Westen auf einer Reise begriffen und in einem Hotel logirt, das nebst mir noch 450 Gäste, darunter wenigstens 250 Damen enthält, meine Feder eben nicht die bestqualificirte für eine ruhige Darstellung lange entschwundner Zustände seyn dürfte.

Ich will mich jedoch möglichst bemühen, das beste zu thun.—Das deutsche Volk hat die Schriften des Verfassers der Lebensbilder so wahrhaft gastfreundlich und gütig aufgenommen, dass es das Recht erwarb von diesem einige Auskunft über sein Leben abzuverlangen. Er wird diese mit Wahrheit geben.

Vor allem wird das deutsche Publicum das Räthsel gelöst wissen wollen, ob der Verfasser geborner Amerikaner oder Deutscher ist.—Er ist in Deutschland gebohren, in den Ver. St. eingebürgert.

In Deutschland gebohren, wanderte er nach genossener Universitätsbildung vor einigen 30 Jahren nach den V. St. aus, verlebte da mehrere Jahre, liess sich in den Bürgerverein dieser Republic aufnehmen, und kehrte im Jahre 1826 auf kurzen Besuch nach Deutschland zurück, wo er ein Buch über die V. St. in deutscher Sprache schrieb, und dann nach England gieng, wo er zwey Werke in englischer Sprache hinterliess, die im darauffolgenden Jahre 1828 erschienen. Er selbst kehrte im Sommermonate 1827 nach den V. St. zurück, machte einen zweyten Ausflug in den Südwesten der Union und verfasste dann seinen ersten Roman „Tokeah or the White Rose“—der im folgenden Jahre 1828 in Philadelphia in 2 Bänden herauskam. Novellen, Skizzen und

andere Aufsätze folgten und lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn. Durch die Vermittlung seiner Freunde trat er in die Redaction des Hauptorgans der französisch-amerikanischen Bevölkerung in den V. St.—„Le Courrier des Etats Unis“— ein, die er 1829 und 1830 bis zum Ausbruche der französischen Revoluzion führte, zu welcher Zeit dieses Blatt von dem damals in Point Breeze in New Jersey lebenden Grafen Survilliers (Exkönig Joseph von Spanien) angekauft wurde, der es seinem Privatsecretair und Hausfreunde Felix Lacoste, später französischen General-Consúl übergab, von welchem und dem Verfasser es gemeinschaftlich, obwohl nur kurze Zeit redigirt wurde. Dieser schied nämlich nach einigen Wochen aus, blieb jedoch in vertraulich brieflichem Verkehr mit dem Grafen Survilliers, den er noch längere Zeit von Paris und London aus unterhielt, wohin er als Correspondent des damals verbreitetsten und bedeutendsten New-Yorker Blattes „The Morning Courier and Enquirer“ gieng. Er lebte abwechselnd in Paris und London, in welch letzterem er zugleich mit dem damaligen Monthly Review „The Englishman“ in Verbindung stand.

Im Jahre 1832 gab er seine Correspondenzen auf und zog sich nach der Schweiz zurück, wo er seinen in Philadelphia vier Jahre zuvor erschienenen Roman „Tokeah or the White Rose“ umarbeitete, ins Deutsche übersetzte und an die Buchhandlung Orell und Füssli übergab. Er erschien 1833 in drey Bänden unter dem Titel: „der Legitime und die Republicaner“ und fand eine so günstige Aufnahme, dass er sich bewogen fühlte, eine zweyte Schrift nachfolgen zu lassen: „die Transatlantischen Reiseskizzen“, die nach einem *neuen Plane* verfasst, als ein Versuch herausgegeben wurden, der bereits in den Ver. Staaten angestellt, da nicht gelungen, in Deutschland zu gelingen versprach. Der Verfasser, der auf seinen mehrmaligen Reisen nach dem Südwesten der Union mit der Entwickelung und den Fortschritten derselben vom Osten nach Westen vertraut geworden, hatte nämlich

den Gedanken gefasst, diesen Civilisazionsprocess in Skizzen und Bildern darzustellen. Ihm war nicht entgangen, dass bei der so unendlich verbreiteten Tagespresse in diesem Lande der bisherige Familien-historische etc. Roman nicht sehr passe, dass für ein Land mit so öffentlichem Leben auch ein diesem entsprechender Roman ausführbar sein könnte. Er hatte den Gedanken gefasst, dieses öffentliche Leben nicht nur in Skizzen und Bildern darzustellen, sondern so darzustellen, dass sie, obwohl lose verbunden ein Ganzes bildeten, welches die Republic der V. St. dem deutschen Publikum im Romangewande, wie sie leibte und lebte vorführen sollte. Er hatte dieses Buch wie gesagt in den V. St. bereits 1827 angefangen, im Jahre 1828 vollendet, einige Skizzen veröffentlicht, sie hatten aber nicht besonderen Anklang gefunden. So war er zweifelhaft geworden, war es selbst noch als die ersten zwey Bändchen „Transatlantische Reiseskizzen“ betitelt, eine sehr günstige Aufnahme gefunden hatten. Diese Zweifel bewogen ihn, noch einige Zeit zuzuwarten, das Publicum gleichsam an diese neue Art Roman zu gewöhnen. So erschienen zunächst im Jahre 1834 der Virey und die Aristokraten oder Mexico im Jahre 1812, nach denselben national-geschichtlichen Tendenzen entworfen und durchgeführt. Die günstige Aufnahme, die dieses Buch fand, bewog ihn zwey Bände der Lebensbilder aus beyden Hemisphären (in der zweyten und dritten Auflage Morton oder die grosse Tour genannt) 1834 erscheinen zu lassen, deren sehr günstige Aufnahme ihn endlich zum Entschluss brachte, seinen Lieblingsgedanken auszuführen, die V. St. nämlich im nazionalen oder höheren Volks-Romane darzustellen. Statt dass wie früher im familiengeschichtlichen, Schelmen—oder wie er sonst heissen möge—Roman, der Held des Romans die Hauptperson war, um den sich die anderen Persönlichkeiten im Rahmen herumreihten, ist hier der Held—wenn wir so sagen dürfen—das ganze Volk; sein sociales, sein öffentliches, sein Privatleben, seine materiellen, politischen, religiösen Beziehungen treten an die Stelle

der Abentheuer, seine Vergangenheit, seine Zukunft werden als historische Gewänder benutzt, Liebesscenen und Abentheuer nur gelegentlich als Folie um zu beleben, hervorzuheben angewandt. Es ist in diesem Romangenre, dem er die Benennung des nationalen oder höheren Volks-Romanes (wohl zu unterscheiden vom bisherigen sogenannten Volksroman) geben zu sollen—glaubt, dem Roman die bunteste Unterlage gegeben, durch die derselbe zunächst der Geschichte sich anzunehmen, eine wichtige Seitenquelle derselben zu werden, berufen seyn dürfte. Wohl ist begreiflicher Weise vieles da zu thun, und er ist weit entfernt zu glauben, dass er bereits das Vollkommene geliefert, allein er hält sich berechtigt sich für *den Gründer* dieses neuen und wie er nicht bezweifelt tonangebend werdenden Gliedes der Romanenfamilie erklären zu dürfen, da er seines Wissens der erste war, der diese breite geschichtliche, nationale und sociale Basis zu Grunde legte. Einige belletristische Blätter hatten zwar den seltsamen Einfall, ihn als Nachahmer, ja Schüler Ch. Dickens zu erklären, er muss jedoch gegen diese zum mindesten gesagt (super ficielle) frivole Unterstellung schon aus dem einfachen Grunde protestiren, weil der blosse Vergleich der Druckjahre ihm unbezweifelt die Priorität gibt . . .

Die erste Auflage der Transatlantischen Reiseskizzen (des ersten Bandes der Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre in II und III Auflage) wurde bereits 1833 abgedruckt, der zweyte 1834—in demselben Jahre der Virey und die Aristokraten—die zwey Bände Lebensbilder aus beyden Hemisphären—im Jahre 1835 der III. und IV., im Jahre 1836 der V. und VI., so dass ja Anfang des Jahres 1837 bereits 14 Bände von ihm in Deutschland erschienen waren, ehe Mr. Dickens mit seinem ersten bedeutenderen Werke „Die Pickwickier“ in England auftrat. Bekanntlich erschien dieses Buch in der Mitte des Jahres 1837. Was Mr. Dickens früher publicirt hatte, waren einige unbedeutende kleinere Skizzen, die in Monthlys publicirt

wurden. Der Verfasser glaubt diesen Punkt feststellen zu sollen, um sich und Deutschland das zu vindiciren, was ihm und seinem Geburtslande unzweifelhaft gebührt.

Im Anfange des Jahres 1837 in Privatangelegenheiten nach den V. St. zurückgekehrt, kam er 1838 wieder nach der Schweiz zurück, wo er in demselben Jahre die ersten Bände seiner neuen Land- und Seebilder, in den folgenden Jahren die Fortsetzung lieferte, denen in den ersten Vierziger Jahren das Cajütenbuch oder nationale Charakteristiken in 2 und Süden und Norden in 3 Bänden folgten.

Noch sind zwey Werke, die er seit dieser Zeit geschrieben, wegen der politischen Stürme ungedruckt. Er konnte sich noch nicht entschliessen sie herauszugeben. Wir wollen hoffen, dass sich der politische Horizont Europas allmählig aufklären und das Erscheinen derselben möglich machen wird.

Was seine persönlichen Verhältnisse betrifft, so lebte er theils in der Schweiz, theils in den V. St. im Besitze eines unabhängigen grösstentheils da angelegten Vermögens.—Er war nie vermählt.

Sie werden die vielen Correcturen gern vergeben, wenn Sie lesen, dass ich in einem Cabinetchen schreibe, das Sitz-Schlafzimmer kurz alles in allem ist—7 Fuss Länge, 5 bis 6 Fuss Breite hat und mir kaum erlaubt meine Reise-Ecritoire aufzustellen. Auf solches muss man sich jedoch auf einer Reise nach dem Westen gefasst machen.—Saratoga ist zwar eben jetzt das Rendezvous der fashionablen Welt, aber es ist kein Baden-Baden oder Aachen.—Morgen reise ich über Cac Erie nach Illinois, wo ich Ländereyen zu besehen beabsichtige, was mich einige Zeit da beschäftigen wird.

Ich bezweifle übrigens, dass ich dieses Jahr nach Europa kommen werde können—doch nächstes Jahr glaube ich, so der Herr will, wieder ihr und mein liebes Deutschland und Sie selbst in Leipzig zu sehen. Die Reise nach den V. St. ist mir nicht blos—weil der grösste Teil meines

Habens sich da befindet—zur Nothwendigkeit geworden. Es erschien mir auch räthlich, ja dringend wieder ein Mal nach mehrjähriger Abwesenheit mein Adoptifland zu besuchen, um den sehr veränderten Geist desselben näher kennen zu lernen.—Nehmen Sie nun die Versicherung meiner hohen Achtung mit der ich stets seyn werde

Ihr ganz ergebener

CHLS. SEALSFIELD.

Ich brauche kaum zu bemerken, dass obenstehender Aufsatz für Ihr grosses Nazionalwerk noch einige stylistische und sonstige Nachhülfe bedarf, was Sie durch eine der Ihnen zu Gebote stehenden, zahlreichen wissenschaftln. und literarischen Federn gütig zu veranlassen achtungsvoll ersucht sind.

35.

PYRMONT N. Y. 17. *July* 1854.

Euer Wohlgebohren

Ich bin vorgestern von meinem *trip* nach Illinois über Chicago noch gerade zur rechten Zeit zurückgekehrt, um der schlimmsten Zeit in dieser Stadt zu entgehen, und wieder etwas wie frische Luft zu schöpfen die wir hier am Hudson vollauf haben. In Chicago traf ich den Thermometer 101° Fahrenheit—Sie mögen sich denken wie es sich da lebt! In Newyork hatten sie letzte und vorletzte Woche 90 und 100—am 9ten July 100°. Beinahe eben so heiss wie die Sonne brennt es nun im Credit Wesen der V. S. Heute wieder eine Annonce zu Folge welcher der resignirte Präsident der Vermont Central Eisenbahn 8000 Akzien betrügerischer Weise emittirt—also 800000 Dollars, sage um acht mal hundert tausend Dollars die Compagnie deren Präsident er war, betrogen. Das ist nun der 4te. Schuyler der Präsident der New Haven & N. Y. Railroad emittirte betrüge-

rischer Weise für 2 Millionen Dollars Akzien—ein zweiter für 280000 Dollars, ein dritter für 100000—und jetzt kommen nun 8000 Akzien oder $800000 in Vorschein. Ich sage Ihnen das ganze Credit und Merkantil System der V. S. ist durch und durch faul. Kein Tag vergeht wo nicht Partner und Cassier über Betrügereien ertappt werden. Sind sie arme Teufel so werden sie eingesteckt—sind sie reich, so fahren sie wie zuvor in ihren Equipagen herum, keine Hand tastet sie an. Der gegenwärtige Moralitäts Zustand in den V. St. ist ein grässlicher. Vor mir liegt der Louisville Courrier, der dreizehn Morde in den letzten 2 Jahren in dieser Stadt und Grafschaft aufzählt, und kein einziger dieser Mörder wurde auch nur im geringsten bestraft. Es ist da förmlich Mode geworden, und im kaltesten Blute schiesst Sie Ihr Tischnachbar nach dem Essen nieder—weil Sie ihn während dem Essen auf eine missfällige Weise fixirt. In Newyork hatten wir vor drei Monaten einen Tag, an welchem 12—sage zwölf Mörder auf einmal vor Gericht standen. Das würde unglaublich erscheinen, aber die Zeitungen geben Namen etc., zweifeln lässt sich da leider nicht. Ich habe eine artige Zeitungs Collection, die ich zu benutzen gedenke, denn es thut Noth, dass eine ehrliche Feder über diese horriblen Auswüchse unserer Democratie und Demagogie endlich ihr Urtheil abgiebt, und so viel ich aus allem ersehe, lässt sich wenn die Sache in gehörigem Ton und Styl geschieht, da Gutes thun. Ich weiss nicht ob Sie meinen letzten Brief[1])—den ich zu Ende April mit einem Bekannten herüber sandte erhalten. Ich sagte Ihnen in diesem Schreiben, dass ich vollkommen zufrieden bin, in der Stille hier angekommen zu seyn. Der Weihrauch der mir früher gestreut worden, täuscht mich nicht und durfte mich nicht täuschen. Einige Redacteure von tonangebenden Zeitungen wollten meine Ankunft durch "leading articles" ankündigen.

---

[1]) S. Brief No. 33.

Ich verbot mir dieses auf das ernsteste—und ich finde ich habe wohlgethan. Uebrigens habe ich die Satisfaction dass meine Schriften in allen Staats und grösseren Stadtbibliotheken in den Catalogen aufgeführt sind—In Washington Philadelphia New York New Orleans etc—und zwar wohlgemerkt die deutsche wohlfeile Auflage 14 Bände. Für jetzt bin ich jedoch bei dem grossen Haufen rein vergessen—*Tant mieux!* Ehe ich nach Illinois abging—es ist gerade ein Monat—erhielt ich eine gedruckte Aufforderung von Brockhaus in Leipzig—die mich aufforderte Data über mein Leben und Wirken als Schriftsteller einzusenden. Ich erhielt die Aufforderung am 18. Juny und sandte die Antwort am 20. oder 21. Ich hoffe sie wird befriedigen. Ich gab über mein Leben etc. was mir nöthig für das deutsche Publicum zu wissen schien, und ging dann auf eine kurze Characteristic meiner Schriften—besonders aber den Standpunkt über—den ich als Gründer einer neuen Schule des höheren Volks' oder Nazional Romans aussprechen zu dürfen und zu sollen glaubte. Ich kann natürlich die Tragweite des Conversazions Lexicons nicht beurtheilen, glaube aber doch annehmen zu können, dass wenn der Artikel so wie ich ihn eingesandt, abgedruckt wird, er vortheilhaft für Sie wirken könne—besonders aber wenn ein oder das andre neue Werk erscheinen sollte. Lassen Sie mich Ihre Gedanken hierüber wissen, wenn Sie Zeit and Lust haben. Meine Augen sind nicht schlimmer geworden, so dass ich jetzt mit Ernst und Liebe dem Gedanken nachhänge die zwey Werke die beinahe vollendet sind herauszugeben.

In demselben Schreiben vom April l. J. ersuchte ich Sie mein Guthaben bei Ihnen—das Honorar für das Cajütenbuch gefällig an die Herren Passavant einzusenden, und mir Nachricht zu geben. Ich wiederhole meine Bitte mit dem Beisatze, dass im Falle es Ihnen keine Inconvenienz verursacht, ich ersuchen würde, mir lieber den Betrag (etwas über 1000 fl.) in einem Wechsel von Frankfurt aus hier

zahlbar zu übermachen. Verstehen Sie mich wohl geehrter Herr! wenn *es Ihnen keine Inconvenienz verursacht*, so geschieht mir ein Gefallen, die Ursache liegt am Tage—Alle die Fonds hier sind in Folge der ungeheuren Goldsendungen die mit jedem Steamer nach Europa abgehen, so tief gefallen, dass Geld äusserst rar, und deshalb Einkäufe in Fonds jetzt vortheilhafter sind, als sie es selbst während der grossen Geld Crisis von 1836—1837 waren. Aus dieser Ursache zog ich bereits mehr denn 17,000 francs von der Schweiz herüber, und gedenke noch einiges was ich da habe herüber zu ziehen. Da ich hier bin, so kann ich den Geldmarkt überwachen und so einen Theil meiner Reise Auslagen die ziemlich bedeutend sind, herausschlagen. Das Leben ist hier bereits ziemlich theuer. Ich bezahle in meinem Hotel 2$ per Tag—In New York 12$ per Woche. Dazu kommen Theater, Sehenswürdigkeiten—wie Niblos, Bowery—etc. Sie können nicht wohl Städte und Länder sehen und den Geist derselben kennen lernen, ohne die öffentlichen Orte gleichfalls zu sehen—so dass ich in meinen alten Tagen mehr sehen muss, als mir oft lieb und bequem ist.

Ob ich dieses Jahr nach Europa zurückkehren werde hängt grossentheils vom Stande der Effecten und Fonds ab. Ich habe nichts verlohren—aber ich wünsche besonders meine Eisenbahn Akzien deren ich über 200 der besten habe, in Obligationen und auf ganz sichere Weise zu placiren, meine Ländereyen zu verkaufen und mir im Staate New York, Pennsylvanien, oder Maryland eine angenehme respectable Farm zu kaufen, auf der ich nach vollendeter Schriftsteller Bahn mein müdes Haupt niederlegen kann. Das ist mein Wunsch den ich jeden Tag ausführen kann, was den Verkauf und Kauf betrifft – für welche beyde ich annehmbare Offerten habe.

Nun werthester Herr nehme ich für einstweilen Abschied und bin mit Versicherung fortwährender Hochachtung

Ihr ergebenster

SEALSFIELD.

P. S. Machen Sie keinen Gebrauch von den Notizen über den moralischen Zustand etc., besonders gegen Cotta wenn ich bitten darf—Es schickt sich nicht für einen Bürger der V. S. sein Land herunter zu machen. Andere mögen es thun—wohl und gut wir aber nicht.

Meine Adresse ist:

CHLS. SEALSFIELD ESQ.
Care of Mess. Schuchardt, Gebhardt & Co.
New York.

(Per Prussian closed mail) Ihr Herr Schwager wird Ihnen wenn nöthig weitere Auskunft über die gehörige Richtung des Briefes geben.

36.

AN FRL. MARIE MEYER IM SCHWARZEN ADLER.[1])

NEW YORK den 23. *Obr*. 1855.

Liebe Freundin!

Ihr Brief hat mir viel Vergnügen verursacht—sehr viel —er spricht so ganz aus dem Herzen und ist so wahr wie Sie selbst. Vielen Dank für Ihre Güte, die Sie in so vielfacher Beziehung mir kundgeben. Es ist für mich ein wahrer Trost zu wissen, dass ich in dem übrigens nichts weniger als herzigen Schafhausen herzige Freunde habe. Seyen Sie versichert, dass die Empfindung eine gegenseitige ist, und dass es mich sehr freuen würde Ihnen meine Freundschaft thatsächlich zu erweisen.

Sie werden sich gewundert haben, als Sie meine zwey vorletzten Briefe mit den vielen Bitten um Uebersendung der Kleider etc. erhielten. Ich will Ihnen die Ursachen so kurz und klar als möglich angeben. Ich habe im Sinne einige Jahre hier zu verleben. Die Ursachen werden Sie

[1]) Name des Wohnhauses.

begreifen—Von meinem Vermögen einige 1000 Dollars in Fonds abgerechnet, befindet sich der grösste Theil hier—ist jetzt ganz in Fonds placirt. Diese steigen und fallen oft in 6 Monaten—15–20 pct. Es ist demnach vonnöthen ein wachsames Auge zu haben—und in der Nähe zu seyn. Weiter bin ich nun ernstlich gesonnen mir ein Plätzchen ausfindig zu machen, wo ich von meinen Wanderungen ausruhen kann. Noch bin ich nicht einig, ob der Sitz in New York—um New York herum—oder bei Philadelphia für mich am passendsten seyn dürfte. Nächstes Frühjahr will ich den eigentlichen sogenannten Westen besehen, wo es einige herrliche Punkte geben soll—*nous verrons*—Ich will und werde wie gesagt etwas passendes zu finden trachten—nicht viel höchstens 4–500 Acres oder Joch etc., aber dann eine schöne Besitzung—in der Nähe einer aufblühenden Stadt—Das ist mein Wunsch.

Mein Vermögen ohne gross zu sein reicht hin mir einen solchen Plan durchzuführen, und dabei noch ein jährliches Einkommen von meinen Fonds besitzend, würde mir die Verschönerung eines solchen gefundenen Punktes um so leichter, als das baare Geld im Westen natürlich einen höheren Werth und also auch Zinsfuss hat—Wenn ich einen solchen Punkt gefunden habe will ich Ihnen denselben beschreiben und gezeichnet zusenden—für jetzt schwanken meine Neigungen zwischen New York Philadelphia und dem oberen Mississippi—wo es wie gesagt herrliche Punkte geben soll.

Ich war den Sommer hindurch theils in New York theils in verschiedenen Seebädern—wo ich denn etwa 3 Monate hindurch alle Tage zwey Seebäder oder Salzwasserbäder nahm, die mir herrlich bekamen. Ich befinde mich ganz wohl. Dank dieser Salzwasserkur—die ich alle Ursache habe der Süsswasserkur vorzuziehen.

Ihre Contis habe ich durchgesehen, vollkommen richtig befunden—und ersuche Sie für die 83 fr. etc., sich mit dem

kleinen Schuldbriefe von D. . . . Schneidermeister ausgestellt bezahlt zu machen—Kündigen Sie ihm in meinem Namen den kleinen Posten von 50 fl. R. W.—gefällig auf—und machen Sie so die Rechnung in Ordnung—Ich glaube dieser ist der beste und kürzeste Weg. Nun meinen nochmaligen Dank mit der Bitte mir zuweilen ein paar Zeilen zufliessen zu lassen—herzlich und ganz ergeben

SEALSFIELD.

P. S.—Haben Sie die Güte, über den eingeschlossenen Brief an N. Gutzweiler Nazionalrath ein Couvert und Addresse zu machen, und denselben nach Arlesheim bei Basel abzusenden.

37.

PHILADELPHIA 21. *April*—1856.

HERRN HEINRICH ERHARD

Besitzer der Metzlerschen Buchhandlung in Stuttgart.

Bei meiner Rückkehr aus Louisiana fand ich letzte Woche in New York unter anderem auch einen Brief von Ed. Matthey Editeur von Bern vor in welchem er mir ankündigt, dass er erstens eine Herausgabe meiner Werke in französischer Sprache beabsichtige—dann aber meine Biographie und mein Portrait—um beyde derselben voranzusenden—von mir erbitte. Er habe den Anfang dieser Herausgabe mit dem Cajütenbuche gemacht. Ich gebe ihm unter einem Antwort, dass ich noch vor der Hand durch Contract gebunden bin, Ihnen 3 Bände meiner Schriften zukommen zu lassen, und bis Sie diese erhalten, nichts in Deutschland drucken zu lassen, und dann – dass dieses nicht hier sondern in der Schweiz geschehen könne, ich aber nicht bestimmt wisse, wann ich zurückkommen könne, obwohl ich hoffe, dieses bald thun zu können.

Zugleich erhielt ich ein zweites Schreiben von derselben

Hand in welchem ich aufgefordert werde ihn—Ed. Matthey zu bevollmächtigen, in meinem Namen gegen eine Uebersetzung meines Cajütenbuches, die im Revue brittanique erschienen ist protestiren zu dürfen—diese Uebersetzung sey execrable etc. etc. Da ich nun natürlicher Weise hier nicht beurtheilen kann, was an der Sache wahr oder unwahr ist, so glaube ich dieses Ihnen zuweisen zu sollen, um wenn die Sache so ist, wenn nämlich die Uebersetzung sehr schlecht ist—Herrn Matthey in meinem Namen zu bevollmächtigen gegen besagte Uebersetzung zu protestiren—wo nicht, so nicht. Ich glaube wie gesagt Sie von diesen beiden Schreiben in Kenntniss setzen zu sollen, da eine Herausgabe meiner Werke in französischer Sprache leicht einen bedeutenden Einfluss auf den Verlag haben dürfte.

Sie werden dies jedoch besser zu würdigen wissen—Verbleibe unterdessen mit Werthschätzung und Ergebenheit

CHL. SEALSFIELD.

38.

UNTER DEN TANNEN den 10*ten* *Feb.* 1859.

Liebes Hauptbuch![1])

Ich übersende Ihnen hier wieder Ihre Muster—Am besten würde mir das quadrillirte a 10 fr gefallen, aber der Stoff ist nichts weniger als dauerhaft und so wollen wir II 32—a fr 12 nehmen—Herr B—wird so gefällig seyn die Weste zu machen: mit 2 *Reihen Knöpfen* entweder mit breiten *Schawl oder Kragen,* oder aber *zum Zuknöpfen mit Lappen oben am Halse*—wie es eben am besten Mode ist—Zum Unterfutter mag er Barchent nehmen—Doch ersuche ich mir diese Weste ja nicht am Leibe zu kurz zu machen; denn erstens sieht eine solche kurze Weste sehr "pauvre" aus, zweytens ist sie

[1]) Schmeichelname für Frl. Marie Meyer.

im Winter eine wahre Absurdität. Ich werde Ihnen nächster Tage das 150 Maas haltende Fässchen senden, mit der Bitte es mir wieder füllen zu lassen so dass ich für den kommenden Winter und Frühjahr mit Wein versorgt bin. Für die Erinnerung die sie mir durch Ihren Cousin zu senden so gut waren danke ich. Lieber wäre es mir gewesen —Sie wären selbst gekommen und zwar beyde. Sie alle herzlich grüssend bin ich Ihr aufrichtig ergebener

SEALSFIELD.

39.[1])

Den ersten Mai 1859. "Beim Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich: die Lage oft ist eine verzweifelte—wohl! wenn sie aus Italien vertrieben werden, und diese Macht, die in geistiger Beziehung wie ein Vampyr auf allem lastet, was Aufschwung und Fortschritt genannt werden kann, endlich unschädlich gemacht wird!"

40.

9. Mai 1859. "Die katholische Religion hat ihres Kreislaufes besten Theil jedenfalls vollendet und sich überlebt. Seit mehreren hundert Jahren fielen nach einander ihre Stützen—Soldaten die sie beschirmten, die Tausende anderer Streiter in Klöstern, in den katholischen Landen—in protestantischen bereits einige hundert Jahre früher. Mit diesen Stützen fielen die Grundpfeiler allmählig, und bereits wie eine grandiose Ruine steht diese Kirche—vielleicht das grandioseste was nebst dem Römerreiche je gesehen worden—

---

[1]) No. 39—53, 57—60, sind Auszüge, welche Elise Meyer aus den von ihr empfangenen Sealsfieldschen Briefen machte, ehe sie letztere verbrannte. Da diese Fragmente eigenhändig niedergeschrieben wurden, rührt die etwas geänderte Orthographie von Elise Meyer her.

noch da. Für den denkenden Geschichtsforscher, den Philosophen ein Thema das ihn jahrelang beschäftigen könnte."

41.

2. Februar 1860. "Die Ritter vom Geiste. Dieses Buch hat den grossen Fehler, dass es schriftstellerische Spekulation ist, d. h. von einem Schriftsteller geschrieben, der Geld und viel Geld braucht, einigen Geist hatte und diesen auf 7 Bände wie die Butter aufs Brot vertheilte, während 3 Bände ganz zureichend gewesen wären. Gutzkow weiss sehr vieles, ist in allen Damen und Literaten Boudoir und Studierstuben einheimisch. Sein Styl ist so durchgängig Dresdener Tieckisch wie keiner, er ist gewandt, coulant und doch nichts vom Dichter, vom Genius. Einzelne Züge wieder schön, blitzartig, z. B. da wo er Olga die Blumen, Rosen auf den jungen Maler herabschütten lässt, sowie ihr ganzer Character. Auch der Character der Tochter Schlumpfs ist nicht übel—da, wo sie mit den Pergamenten dem Wilfried nachschiesst, sehr vorzüglich. Die Frauen überhaupt weiss er mit meisterhaften Zügen auszustatten, aber die Männer sind überschwängliche Halbmänner, die nicht wissen, was sie wollen —ohne Ausnahme. Man sieht es Gutzkow an, dass er unter Weibern und Literaten lebt, nicht in der Welt. Welch ein armseliger Tropf, Fantast ist z. B. der Fürst; Schlumpf— welch ein bête; Wilfried und sein Bruder der Maler—keiner weiss was er will. Dann der General, der Baron welch eine marklose, fleisch- und beinlose papiermaché Figur—so der arme Wicht, der Sohn Paulinens, den er unermüdet mit einem grossen Schrein am Buckel von der Spree bis zum Rhein wandern lässt, ohne dass ihn die Polizei einfängt mit seiner Million Reichsthaler Banknoten. Kurz, das Buch oder die 9 Bücher haben bei viel Geist ebensoviel oder noch mehr Unsinn. Besonderes Vergnügen gewährten mir die drei Mousquetaires von Dumas und die Fortsetzung zehn Jahre

später und zwanzig Jahre. Leicht geschrieben, aber ganz zu Hause in den Jahren 1618–1670, mit langweiligen, aber wieder wunderschönen und naturgetreuen Parthien. Die Mystères de Paris fieng ich an—aber warf sie weg. Die Idee eines deutschen Prinzen, der sich in Paris zu einer Art Abellino oder der grosse Bandit hergiebt ist zu absurd, als dass sie sich als Grundlage zu etwas gescheidtem gebrauchen liesse.—Es ist ein Buch für den schwärmerischen Haufen, wie richtig das London Quarterly sagt. Dann gefiel mir Broadland aus dem Englischen übersetzt, nicht übel—wenigstens ist es etwas über der Mittelmässigkeit,—die Kiltabende von Hartmann besonders gut."

42.

16. Februar 1860. "Gutzkow ist einer der hohlsten Schriftsteller die ich kenne—an dem nichts als die Hohlheit wahr ist—dabei was echt deutsch ist, ein Glänzen mit Wissenschaft, das diese das Steckenpferd der Wissenschaft reitenden Deutschen vollkommen bezaubert. Ja es ist wenig Hoffnung für das arme Deutschland vorhanden, wenn von dessen Literatur und ihren Trägern—bei allen andern Völkern die Hebel ihres nationellen Seyns und Bewusstseyns—der Schluss auf das Volk richtig ist. Napoleon der Grosse um von den Deutschen eine richtige Idee zu bilden, machte sich mit ihrer damaligen Literatur, von der er sich die beliebtesten Schriftsteller kommen und erklären liess—bekannt. Als er Lafontaine, Kramer, Spiess, etc. Werke oder Schreibereien zum Theil so durchgeblickt, rief er einmal über das andere aus: 'Mein Gott, was für ein dummes Volk!' und er hat recht. Das deutsche Volk ist dumm, sehr dumm und dabei beinahe ohne allen Geschmack. Es weiss mehr als irgend ein Volk, aber es ist wie der Packesel mit seiner Gelehrsamkeit bepackt. Es liefert die besten Erzieher, Gouverneurs, und Professoren, aber die schlechtesten Regenten und Staatsmänner—seit Friedrich dem Grossen hat ganz Deutschland

keinen einzigen Regenten von nur mittelmässigem, bedeutendem Gehalt *in seinen fünfunddreissig Fürstenhäusern* hervorgebracht!—keinen Staatsmann, der sich durch eine grosse staatsmännische oder politische Genialität ausgezeichnet hätte —keinen Feldherrn von dem Kaliber der Condes und Turennes der Franzosen, oder Suwarow bei den Russen, Wellington, Marlborough bei den Engländern—kurz es ist ein Volk der Mittelmässigkeit. Ich besorge in der That, dass wenn Napoleon III nur noch zehn Jahre lebt und seine geistige Thätigkeit bewahrt, über dieses arme Deutschland abermals eine Catastrophe hereinbricht.

Von Hackländer habe ich die Wachtstuben Abentheuer und ein anderes Buch von 3 Bänden gelesen—oder vielmehr durchgesehen, das erstere ist gar nicht übel, das letztere unbedeutend. In Kleinigkeiten, besonders was zu den aristocrativen Spielereien—Ameublement etc. gehört, ist er grösser als in grössern Dingen, wo er mittelmässig genug ist. In der neuern englischen Literatur nimmt Thackeray eine bedeutende Stellung ein, ist aber ein eigenthümlicher von Radicalismen durch und durch angesteckter Schriftsteller, dessen Subjectivität oft unangenehm berührt. Ich mag ihn deshalb nicht recht, obwohl er nach dem jetzt ungeniessbaren Dickens[1]) die einzige bedeutende Erscheinung in England ist. Von Dickens versuchte ich Chuzzlewit, Master Humphrey's Clock, Barnaby Rudge zu lesen. Es war mir nicht möglich—Ein miserables Geschreibsel, absolut ekelhaft, ohne Saft und Kraft, weder Character noch Naturschilderungen. Der Mann sollte nach seinem Nicholas Nickleby aufgehört haben eine Sylbe zu schreiben. In seinem Gehirn ist auch kein einziger Geistesfunke mehr."

---

[1]) Sealsfields absprechendes Urteil über Dickens ist möglicherweise dem Umstande zuzuschreiben, dass er einst fälschlich angeklagt wurde, Entlehnungen aus Dickens „American Notes" gemacht zu haben, ein Werk, welches doch erst 1842 erschien, wenigstens acht Jahre später als Sealsfields „Transatlant. Reiseskizzen".

43.

2. April 1860. "Was halten Sie von Humboldts Correspondenz? Dem Manne geschah ein schlechter Dienst durch diese Publication: Die Nacktheit, in der er vor der Welt steht, ist keine plastisch-antike. Zuviel Falschheit manifestirt sich in seinem Character. Sie scheinen nicht Pessimistin in Bezug auf das arme Deutschland und seine Söhne zu sein? Gerne würde ich besseres hoffen,—aber wenn man die Bannerträger Deutschlands, das hochgebildete Preussen solche dumme Streiche machen sieht, wie sie Lord Bloomfields Brief an Russel im Blaubuche darstellt, in Anbetracht zieht—dann möchte man wohl verzweifelt mit Napoleon I ausrufen: 'c'est une bête que la peuple Allemande!' und dann so wie Sie vom Norden nach Süden gehen, dieselbe Dummheit—noch dümmer als kleine Kinder wird da ein Reich von nahe vierzig Millionen durch eine alte H . . . und eine Camarilla der liederlichsten Hofschranzen und Pfaffen regiert. Sehen sie dagegen diese verkommenen, herabgekommenen, entnervten Italiener—so feige sie im Grunde sind, Banditen durch und durch, so haben sie den Kern der gesunden Politik herausgefunden, selbst einen Napoleon III ihrem Willen sich zu fügen gezwungen. Seit ich das deutsche Parlament in Frankfurt tagen gehört habe, erwarte ich wenig mehr von Deutschland als *höchstens Rezensionen.* Da sind sie Meister—im kritisiren nämlich. Sie verstehen alles besser als andere.

. . . . als er Gesandter des Parlaments in der Schweiz war, sagte sehr bestimmt, dass die Deutschen die Republik besser als die Schweizer verstehen. Dasselbe sagen die deutschen Zeitungen in New York alle Tage. Ich kann Ihnen Beweise liefern, gedruckte nämlich."

44.

3. Mai 1860. "Ich war noch keine Stunde unwohl seit ich hier bin. Habe einen Appetit wie ein Drescher, esse

wie ein Oestreicher, trinke wie ein Schweizer, und schlafe wie ein Russe. Ich habe in den Zeitungen mehrere Äusserungen Humboldts und seine Briefe gelesen. Sie bestätigen mich leider in meinem Urtheil. Der hässliche Zug der Falschheit klebt ihnen widerlich an. Es ist traurig für unsere modernen Grössen, dass sie den antiken in dieser Beziehung so entsetzlich nachstehen. Humboldt lässt sich mit den Aristoteles, den Platos, den erhabensten Geistern der Vorzeit—diese entsetzlich negative Kleinheit ausgenommen, vergleichen. Während er dem Könige ins Gesicht schmeichelt, sich an ihn drängt, bei keinem der offiziellen Anlässe fehlt, so zu sagen auf den Knien liegt, ist er so wie er den Rücken wendet, voll Hohnes und Tücke, alles verkleinerud, es in den Schatten stellend—und nicht blos beim Könige, bei allen. Er ist Höfling durch und durch, das ist traurig, sehr traurig!"

45.

Juni 1860. "Die Briefe des Ungarn[1]) lege ich bei zu verschiedenen Büchern, Geschenke des Verfassers, und bitte Sie um Ihr Urtheil. Ein merkwürdiger Kamerad in der That! Fein und roh, demüthig und arrogant, wahr und falsch, kurz eine Musterkarte von Incongruitäten, wie sie nur in einem Lande sich vorfinden können, das Anomalie ist wie Ungarn. Dagegen wieder der Genfer—so jüdelnd fein! der Name des Livländers ist Freiherr von Witzthum, ein nobler Mann, doch glaubte ich zu bemerken, dass die russische Knute, wenn sie auch nicht mehr in der Nähe droht, in der Ferne gefürchtet zu werden doch fortfährt. Ich lese jetzt Macaulay. Ein Mann wie ich ihn liebe, klar und vernünftig und tief dabei—ein Styl wie ein heller Strom und ruhig wie ein Sommernachtstraum."

---

[1]) Wahrscheinlich wird Kertbeny hier gemeint. Sein erster Besuch bei dem Einsiedler „unter den Tannen" fiel in das Jahr 1860 worauf ein Briefwechsel folgte.

46.

1. Sept. 1860. "Ich bin auf einmal mit all den Revolutionärs befreundet geworden. Wie das kommt, weiss ich nicht—aber Klapta lässt mich grüssen, Oberst Turr, Vogt, etc. Vogt mag ich nicht—Es mag ein guter Naturforscher sein, ist jedoch bestimmt ein schlechter Bürger und Mensch. Bei solchen Philosophen denke ich immer an Louis Philipp der zu Thiers einst sagte, als dieser von der Nothwendigkeit sprach, den deutschen Gelehrten Subventionen zu machen: 'Chassez moi ces Philosophs Allemands!' Er hatte zum Theil recht, denn diese würden jede bürgerliche Gesellschaft, jeden Staat unmöglich machen durch ihre zersetzende, zerfressende Philosophie, die zuletzt doch nur wieder der bornirteste Egoismus und Aberwitz ist, der aus dem Baue der vier Gehirnkammern auf das Universum und dessen Schöpfer oder besser zu sagen nicht Schöpfer schliesst."

47.

6. Dec. 1860. "Von Julie Burow las ich ein 3 Bändchen Lebensbild, das vortrefflich ist; nicht so gut: Eine Grossmutter 2 Bände, und schlecht Johanna Keppler, aber alle sehr religiös sittlich. Burows Novellen sind manirirt und hölzern."

48.

6. Jan. 1861. "Das neue Jahr fängt mit ominösen Kundgebungen an, die für mich sehr beunruhigend werden. Unsere Wirren in den Vereinigten Staaten sind der Art, dass sie das Schlimmste befürchten lassen—das Allerschlimmste—die Trennung der Union nicht in 2, sondern vielleicht in 4–5 Theile, bei welcher Gelegenheit Hunderttausende um Hab und Gut kommen müssten—Ich unter diesen, dürfte wieder zur Feder Zuflucht nehmen müssen—wofür der Him-

mel mich bewahre. Es ist eine Freude zu schreiben—wenn es eine Freude ist; aber wahre Schollenwerker Arbeit, wenn man nicht mehr Freude hat—und ich habe keine mehr daran.

Ich habe Ihnen bereits zum neuen Jahre meine guten Wünsche dargebracht, und wiederhole sie, dessen sind Sie versichert. Wer wie ich der Bekannten so viele, der Freunde so wenige hat, weiss sie, die Freunde, wahrlich zu schätzen. Von Jer. Gotthelf einiges recht gut—aber die Käserei zu viel pfarrerisch, obwohl wieder mit sehr hübschen Characteren wie Anneli, Sepp, Bethly, etc."

49.

28. Jan. 1861. "Unsere Zustände drüben sind traurig zum verzweifeln. Es gehört Philosophie dazu in der That, den ganzen Abgrund vor sich zu sehen, in den Millionen sich und andere zu stürzen im Begriff stehen und dabei ruhig zusehen zu müssen. Mein Land muss durch alle die Krisen durchgehen, die grösseren Republiken in ihren Krankheiten zur Bedingung gestellt sind. Darüber aber gehen die zeitlichen Güter ganzer Generationen zu Grunde. Wenn ich vor 4 Jahren verkauft hätte, würde ich hunderttausende realisirt haben. Wenn ich noch länger zuwarte, mag ich alles verlieren—aber wer verliert gerne?—Wird es recht schlimm, so greifen wir wieder zur Feder."

50.

8. April 1861. "Unter den Büchern, die ich zuletzt gelesen, haben mich besonders Wilhelm Humboldts Briefe auf eine Weise angesprochen, wie selten ein Buch. Es ist zu köstlich, so köstlich dass ich mich wirklich daran gelabt und erquickt habe. Ich halte W. v. H. als Menschen für höher als selbst seinen Bruder Al. v. H., jedenfalls für edler,

wenn er auch nicht als Gelehrter ihn erreicht. Die Correspondenz zwischen Humboldt und Varnhagen von Ense stellt nämlich erstern wie letztern nichts weniger als vortheilhaft dar. Beide als eitle nach Ruhm und Auszeichnung haschende, ziemlich herzlose und selbst gemeine Naturen. Es hat sich—seit ich diese Briefe gelesen—dieser riesige Geist A. v. H. mir immer repräsentirt, als wenn er sich selbst mit Geifer und Speichel bespuckt und beschmutzt hätte."

51.

31. August 1861. "Über den Krieg in Amerika.

Eine Verschleuderung, eine Betrügerei—Corruption, die über alle Begriffe geht. Unser Volk wird durch eine harte Schule noch zu gehen haben—denn durch ein 80 jähriges Glück, einen 50 jährigen Frieden verdorben, verweichlicht, ist es in einem Grade faul geworden wie es nur zur Zeit der römischen Republik unter den Sullas und Catilinas gesehen worden."

52.

21. September 1861. "Der erste Herbsttag—unser Bild nur dass wir uns nicht dem beginnenden, sondern dem endigenden Herbste vergleichen dürfen. Wohl das ist naturgesetzliche Bedingung unsers Daseins. Und so wollen wir uns fügen, ohne zu erschrecken vor dem *finale*. Der amerikanische Krieg ist mit dem höchsten Interesse zu betrachten. Er ist als Abschnitt in der Weltgeschichte wichtiger als alle die Kriege seit Napoleon. Fünfzigjähriger Friede—achtzigjähriges Glück hat das amerikanische Volk so sehr corrumpirt, verweichlicht, verdorben, dass eine Crisis unumgänglich kommen, oder das Ganze verfaulen und zu Grunde gehen, d. h. in Anarchie und Auflösung zerfallen musste. Noch ist aber dieses nicht der Fall—wird hoffentlich nicht der Fall

sein: Die Gesetze und Behörden bestehen in voller Kraft und bei dem Umstande, dass seit 40 Jahren mehr denn 16 Millionen Europäer in die V. St. eingewandert sind, mehr denn die Völker zusammengenommen, die Rom über den Haufen warfen, bei diesem Umstande sage ich, der das mächtigste Reich der Neuzeit, Frankreich, Russland, England über den Haufen geworfen hätte, ist es allerdings zu wundern, dass dieser Bürgerkrieg, der Zwei Principe im Kampfe zeigt, so viele Energie, und Thatkraft bezeugt—und dass der Amerikaner—aus dem Geld und Dollar jagenden Yankee in so kurzer Zeit zum Soldaten und Krieger geworden ist. Wenn der Krieg ein Jahr dauert, wird der amerikanische Volontair sich mit den besten europäischen Soldaten messen können."

53.

15. October 1861. "Unsere Regierung in Washington scheint aus ganz unfähigen Köpfen zusammengesetzt zu sein, Advokaten die über ihre Prozesse nicht hinaus sehen und gerade vorgehen wie Präsident und Directoren einer Eisenbahngesellschaft—dabei noch heillose Betrügereien. Ich fange an am Heile meines geliebten Amerika zu verzweifeln. Freilich ist zugleich was drüben vorgeht—Reinigungsprocess, aber in diesem Reinigungsprocess leiden Millionen der Besten —gerade die Guten leiden—die Schlechten sind nun oben an. Dann ist es nebst Reinigungsprocess zugleich Uebergang zu anderer Staatsform. Bisher war Democratie die für die V. St. nothwendige Bedingung. Volksherrschaft in ihrer vollsten Ausdehnung. Diese war Bedingung um das Land zu bevölkern. Es ist bevölkert worden, d. h. alle Elemente gute und schlechte—der ganzen Welt haben sich auf die V. St. geworfen, haben da Heimath und Heerd gefunden, die sie ohne Volksherrschaft—wenn ein Monarch geherrscht hätte, nie gefunden hätten. Nun ist freilich die transatlantische Welt bevölkert, aber die Elemente dieser Bevölkerung

heterogen, verdorben—lasterhaft, verbrecherisch zum Theil—diese Elemente haben zugleich die Crisis heraufbeschworen, eine Crisis aus der das Land gesunder hervorgehen, aber unter der es auch in Theile zerbrochen (wie die Südamerikanischen Staaten) werden kann. Was die Vorsehung für uns aufbewahrt, das weiss sie allein. Wenn Sie den Gang den die Entwickelung der V. St. genommen, studiren, dann wird Ihnen zugleich die Grösse dieser Vorsehung klar. Es ist ein würdiges Studium für den Weisen. Mit der Democratie hat es im Süden bereits ein Ende, im Norden wird sie gleichfalls einer anderen Regierungsform weichen müssen. —Sie hat übrigens ihre Bestimmung vollkommen erfüllt."

54.

[An Frl. Marie Meyer.]

Unter den Tannen bei Solothurn

d. 8*ten März*, 1862.

Als ich Ihren lieben Brief in die Hand nahm, ward mirs als ob ich eine böse Nachricht bekommen sollte – Ich weiss, dass das liebe "Hauptbuch" nicht gerne correspondirt, ausser wo Ziffern und Zahlen geschrieben werden. Drei Wochen im Bette will etwas sagen! Ich war blos 3 Tage zu Hause zu bleiben genöthigt, und meine Laune wurde wahrlich nicht die rosenfarbigste. Wohl! wenn es nur wieder besser geht! der Frühling wird das seinige beitragen, Sie ins Geleis zu bringen, und mich desgleichen; denn noch bin ich nicht ganz wie ich seyn sollte. Keine eigentliche Krankheit, aber auch keine eigentliche Gesundheit, ein halbes Wesen das unausstehlich wird weil es alle Lust benimmt. Ich lese nicht gerne, ausser Zeitungen, ich schreibe nur die nöthigsten Briefe, und diese ziemlich geschmacklos, wie alles was ich thue mir geschmackloss erscheint. Seit 8 Wochen habe ich kein Buch gelesen oder zur Hand genommen. Wir

wollen uns aber gegenseitig trösten und auf besseres hoffen; der erste Brief den mir der Postbote von der "Kleinigkeit" bringt, soll mir zweymal willkommen seyn.

Sie haben also sich fest vorgenommen zu verkaufen. Unter den Umständen ist es vielleicht das gerathenste, immer hin aber müssten Sie doch zuwarten, bis Sie annehmbare Preise für Haus, Waarenlager, etc., bekommen. Auch ich habe im Sinne zu verkaufen, und wenn ich nicht irgend eine Liegenschaft näher der Stadt finde, ganz von hier weg zu ziehen, und mich in einer reformirten Stadt niederzulassen. Im Winter ist das Klima hier auch gar zu rauh, und bei zunehmendem Alter für Constitutionen die selbst stärker als die meinige sind angreifend. Ich habe mir vorgenommen im Mai oder Juni mein Besitzthum in 3 oder 4 Zeitungen zu annonciren, und wenn mir ein annehmbares Angebot gemacht wird, loszuschlagen. Freilich solche Spaziergänge finde ich in der Schweiz nicht mehr—auch schwerlich ein Haus so comfortable so bequem und für einen alten Junggesellen wie geschaffen. Wenn es nur einige 20 Stunden Schafhausen näher wäre, dann wollte ich noch zusehen—hier Zürich in der Nähe - und ich wäre zufrieden, aber dieses Kapuziener Volk ist mir eine gar zu trostlose Affaire.—

Und nun grüsse ich Sie alle auf das freundlichste und herzlichste und wünsche Ihnen allen besonders aber der lieben "Kleinigkeit" Genesung und freudige Lust am Leben. Aufrichtig und ganz der Ihrige.

CH. SEALSFIELD.

Noch habe ich ganz vergessen—und dies kann Ihnen besser als alles Andere die Abspannung errathen lassen, in der ich mich befangen fühle—für Ihre Nachricht zu danken. Es ist mir wirklich recht sehr lieb näheres zu wissen und dass Sie wieder auf dem Wege der Besserung sind, ist wahrer Trost für mich.

55.

An Frl. Marie Meyer

Unter den Tannen bei Solothurn

den 19. *März*, 1862.

Es freut mich sehr aus Ihrem lieben Briefchen zu ersehen, dass die liebe Schwester wieder auf dem Wege der Besserung ist. Hoffentlich wird die nun bald eintretende mildere Witterung das ihrige beitragen und sie wieder in einige Ordnung bringen. Ich habe von mehreren Seiten her von der regen Thätigkeit die in Schafhausen das Unterste zu oberst kehren soll, vernommen, stehe auch seit einiger Zeit in Bankakzien Angelegenheiten in direktem Briefwechsel. Leider sehe ich aus diesem dass nebst mehreren anderen Fragen auch die über das *Locale* der Bank so gut wie entschieden scheint. Immerhin will ich in Betreff Ihres Ansinnens schreiben aber ich sage Ihnen im Voraus dass ich nicht die mindeste Hoffnung habe, dass man auf Ihren Wunsch eingehen wird. Die Ursachen sind mehrere. Zwar ist Ihr Haus in den unteren Räumlichkeiten feuerfest genug, aber die oberen—die die Hauptsache sind, würden einen ganzen Umbau des Hauses vonnöthen machen, der wahrscheinlich ebensoviel wenn nicht mehr kosten dürfte, als ein Neubau. Dann aber haben in dieser Frage mitzusprechen Leute wie Gustav St. . . . die beyden O. . . . d vor allen B. . . . k—Leute die ihr Interesse so wohl verstehen, dass sie jeden nur möglichen Vortheil aus ihrer Stellung zu ziehen trachten werden. Peyer selbst schreibt mir, dass er die Präsidentur der Bank nicht übernehmen würde, weil seine anderen Geschäfte es nicht erlauben—er verbleibt blos im engeren Ausschuss—Seine Stimme ist in dieser Beziehung—so gewichtig sie sonst ist, nicht ganz entscheidend. Wie gesagt ich will aber thun was möglich ist, obwohl ich voraussehe dass es nicht möglich seyn wird Ihren Wunsch zu erfüllen. Aber selbst wenn dieser Ihr Wunsch nicht erfüllt

wird, so ist nichts verlohren. Wie die Sachen jetzt in Schafhausen stehen, sollten Sie 30,000 fr ohne Weiteres bekommen, werden es auch bekommen, wenn die Sache nicht übereilt wird, und sogleich angefangen wird das Haus feil zu bieten. Am besten wäre es wohl, wenn Sie im Tageblatt oder in einer andern Zeitung etwas von Hausverkauf des Schwarzen Adler fallen liessen. Können Sie nicht mit dem kleinen Chef der . . . Buchhandlung sprechen, einen Wink im Tageblatt zu geben? Das wäre der Weg, der kürzeste, der beste. Sie sollten zu ihm gehen oder die liebe Elisabeth ihn ersuchen in den Adler zu kommen, und ihn da bearbeiten. Sie würden bei dieser Gelegenheit auch wahrscheinlich näheres erfahren, ob das *Locale* bereits fest ermittelt und definitiv gewählt ist etc. Sie müssen auch eines bedenken. Herr Peyer hat zwar eine sehr gewichtige Stimme, jedenfalls die gewichtigste, aber er hat dann auch die gewichtigsten Rücksichten zu nehmen, muss sie nehmen um seinen Einfluss zu wahren, seine Freunde nicht vor den Kopf zu stossen. Wäre ich in Schafhausen könnte ich vielleicht etwas thun, vorausgesetzt die Sache ist noch nicht ganz entschieden, was mir aber nicht scheint, im Gegentheil glaube ich sie ist es bereits, den Nachrichten nach zu schliessen, die mir von da wurden.

Nun habe ich so vieles geschrieben, dass mir die Augen anfangen wehe zu thun—ich muss daher schliessen, grüssen Sie alle herzlich und vielmal und bin wie immer aufrichtig der Ihrige

Sealsfield.

Wenn ich etwas in Beziehung auf dieses Geschäft vernehme, so sollen Sie sogleich davon in Kenntniss gesetzt werden—Wenn nicht, so nehmen Sie mein Schweigen für meine Antwort.

Wüssten Sie von keiner Köchin die zugleich den Garten versehen könnte—im Fall Sie eine solche Person mir ver-

schaffen könnten, ehrlich und treu und sauber, kann ich das Reisegeld und 120 fr jährlich versprechen und viele Trinkgelder dass sie auf 146 fr vollkommen und wenigstens kommt. Aber Sie müssten mir so bald wie möglich Nachricht geben. Im Falle Sie nichts wissen bitte ich nicht zu schreiben: Sie könnte binnen 14 Tagen eintreffen.

56.

An Frl. Marie Meyer

Unter den Tannen den 29*ten März*, 1862.

Ihrem Auftrage nach Möglichkeit nachzukommen habe ich in Ihrer Hausangelegenheit zuerst bei einem Freunde angefragt, von diesem wenig oder gar keine Hoffnung erhalten, darauf noch einem zweyten geschrieben, der mir beinahe dasselbe erwidert, was ich Ihnen bereits geschrieben. Immerhin bliebe noch das Mittel durch den Hrn St . . . . r die Aufmerksamkeit auf den Schwarzen Adler zu lenken, und selbst wenn es nichts hülfe, so könnte es doch nicht schaden, im Gegentheil müsste es etwas nützen, indem es jedenfalls die Aufmerksamkeit auf Ihr Haus lenken würde. Wäre meine Gesundheit ganz hergestellt, würde ich nach Schafhausen gekommen seyn, da ich mich bei Akzien der Bank betheiligen wollte; so war es mir nicht möglich, und wie es bei solchen Dingen geht, wenn man nicht selbst sein Interesse wahrt, so bekam ich kaum den vierten Theil der Akzien, die ich fest bestellt hatte. Dreissig hatte ich fest zu nehmen bestellt, und sieben wurden mir zugeschrieben. Ich hoffe es wird mir möglich seyn im Laufe des Frühjahrs zu Ihnen zu kommen, und dann wollen wir über die Art u. Weise sprechen wie Sie Ihr Geschäft u. Haus am vortheilhaftesten versilbern. Um die Zeit der Eröffnung der Constanz Baseler Eisenbahn—der Bank—sollte ich glauben dass der Aufschwung Schafhausens zwar nicht der grösste, aber

für Hausbesitzer der lohnendste seyn wird. Ist die Eisenbahn 1—2 Jahre im Gange und die Bank ditto, dann werden so viele neue Häuser in kurzer Zeit gebaut, dass die alten im Werthe verlieren. Binnen jetzt und einem Jahre müssen Sie verkaufen nach meiner unmassgeblichen Meinung.

Wie geht es der lieben Schwester? und Frau Mutter? leben Sie alle drey herzlich wohl, heiter und vergnügt.

Ihr aufrichtiger

SEALSFIELD.

57.

An Frl. ELISE MEYER

8. Mai 1862. "Ich bin vielleicht undankbar gegen die Vorsehung, die mir in meinem Alter verhältnissmässig ruhige Tage giebt, aber ich bin nicht heiter, ein drückendes Gefühl, eine Abspannung hat sich meiner bemeistert, auch fühle ich, dass meine Kräfte zu schwinden anfangen—das ist Naturgesetz werden Sie sagen; allein eben dieses Naturgesetz sich recht lebhaft einprägen, und mit philosophischem Gleichmuthe den Lebensfaden dünner und dünner werden sehen, und dabei mit heiterm Frohmuthe seinem endlichen Schicksale entgegen zu treten, das ist nur sehr grossen Seelen gegeben. Zuweilen wandeln mich nun auch wirklich heitere Gedankenflüge an, aber dann kommen wieder Schatten. Wohl, wir wollen sehen wie sich weiter die Dinge gestalten und jedenfalls nicht den Muth verlieren.

Die Verhältnisse drüben in den V. St. haben sich in gewisser Beziehung gebessert. Das Volk, die Nation hat sich binnen diesem Jahr als ein grosses erwiesen, und das tröstet einen Bürger und beruhigt ihn bei allen Calamitäten, aber die Verluste die derjenige, der besitzt, erleidet, sind enorm. Es ist ein wahres Blutbad in dem unser Volk

schwimmt, unser Blut, aber es war nothwendig zur Reinigung und Wiedergeburt.

Ich lese am liebsten W. v. Humboldt, obwohl er mich gar nicht kannte, dagegen sein Bruder Alex. anerkennend von mir schrieb. W. ist ein Philosoph im schönsten Sinne des Worts. Von Varnhagens Nachlasse habe ich einiges gelesen.—Jetzt beginne ich zu ahnen, dass Deutschland trotz Apathie und Phlegma einer Umgestaltung entgegen geht, und dass schliesslich Preussen berufen ist, an die Spitze derselben zu kommen."

58.

3. Juli 1862. "Ich bin wirklich wie Sie sagen zum Einsiedler geworden. Ich bin am liebsten allein. Im höhern Alter, und ich habe dieses nun seit mehreren Jahren angetreten, im Greisenalter ist es geziemend sich von der Welt zurückzuziehen, in die sich der Jüngling und Mann stürzen muss, wenn er zum Mann reifen soll. Die Einsamkeit ist da an ihrem Platze, die Ruhe wird Bedürfniss; es drängen sich Fragen auf, die keine Bücher beantworten, die man sich aber selbst beantworten soll und muss. Sie sehen ich bin ganz ernsthaft geworden, bin es auch in der That. Der letzte Winter hat mich älter gemacht, als die zehn frühern. Nicht dass ich körperlich sehr gealtert hätte—Nein, man macht mir noch immer das Compliment, dass ich sehr gut aussehe, gibt mir der Jahre weniger als ich deren habe, aber ich fühle, dass meine Laufbahn keine lange mehr sein wird, und bin es ganz zufrieden. Ich würde es für kein Glück erachten noch zehn Jahre zu leben. 'Wen die Götter lieben, den nehmen sie jung zu sich'—ist einer der schönsten Aussprüche des klassischen Alterthums. Das Jungsein ist freilich bei mir vorüber, noch fühle ich aber nicht die eigentlichen Altersschwächen, der Geist ist noch jung."

59.

8. März 1863. "Wie mein Befinden den Winter hindurch war? fragen Sie. Ich übergehe diese Frage mit Stillschweigen, denn ich hasse Klagen und Mitleid. Der Mann muss zu ertragen wissen."

60.

30. März 1863. "Ich werde sehr geplagt meine Photographie für die Illustrirte Zeitung abnehmen zu lassen, habe aber das Ansuchen der Redaktion abgelehnt. Wenn es doch sein muss, dass ich mich photographieren lasse, so sollen Sie auch ein Exemplar Ihres alten Freundes haben, der seit er Sie nicht gesehen hat,[1]) um mehr denn 10 Jahre gealtert hat. Die Parzen ziehen an meinem Lebensfaden und zwar so stark, dass er wenn sie in ihrer verhängnissvollen Arbeit nicht nachlassen, wohl früher oder später reissen wird müssen —Pshaw! Wir wollen übrigens noch das Beste hoffen, aber das Schlimmste auch nicht fürchten."

[1]) (Nicht volle 2 Jahre. Elise Meyer.)

61 a.

3. Jan. 1864. "Vielen Dank für Ihre Theilnahme, und meine besten Wünsche zum neuen Jahr nochmals. Gerne würde ich Ihnen recht viel schreiben, aber wenn die Augen den Dienst versagen, und die Füsse und alles, so dass ich kaum über das Zimmer schwanken kann, so erwarten Sie wohl keine langen Briefe. Grüssen Sie mir aber herzlich . . . und . . . und seien Sie versichert, dass ich so lange ich lebe, bleiben werde, u. s. w."

(Sein letzter eigenhändiger Brief. E. M.)

61 b.

Folgendes über Sealsfield fand sich noch in dem Nachlass Elise Meyers.

1. Einer seiner Freunde, dem er den Auftrag gab einen Brief von mir an ihn zu beantworten, schreibt unter anderm: "Seine geistige Kraft bleibt ungeschwächt. Wer diesen Mann in seinen gesunden Tagen nicht zu bewundern gelernt hätte, könnte ihm gewiss jetzt in seinen Leidenstagen seine Bewunderung nicht versagen. Mit heroischem Muthe trägt er sein Schicksal und klagt nicht."

2. Auszüge aus zwei Briefen über die letzten Tage und sein Ende. "Ich besuchte ihn sehr oft bis an sein Lebensende, wo er mir mittheilte dass er sein Ende einsehe. Er liess den reformirten Pfarrer zu sich rufen, und machte seine Andacht. Derselbe besuchte ihn recht oft, und war bei dem Absterben anwesend. Im verflossenen Winter hat er bei einem Steinhauermeister einen Grabstein bestellt, und die englische Inschrift aus der Bibel angedeutet und zwar den 51. oder 143. Psalm. Er hat sehr viel und oft gebetet und gesagt: 'Jedes Wort im Vaterunser sei eine Perle.' Er äusserte am Ende den Wunsch nach Schaffhausen seinen Wohnsitz zu versetzen, wenn diess seine Gesundheit noch gestattet hätte."

62.

Kopie
des eigenhändig geschriebenen Testaments von Charles Sealsfield.

Ich Unterzeichneter, Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika, zugleich sess- und wohnhaft im Stadtbezirke von Solothurn, im Hause „Unter den Tannen", habe im Vorgefühl meines herannahenden Endes, und im Bewusstsein, dass es jedem mit Vernunft begabten Wesen gezieme, sein Haus zu bestellen, so lange es noch bei vollem Gebrauche seiner Vernunft ist, folgende testamentarische Verfügungen getroffen.

I.

Als meine Haupterben bezeichne ich die ehelichen Nachkommen des Anton Postel und seiner Ehefrau Juliane, geborne Rabel, wohn- und sesshaft zu Poppitz im Markgrafthum Mähren, Znaymer Kreises, Herrschaft Pöltenberg, im Kaiserthum Oesterreich, der in den Jahren 1810 und früher, bis 1820 sowie später im benannten Orte eine bedeutende Land-Oeconomie besass, Ortsrichter und Vorsteher der Gemeinde war, und Vater von sieben Kindern, darunter fünf Söhne und zwei Töchter.

Die Söhne und Töchter dieser beiden Eheleute erben nun jeder und jede einen Hapttheil der Erbschaft. Sollte jedoch einer dieser fünf Söhne oder zwei Töch-

ter mit Tode abgegangen oder sonst abhanden gekommen sein, so fällt sein Hauptantheil seinen Kindern zu, und sollten auch keine Kinder vorhanden sein, den übrigen Söhnen und Töchtern der Familie und ihren Kindern, mit Ausnahme jedoch zweier Jünglinge, die zwar in dieser Erbschaft ausgeschlossen sind, zu deren Gunsten aber Verfügungen getroffen sind, die sofort bekannt gemacht werden sollen. Besagte zwei Jünglinge haben folgende Eigenschaften zu besitzen. Sie müssen eheliche Nachkommen des Anton und der Juliane Postel sein, dürfen nicht über 20 und nicht unter 15 Jahre alt sein, müssen gesund, rüstig und unverdorben sein. Dieselben erhalten, so wie ihre Lust und Tauglichkeit constatirt ist, nach den Vereinigten Staaten von Amerika auszuwandern, und sich dort eine neue Existenz zu gründen, behufs dieser Auswanderung und ersten Aufenthaltskosten die nöthigen Summen aus dem testamentarischen Nachlasse, durch den Testaments-Vollstrecker Nationalrath Friederich Peyer im Hof in Schaffhausen — welcher ihnen überdies die nöthigen Auswanderungsanweisungen ertheilen wird.

Da diese beiden Jünglinge nicht auf's Gerathewohl als Abenteurer in die V. St. Amerika's hinausgeworfen, sondern mit allen Hülfsmitteln versehen werden sollen, und des ausgezeichneten Rathes von Herrn Peyer im Hof geniessen werden, ist zu erwarten, dass sie ihrer Sendung so wie dem Namen ihres Wohlthäters auch zur Ehre gereichen, — und sich so aufführen werden, dass sie keine Schande machen.

Sollten sich in der Familie des Anton Postel mehr als zwei männliche Glieder finden, welche die Lust und die nöthigen Eigenschaften besitzen, auszuwandern, so entscheidet das Loos. Sollte dagegen blos einer geeignet oder gewillt sein, sich in dem andern Welttheil eine solide bürgerliche Existenz zu gründen, so fällt mein ganzes drüben befindliches Vermögen ihm einzig und allein zu. Dasselbe besteht 1.) aus zehn Obligationen erster Hypothek der Burlington- und

Missoury-River Eisenbahn, jede Obligation à tausend Dollars, zusammen zehntausend Dollars, 2.) achthundert Dollars in drei kleinen Obligationen derselben Eisenbahn, 3.) ferner in sieben Obligationen der Milwaukie und Prairie du Chien Eisenbahn, jede à 1000 Dollars, zusammen siebentausend Dollars, 4.) in einer Obligation der New Albany und Salem Eisenbahn von tausend Dollars mit mehreren Actien derselben Bahn, und schliesslich achtzig Actien der Chicago und Milwaukie Eisenbahn, deren Werth wegen der gegenwärtigen Entwerthung beinahe aller Staats- und Eisenbahn-Werthpapiere nicht angegeben werden mag, die aber nach Beendigung des Krieges wieder zu annehmbaren Preisen verkauflich werden dürften. Den Zeitpunkt dieses Verkaufes hat einzig Herr Peyer im Hof zu bestimmen, so wie er die Zeit festzusetzen haben wird, wo die Auswanderung nach den V. St. von Amerika stattzufinden hat, doch dürfte es wünschenswerth sein, dass die Familie zu Poppitz von der Auswanderung Eines oder Zweier ihrer Glieder prevenirt wird, um erstens die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, dann aber sich jene Kenntnisse besonders der Englischen Sprache anzueigenen, die eine absolute Nothwendigkeit für jeden, drüben seine Existenz Gründenden, ist und bleiben wird.

II.

Vorbehalten bleiben die im Testamente ausgesprochenen Legate, die sofort des näheren bezeichnet werden sollen,

a) Jedes der Waisenhäuser der Städte Solothurn, Schaffhausen und Zürich erben zweitausend Franken unter folgenden Bedingungen:

b) Die Interessen dieser zweitausend Franken sollen von jeder der drei betreffenden Waisenbehörden inner fünf Jahren hinter einander acumulirt, das heisst, aus den Interessen eine neue Capitalsanlage creirt, fünf Jahre hindurch gesammelt, und erst nach fünf Jahren in ihrem Gesammtbetrage denjenigen Waisenknaben zugetheilt werden, die sich

durch Fleiss, Sittlichkeit und gute Aufführung unter den Uebrigen hervorgethan. Es werden die Waisen und Stadtbehörden der drei Städte zugleich bei ihrer Ehre und ihrem Gewissen aufgefordert, dafür zu sorgen, dass die Prämien auch gewissenhaft vertheilt werden. Nach den ersten fünf Jahren sind die Interessen der drei Legate behufs neuer Prämie wieder fünf Jahre zu sammeln, und nach fünf Jahren dem besten der Zöglingen jeder der drei Anstalten zuzutheilen.

c) Die reformirte Kirche von Solothurn, zu deren Bau Frcs. dreihundert subscribirt worden, erhält eine neue Zulage von Frcs. dreihundert, dass die ganze subscribirte Summe Frcs. sechshundert beträgt.

d) Dem reformirten Herrn Pfarrer Hemann dahier für geleistete geistliche und freundliche Humanitäts-Dienste einhundert und fünfzig Franken.

e) Herrn Müller-Gassmann Altwaisenvater allhier für geleistete viele freundliche Dienste und Gefälligkeiten einhundert fünf und sechzig Franken.

f) Meiner Haushälterin Maria Anna Wyss einhundert und fünfzig Franken.

Die drei letzten Legate werden sofort drei Wochen nach meinem Tode den Betreffenden ausbezahlt, nicht aber die ersteren. Diese finden erst nach dem Verkaufe der Liegenschaften in der Gemeinde Solothurn Statt.

III.

Als Testamentvollstrecker wird Nationalrath Peyer im Hof sowohl das amerikanische Vermögen, als die schweizerischen Werthpapiere und die englische Eisenbahn-Obligation von Matanzas in seine Obsorge und Verwaltung nehmen. Es soll ihm ganz frei stehen, ob diese Werthpapiere den zwei Auswanderern zugetheilt oder der Familie in Poppitz und wo sie sich sonst gegenwärtig aufhält, verbleiben. Doch wünsche ich auch hier, dass besagte Werthpapiere erst nach

mehreren Jahren versilbert werden. Es sind aber diese Werthpapiere a) sieben Aktien der Schaffhauser Bank, b) eine Aktie der Winterthurer Bank alle à Frcs. 500 per Aktie. c) eine halbe Obligation der Matanzas Eisenbahn in Cuba, negotirt in London von L. St. 100 (2500) d) Eine Aktie der Basler Feuerversicherungs-Anstalt von 5000 Frcs. von welcher aber erst zwanzig p. c. einbezahlt sind, und e) fünf Aktien der Basler Hypotheken Bank, an welcher bis jetzt 40% das ist Frcs. zweitausend einbezahlt sind. Sämmtliche Papiere sind gleichfalls Herrn Nationalrath Peyer im Hof in Verwahrung und Obsorge zu geben. Herr Peyer im Hof wird den Verkauf sowie die Verwaltung sämmtlicher Werthpapiere sowohl amerikanischer als schweizerischer wie gesagt besorgen, bei ersteren nämlich den Verkauf erst dann erzielen, wenn die Course der amerikanischen Werthpapiere eine ihrem Werth entsprechende Höhe angenommen haben, was bei dem gegenwärtigen Kriege drei, sechs und auch neun Jahre währen kann.

Unterdessen kann aber die Auswanderung der zwei obbezeichneten Jünglinge ganz gut vor sich gehen, da hinlängliche Beträge von diesen Werthpapieren eingehen werden um ihre Ausrüstung, Verschiffung, sowie die Kosten ihres ersten Aufenthaltsjahres zu bestreiten, und sie erst nach Verlauf mehrerer Jahre, sage sechs, in den Besitz der Erbschaft gesetzt werden sollen, nachdem sie sich auch durch ihr Betragen dieser Erbschaft würdig gezeigt haben und sich zu einem respectablen Geschäft, sei es Kaufmannstand, Landwirthschaft, Medizin oder Jurisprudenz in den V. Staaten qualifizirt haben.

Unter der Oberaufsicht des Herrn Peyer im Hof stehen ferner meine Solothurner Liegenschaften, hier durch Herrn Fürsprech Stuber so lange verwaltet, als Herr Peyer dieses geeignet findet und sie den Minimalpreis von sechszehn tausend Frcs. nicht erreicht haben. Der gleiche Fürsprech Herr Stuber wird ersucht, die allenfalls nöthige Vermiethung

sowie die nöthigen aus diesen zu bestreitenden Reparaturen zu besorgen, und den Verkauf der Mobilien zu veranstalten.

So gegeben und von mir eigenhändig geschrieben und unterzeichnet:

Unter den Tannen bei Solothurn den 7. März 1864.

CHARLES SEALSFIELD,
Bürger der V. Staaten Amerika's.

Gedichte von Elise Meyer.

Die Schwester der Dichterin liess mir gütigerweise über fünfzig Lieder Elise Meyers zukommen, welche gelegentlich an anderem Orte ihrer Veröffentlichung und einer Besprechung entgegensehen. Da das Bild von Sealsfields bester Freundin aber nur unvollkommen bliebe, ohne wenigstens eine schwache Kenntnis ihres lyrischen Talentes, so sind hier einige Proben ihrer Gedichte beigefügt, getrennt von der Biographie unseres Dichters, der wahrscheinlich keine Ahnung ihrer Begabung hatte. Zeugen ihre Lieder auch nicht von grosser Originalität, so erscheint in ihnen die Tiefe und Weichheit ihres Gemütes in reinstem Licht, die Wärme ihres religiösen Glaubens, ihre Liebe für die Natur und für ihre tägliche Umgebung.

Der folgende Auszug aus einem Brief Marie Meyers wird manches darauf bezügliche erklären.

„Die Gedichte meiner Schwester stehen in gar keiner Beziehung zu Sealsfield; wir kannten ihn nicht persönlich, bis er eine Wohnung 1851 bei uns bezog. Als Kind schon trat bei meiner Schwester die geistige Begabung ans Licht. Meine seligen Eltern thaten zu ihrer Ausbildung, was sie vermochten, und wie sich in den 30er und 40er Jahren dies thun liess. In seinem 50. Lebensjahr starb unser seliger Vater und mit dem kamen schwere Verhältnisse über uns, die bis in die Mitte der 50er Jahre in ihren Folgen noch

fühlbar waren. Von denjenigen Gedichten, die unserem verstorbenen Vater gewidmet waren, einige abzuschreiben um Ihnen zuzuschicken will ich unterlassen, es liegt zu viel Schmerz darin, der doch nicht Verständniss finden kann. Sealsfields Aufenthalt in unserem Hause bot nun meiner lieben Schwester den geistigen Ideenaustausch, dessen sie bedurfte, der auch dann schriftlich fortgesetzt wurde bis zu Sealsfields Tod. Aber von Elisens Dichtkunst, sowie von unserem Leide erfuhr er wenig... Die Entstehung der Gedichte fällt in die Jahre 1846—60; von vielen nachher entstandenen hat sie selbst wieder einen grossen Teil vernichtet."

Die hier mitgeteilten Gedichte sind ausgewählt mit dem Zwecke, einen Überblick der verschiedenen Epochen der dichterischen Entwickelung Elise Meyers zu geben. Erstens die Frühlingslieder, welche grösstenteils um das Jahr 1846 geschrieben wurden; dann folgt eine Zeit der Enttäuschung und Verzweiflung, die Elise in dem Buch, welches ihre bis zu 1854 geschriebenen Gedichte enthält, „Kampf" benannte, und zuletzt die Zeit religiöser Selbstbetrachtung und der Sieg der Hoffnung. Die Jahreszahl der Entstehung ist bei jedem Lied angegeben.

Die Vögel.

1846.

O Glanz! O Wonne!
O Frühlingssonne!
O reiche Welt, — wie sie uns gefällt!
Wir jubeln und singen
Auf luftigen Schwingen!
Ade! Ade!
Du trotziger Schnee,
Mach immer im Scheiden ein übel Gesicht,
Es kümmert die Vögelein länger nicht.
Was immer gethan uns dein schlimmer Mut
Der Frühling macht alles nun wieder gut.

Die Veilchen.

1846.

Von Büschen bedeckt, in Blätter versteckt,
Blühen wir Blumen, gar klein,
Lieben zu lauschen dem Waldesrauschen,
Stimmten so gerne darein!
Doch fehlt uns der Laut,
So sind uns vertraut
Wohl andere Gaben und Weisen:
Wir senden in die Luft
Den süssesten Duft,
Den Frühling, den Frühling zu preisen!

Die Rosen.

1846.

Warum denn Sehnen?
Was sollen Thränen?
Das Rosenherz
Kennt nicht Trauer, nicht Schmerz.
Nicht entflohene Freuden,
Nicht kommende Leiden
Verkümmern sein Glück.
Der Gegenwart
Bleibt frohes gepaart
Und schauet nicht vorwärts
Und schaut nicht zurück.
Schon schlägt in Flammen
Die Freude zusammen,
Sie lodern zu Hauf
Am Rosenstrauch auf.

Die Quellen.

1846.

Eile, eile mit fröhlichem Sinn
Durch das grünende Thal dahin!
Der Frühling ist kommen,
Hat weggenommen
Die Bande, die engen
Vom Winter, dem strengen.
Durch Binsen zu schlüpfen,
Über Kiesel zu hüpfen,
Bald langsam, bald schnelle,
Immer frisch und helle,
Geschwätzig und heiter,

Treibt es die Welle
Weiter und weiter.
Bäume zu grüssen,
Blumen zu küssen,
Sich freuend erfreun,
Unter Scherzen und Spielen
Erlaben und kühlen
Soll das Loos der Quellen sein.

Die Schwalben.

1848.

Ziehn die Schwalben hoch vorüber,
Einem schönen Himmel nach,
Wird die Seele trüb und trüber
Und ihr Heimweh wieder wach.

Sieht sie sich hinüber winken,
In die Heimat, schön und traut,
Doch die Fessel will nicht sinken:
O, da wird die Klage laut.

Fühlt den Heimzug tief da innen,
Kann nicht folgen seinem Drang,
Nicht dem Schmerze hier entrinnen,
Den sie ahnet, schwer und bang.

Zieh' zur Heimat, Schwalbe wieder,
Meine Sehnsucht zieht mit dir!
Kehrst im Frühlinge du wieder,
Ward vielleicht auch Heimzug mir.

Was ich möchte.

1850.

Der Himmel so heiter, der Himmel so blau,
Meiner Seele Himmel so trüb und so grau,
Die Welt so schön in erwachender Lust —
So traurig, voll Schmerz die Welt in der Brust;
Den Traum ins Leben die Sonne will fachen,
Ich aber möchte sterben und nimmer erwachen!

Die Lüfte wehen so lau und lind —
Im Busen wütet ein kalter Wind,
Die silbernen Wolken ziehen so sacht —
Hier lasten schwarze in bangender Nacht,
Die lustigen Vögelein singen und minnen —
Ich möchte den Tod nur als Braut mir gewinnen!

In Freudenthränen erfunkelt die Au —
Die Augen netzt mir ein bitterer Tau;
Die Knospen treiben, die Gräser wehn —
Im Herzen will keine Blume erstehn;
Das Herz liegt begraben im Grabe im herben —
Ich möchte am liebsten auch liegen und sterben!

Mein Lebensbild.

1854.

Auf hoher Bergesspitze,
Im blassen Dämmerschein,
Hinaus in trübe Weiten
Schau sinnend ich allein.

Es liegt ob meinem Haupte
Ein schwarz Gewölke schwer,
Und jedes Leben scheinet
Gestorben rings umher.

In Trauer ruht die Erde,
Nicht Mond noch Sternlein wacht;
Doch hellt ein milder Schimmer.
Die weite tiefe Nacht.

Dort an dem fernsten Saume
Schmiegt, wie ein goldner Reif
Um's Haupt, sich um die Erde,
Ein feuerfarbner Streif.

Der Streif, er lockt das Auge
In feuchter Wehmut nach,
Und ruft aus tiefem Busen
Die stille Sehnsucht wach.

O Nacht, so ernst und düster,
Und doch so still und mild,
Wie bist von meinem Leben
Du gar ein treues Bild!

O lichter Saum im Westen!
Vom fernen Lebenslauf
Strahlt mir in sanfter Helle
Die Ewigkeit herauf.

Sank auch die Sonne unter —
Doch finster ist es nicht,
Wenn durch die Nacht des Lebens
Der Gottesstrahl sich bricht.

Zuflucht.

1857.

Zum Wald nicht mit dem wunden Reh,
Zum kühlen, dunkeln Grunde
Nicht flüchte du mit einem Weh,
Mit einer tiefen Wunde.

Nicht in dem weichen Mutterarm
Du deine Thränen weine,
Dass aus dem Auge dort dein Harm
Nicht bittrer dir erscheine.

Du flüchte an die beste Stell',
Zu Jesu dem Getreuen,
Aus seiner Liebe fliesst ein Quell
Dich ewig zu erfreuen.

Dich überströmt ein Gnadenguss
Mit Wonne der Erlösten,
Du schöpfest Kraft aus diesem Fluss
Noch fremdes Leid zu trösten.

Vergangenes.

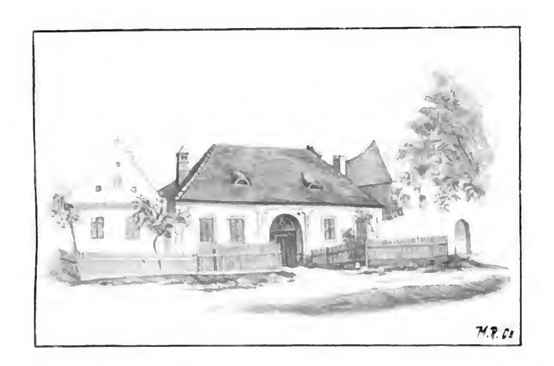
1858

Am Himmel geht der silberne Mond
Und duftige Wölkchen schreiten,
Ich lass an meiner Seele vorbei
Vergangene Tage gleiten.

Gar viele brachten Gram und Leid,
Doch manches auch wonnigen Frieden,
Cypressenzweige und Röslein rot
Wie's einem Herzen beschieden.

Die schwarzen Tage, die lichten, vermag
Ich nimmer scharf zu scheiden,
Es liegt ein sanfter duftiger Flor
Leicht hüllend über beiden.

Und wie die Wölkchen am Mond vorbei,
So die vergangenen Zeiten
In stillem Frieden, verklärtem Glanz,
Der Seele vorüberschreiten.



C. Postl's Geburtshaus in Poppitz.



Sealsfield's Wohnhaus „Unter den Tannen."



